



Der Kinderbuchverlag Berlin 1983

1 Die Männlein bleiben stehen

Der neunzehnjährige Lebkuchenbäcker Jockel Wolgemut fühlt sich unbehaglich, als er plötzlich in die Rolle eines Angeklagten kommt und von scharfen Blicken und lauten Beschuldigungen des Vogtes der Nürnberger Frauenkirche zu Boden gedrückt wird. Dabei gilt dieses Verhör in der spitzgiebeligen kalten Kirchenvogtei gar nicht ihm, sondern dem jungen Maler Barthel Beham, und es will nicht in seinen Kopf, dass der Kirchenvogt so mit einem Maler umspringen darf. Maler sind angesehen in Nürnberg, und nun gar dieser, Kind einer alteingesessenen Familie, Schüler von Albrecht Dürer! Bei den Worten des Kirchenvogtes denkt Jockel bald an das Bellen eines Hundes, bald auch an das Fauchen einer Katze und das Stampfen eines Pferdes. Es kann also nicht so weit her sein mit dem Ansehen dieses Malers, denkt er, und ich werde wohl gut daran tun, mich von ihm abzusetzen.

Nun schreit der Kirchenvogt: »Meint Ihr, Maler Beham, wir lassen uns von Euch unsere ganze Ordnung durcheinanderbringen?«

Wir, sagt er. Unsere, sagt er. Wir haben unser Recht und unsere Macht, und du bist allein, du wirst schon sehen ...

Der Maler Beham sagt ruhig: »Dazu braucht Ihr mich nicht mehr, Kirchenvogt, Eure Nürnberger Ordnung hat viele Risse und Löcher. Ist es ein Wunder, dass Eure Männlein darüber stolpern und stehen bleiben?«

»Ihr habt sie angehalten, die Männlein! Noch nie sind sie von selbst stehen geblieben!«

»Es wird Zeit dazu«, erwidert Barthel Beham. Dem Kirchenvogt bleibt das Wort im Mund stecken.

Jeden Mittag, wenn es langsam auf zwölf geht, versammeln sich viele Nürnberger an der Giebelseite der Frauenkirche, um das Männleinlaufen zu sehen, das sie zwar längst alle kennen, von dem sie aber doch immer wieder gefesselt werden.

Wenn der erste Mittagsschlag über den Hauptmarkt hallt, eröffnet die Figur des Ausrufers unter der vergoldeten Uhr das Spiel mit dem Geläut eines Glöckchens. Dazu öffnet, und schließt er seinen nicht gerade klein geratenen Mund wie ein Nußknacker. Wenige Augenblicke später beginnt der Ordner des Aufzuges im anderen Fensterchen unter der Uhr seine Amtstätigkeit und gibt mit einem Stäbchen den Takt für die Begleitmusik an. Zwei Posaunenbläser, ein Trommelschläger und ein Flötenpfeifer wetteifern miteinander. Sie, mühen sich zwar nur stumm ab, und doch ist der Nürnberger Hauptmarkt von Musik erfüllt wie bei den prächtigen Aufzügen des Rates. Feierlich schreiten nun nacheinander sieben Figuren aus einem Pfortchen des Kirchengiebels in ihren roten Mänteln und den Kragen aus weißem Hermelfell, auf dem die Schwanzenden der wertvollen Pelztierchen als schwarze Tupfer sitzen.

Für wen nun diese feierliche Pracht? Für den Kaiser natürlich! Der sitzt im Herrschergewand auf seinem Thron, lässt sich dreimal von den Kurfürsten umrunden und neigt gnädig und gut gelaunt sein Zepter, unter das sich die Kurfürsten beugen müssen, bevor sie wieder in Ihrem Türchen verschwinden dürfen.

So geschieht es jeden Mittag, nur eben heute nicht. Gerade als sich der Kurfürst von Sachsen, die bemalte Figur, versteht sich, vor dem Kaiser verneigen sollte, blieb der Männleinzug einfach stehen. Ob sich das Kurfürstenmännlein seine Ehrenbezeugung wohl noch abgerungen hat? Augenblicklich wendet der Kurfürst von Sachsen der Kaiserlichen Majestät den Rücken zu und schaut triumphierend auf den Hauptmarkt herunter, auf dem die Leute mit gerunzelten Stirnen und unfreundlichen Mienen stehen.

»Die Männlein sind stehen geblieben«, hört es Jockel schon wieder von draußen schreien, und es trifft ihn wie ein Peitschenhieb. Gleich wird die Reihe an ihn kommen, und mit einem Lebkuchenbäcker wird der Kirchenvogt noch härter umspringen als mit einem Maler. Hoffentlich

geht es nicht dem Vater an den Kragen, der leidet schon genug an seinen Zahnschmerzen!

Vom Rat beauftragt und bezahlt, hat der Uhrmachermeister Melchior Wolgemut über das Männleinlaufen zu wachen. Es blieb ihm jedoch seiner kranken Zähne wegen nichts anderes übrig, als sich von Jockel vertreten zu lassen, denn ein Gast aus Wittenberg wünschte zusammen mit dem Maler Beham das mechanische Kunstwerk ganz aus der Nähe zu sehen. Jockel war stolz darauf, denn er versteht vom Männleinlaufen und von der Kunstuhr genauso viel wie vom Lebkuchenbacken. Wie konnte es nur passieren, dass ...

Auweih, denkt Jockel, als sich der Kirchenvogt erhebt und mit vorgestrecktem Kopf auf ihn zustampft. Du hast nicht aufgepasst, wird er gleich sagen, du hast nicht – du bist nicht ... Aber nichts davon.

»Lebkuchenbäcker bist du? Ein guter alter Nürnberger Beruf!«

Das Gesicht des Kirchenvogtes geht auseinander wie Teig, die Nase schnuppert, die Augen blinzeln. Jockel ist erleichtert. Gleich morgen wird er dem Kirchenvogt einen Korb voller Lebkuchen bringen.

»Was sollte dir daran liegen, den Männleinzug aufzuhalten? Der da war es!«

Er zeigt auf Barthel Beham.

»Der da gehört vor den Rat!«

Der Maler antwortet ruhig: »Ich bin für Euch nicht Der da, Ihr kennt mich, und es herrscht in Nürnberg noch immer der Brauch, einander beim Namen zu nennen. Und warum habt Ihr den anderen nicht fest gehalten, den Wittenberger?«

Er erhält keine Antwort; die Tür wird aufgerissen, und eine Traube von Menschen drängt herein. Heute ist wegen des Markttages viel Volk in die Stadt geströmt.

»Was ist nun mit den Männlein? Sie stehen noch immer und rühren sich nicht!«

»Macht, dass ihr hinauskommt!« schreit der Kirchenvogt. »Mein Kopf ist voll genug!«

Wer bringt mir das Männleinlaufen wieder in Ordnung? geht es ihm durch und durch.

Das allein ist jetzt wichtig, auch, damit die Marktbauern nicht aufsässig werden. Viele sind von weit her gekommen. Das Männleinlaufen ist der Abschluss ihres Markttagcs. Sie werden murren, aber das wäre nicht das Schlimmste. In Kürze wird hier in Nürnberg der Reichstag stattfinden; die Stadt rüstet zum Empfang des Kaisers und der Großen des Reiches. Und Nürnberg ohne Männleinlaufen? Das ist doch die Huldigung an den Kaiser! Ihm zu Ehren wurde diese Kunstuhr gebaut, damals, als die Goldene Bulle erlassen wurde, das Gesetz zur Kaiserwahl. Der Kaiser soll von den sieben Kurfürsten des Reiches gewählt werden! Seitdem sind zwar gut anderthalb Jahrhunderte vergangen, doch das Gesetz gilt noch immer und muss auch weiterhin gültig bleiben. Frühestens morgen kann Meister Wolgemut wieder aufstehen, nachdem ihm der Bader einen Zahn ausgebrochen hat, denkt der Kirchenvogt weiter. Ein anderer Uhrmacher oder Mechanicus müsste her. Der aber würde vielleicht viel fragen und schwätzen. Wie konntet Ihr so nachlässig sein und Fremde allein an das Nürnberger Wunderwerk lassen? Aber der Wittenberger Gast hatte ein Geldstück aus dem Wams gezogen und es in der Wintersonne blitzen lassen. Bleibt nur in Eurem Stübchen, Kirchenvogt, wir finden uns dort oben schon allein zurecht! Er hatte es genommen: Das Geldstück war in seine Hosentasche gerutscht. Es ließe sich zu hohen Zinsen verleihen, so lange, bis es sich verdoppelt hätte. Nein, keinen anderen Mechanicus ...

»Verstehst du etwas von der Mechanik des Werkes, Jockel?

Und Ihr, Barthel Beham?« fragt der Kirchenvogt.

Die beiden nicken.

»Aber Ihr wolltet mich doch vor den Rat bringen!«

»Das hat Zeit. Zuerst lasst die Männlein wieder laufen. Aber ich komme mit.«

Das wird ein Schauspiel, denkt Jockel der dicke Kirchenvogt zwischen den Rädern und Hebeln im engen Kirchengiebel! Auch der Wittenberger hat sich da oben rumgequält, und der war ziemlich dünn. Barthel Beham sagt: »Um der schaulustigen Marktbauern willen! Was hat ihnen Nürnberg sonst schon zu bieten? Ich habe vielen Uhrmachern und Mechanikkünstlern auf die Finger gesehen, ich könnte

die Männlein tanzen lassen, wenn die Zeiten danach wären! Einmal werden sie springen, verlasst Euch drauf!«

Der Kirchenvogt ist schon aus dem Hause gelaufen und hört den Maler nicht mehr.

»Geduldet euch, Leute! Gleich laufen die Männlein wieder!«

Er fühlt nach dem Geldstück in der Hosentasche, reißt das Giebeltürchen der Frauenkirche auf, saust die Wendeltreppe hoch, bleibt aber nach der zehnten Stufe stehen, da ihm die Luft ausgegangen ist. Die beiden sind schon hinter ihm.

»Warum geht es nicht weiter?« ruft Barthel. »Ist Eure eigene Mechanik auch in Unordnung geraten? Euch könnte ich allerdings nicht helfen.«

Jockel zieht den Kopf bei Behams Worten ein, er empfindet sie als ungehörig und frech; schließlich ist der Vogt an der Nürnberger Frauenkirche eine Respektperson, die man achten muss!

Der möchte denn auch poltern und schimpfen, kann aber nicht, weil er sich Stufe für Stufe hochschnaufen muss. Ob es doch der Wittenberger war? Was wollte der überhaupt hier oben? Er interessiere sich für die Mechanik, hatte er gesagt. Der Kirchenvogt muss wieder stehen bleiben und sieht durch einen spitzbogigen Fensterschlitz auf den Hauptmarkt hinunter. Die beiden anderen haben ihn schon eingeholt. So schlurft er zum nächsten Fenster, aus dem man bereits die flach gewellte Landschaft des Frankenlandes sehen kann. Sein Herz schlägt bis zum Hals.

»Wartet einen Augenblick, Maler Beham«, bittet Jockel »Lasst dem Kirchenvogt Zeit. Was wollt Ihr damit sagen, die Nürnberger Ordnung hätte Risse und Löcher? Wie meint Ihr das?«

»Mach doch die Augen auf, Jockel!«

»Die sind offen!«

»Der Mensch lernt sehr langsam sehen, sogar der beste Maler ... «

Wie kommt Barthel Beham zu solcher Einsicht? Er ist freilich immer mit offenen Augen durch die Welt, durch die Nürnberger Welt gegangen, und nicht nur, weil er von Kindesbeinen an Maler werden wollte.

»Macht die Augen auf«, hatte der Lehrmeister Albrecht Dürer immer wieder gesagt, als er Barthel Beham und seinen Bruder Sebald in die Anfangsgründe des Malens und Zeichnens einführte, »die Nürnberger Welt ist ein Paradies für Maler!«

Davon, ist Barthel auch heute noch überzeugt. Nürnberg ist nicht nur eine Stadt, sondern eine Welt. Mit ihr hält keine andere Stadt des Reiches einen Vergleich aus. In Nürnberg ist alles größer, höher, besser, prächtiger, reicher. Schön längst haben die Nürnberger einen dreifachen Mauerring um ihre Stadt gezogen. Zwischen den Mauern staut sich Wasser in einem tiefen Graben, ein unüberwindliches Hindernis. In regelmäßigen Abständen erheben sich spitze Türme über die Mauern, gewähren trutzige Tore einen scharf bewachten Zugang in die Stadt. Eingeschlossen in den Schutz der Mauern liegen die Kirchen, die Klöster, die Spitäler, die Patrizierhäuser. Die anderen, die kleineren Häuser gehören auch noch dazu, aber die fallen nicht so ins Auge. Im Norden der Stadtmauer, auf der höchsten Stelle des Nürnberger Geländes, erhebt sich eine weit ausgreifende, vielgliedrige Burg, die auch als kaiserliche Stadtresidenz dient. Im Schutz und Schatten der Mauern und der Burg dürfen sich die Einwohner mit besonderem Stolz Bürger nennen.

Das Herz der Nürnberger Welt aber ist das Rathaus, genauer gesagt, die Ratsstube. Hier haben die Ratsherren stets als Mahnung und Abschreckung die Holzfigur des auf einem Drachen sitzenden ungerechten Richters vor Augen. Sie selbst halten sich natürlich für gerecht. Der prächtigste Raum des Rathauses ist der Große Saal mit seinen zahlreichen kostbaren Tafelbildern, Wandgemälden und Figuren. Durch die großen spitzbogigen Fenster fällt farbiges Licht und erhöht seinen Glanz. Hier versammeln sich die vornehmsten Nürnberger zu Tanz und gemessener Lustbarkeit, hier empfängt die Stadt ihre angesehenen Gäste. Barthel Beham hat noch nie dort getanzt.

Nürnberg hat es weit gebracht. Fast alle großen europäischen Handelsstraßen sind zuerst von Nürnberger Füßen ausgetreten worden. Die Handelszüge kommen und gehen von und nach Venedig und Genua, Lyon und Paris, Antwerpen und EI – Kahira. Nürnberg hat viel zu bieten. Tuchhändler und Färberei stehen in Blüte. In zahlreichen

Gießereien werden nicht nur Löffel gegossen, sondern auch die modernsten mathematisch – physikalischen Instrumente, Taschenuhren werden gefertigt, die man Nürnberger Ei nennt, auch Feuerschlösser für Gewehre. Nürnberg ist auf der Höhe der Zeit, Nürnberg ist des Reiches Glanz und Gloria.

Besonders angesehene Bürger dürfen ein Wappen nach Herrenart führen, und davon macht auch der Mäler Albrecht Dürer, der unmittelbar unter der Burg am Tiergärtnerort der Stadtmauer wohnt, gern Gebrauch. Aus seinem Wappen spricht ein großer Lebenswunsch: es zeigt eine Tür, deren beide Flügel weit geöffnet sind.

Die Welt kann und soll ungehindert eindringen. Doch was kommt da alles?

Bild (Buch S. 12)

Barthel Beham sieht, dass Nürnberger Politik jetzt nicht mehr nur in den stolzen Häusern der Ratspatrizier oder in den vielen Räumen des Rathauses gemacht wird, sondern auch auf Straßen, Plätzen und in verborgenen Winkeln, in Wirtshäusern und auf Kirchhöfen. Die Nürnberger Mauerringe reichen nicht mehr aus, alle Bürger mit ihren Wünschen, Nöten und mit ihrer stärker werdenden Unzufriedenheit zu umfassen und zu vereinen.

Solche Erfahrungen treten immer stärker in Barthels Leben. Seit er einem angeblichen Aufrührer am Pranger des Nürnberger Hauptmarktes begegnet ist, schärft sich sein Blick für die Nürnberger Risse und Löcher.

»Weshalb bist du hier angekettet?« fragte er den Mann am Pranger. Der zuckte zuerst vor Angst zusammen, beruhigte sich aber schnell wieder.

»Ich bin ein Bauer aus Katzwang«, antwortete er leise, »und habe falsche Gewichte gebraucht und zu hohe Preise genommen, dafür werde ich bestraft ... «

»Weshalb hast du das getan?«

»Nicht aus Übermut, Herr, gewiss nicht ... Ich brauche dringend Geld, denn ich kann den Zins an meinen Grundherrn nicht zahlen, und meine Vorratskammer ist eingestürzt, doch der Vogt hat mir kein Holz

gegeben für eine neue. Das letzte Huhn hat er mir genommen, mir nur Mais und Äpfel gelassen, und wenn ich auf dem Markt mehr dafür bekommen hätte, wäre ich noch einmal gerettet ... Der Vogt hat uns die Scheune niedergebrannt, weil wir ihm kein Korn geben konnten, denn wir hatten keins ... »

Barthel Beham stand und schaute. Ein anderer Bauer gesellte sich zu ihm und flüsterte: »Der ungerechte Richter aus der Nürnberger Ratsstube ist auf seinem Drachen ausgefahren und herrscht nun über uns alle. Ihn sollten wir ergreifen und hieran den Pranger stellen! Was schaden ein paar Unzen falsches Gewicht und ein paar Pfennige falscher Preis? Der ungerechte Richter ist schuld! Die Nürnberger schützen die Willkür der Herren. Der Drache ist Herr über Nürnberg.«

»Ich kann Euch nicht helfen«, seufzte Barthel Beham.

Übrigens war kurze Zeit nach ihm auch Jockel Wolgemut am Pranger vorübergegangen und für einen Augenblick stehen geblieben, ohne jedoch trüben Gedanken zu begegnen. Man kann ja ruhig einmal über die Stränge schlagen, lustig sein und Schabernack treiben, aber es darf nicht zu weit gehen, und Ordnung muss sein, wo kämen wir sonst hin? Ganz recht geschieht diesem Missetäter, dass er dort steht und sich verhöhnen lassen muss, Strafe muss sein. Jockel vergaß dieses Bild sofort wieder, obgleich er doch auch seine Augen weit aufgemacht hatte.

Unten auf dem Markt an der Frauenkirche steht der Fremde aus Wittenberg und belustigt sich hinter seinem undurchdringlichen Gesicht über die bestürzten Mienen der Umstehenden, über ihr Geflüster und die halblauten Sprachfetzen. Niemand hat ihn aufgehalten, als er vom Giebel der Frauenkirche herunterstieg; was kann ihm denn auch schon geschehen ...

»Ein Unglück, ein großes Unglück steht uns bevor«, dringt es an sein Ohr. »Wie zwei halbe Regenbogen, wie Blut auf der Wäschebleiche, wie ein Kalb mit zwei Köpfen ... Wehe über uns! Die Männlein laufen nicht mehr!«

Unsinn, aber nützlicher, denkt der Wittenberger. Es ist doch nur, weil man in Wittenberg auch ein solches mechanisches Kunstwerk haben

möchte, ich musste eben dort oben ein bisschen herumprobieren. Und dabei ist es geschehen, dass der sächsische Kurfürst einfach stehen blieb. Schlimm kann der Schaden nicht sein. Den Vogt, diese dicke Kirchenmaus, habe ich gut bezahlt. Für so viel Geld kann er sich ruhig einmal aufregen! Ob der Maler jetzt noch bereit ist, mir eine Zeichnung zu liefern? Aber er gehört nicht zu den Reichen, er wird sich schon um mein Geld bemühen. Um das Geld meines Kurfürsten ... Und für den werde ich in Wittenberg die Männlein laufen lassen. Bauern, Bürger und Edelleute sollen um unseren allergnädigsten Herrn Kurfürsten tanzen.

Der Wittenberger stammt eigentlich aus Leipzig und heißt Hans Dreyer. Aber seit er am Wittenberger Hof lebt, nennt er sich Johannes Tertius, denn er hat in Leipzig die Hohe Schule besucht und kann mühelos seinen Namen in eine lateinische Form übersetzen. Überhaupt versteht er ziemlich viel: Briefe schreiben, Unterschriften fälschen, Heiltränke bereiten; Uhren bauen und reparieren, Schnaps brennen, Orgelpfeifen stimmen und vor allem kann er die Nativität stellen, das Schicksal eines Menschen aus dem Stand der Gestirne ablesen. Mit allen diesen Fertigkeiten hat er schon viel Geld erworben und könnte es an Reichtum mit manchem begüterten Nürnberger Bürger aufnehmen. Johannes Tertius ist nicht hauptsächlich wegen des Männleinlaufens, sondern wegen des bevorstehenden Reichstages nach Nürnberg gekommen. Er muss dafür sorgen, dass Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen hier ein Quartier ohne Mäuse und ohne Lauscher, aber mit einem weichen bequemen Bett findet. Er wird auch erkunden, wo der Kaiser wohnt und was die Nürnberger so auf der Straße sagen. Hier auf dem Markt hört er schon viel.

Nun tut sich etwas.

»Die Männlein laufen wieder!« ruft man. »Aber verkehrt herum! Was hat das nun zu bedeuten?«

Der Kirchengvogt hoch oben im Giebelgebälk ist außer sich. Da hatte er nun gehofft, die beiden würden es schaffen.

»Verkehrt, Beham, so schickt die Männlein doch in die andere Richtung!«

»Ich kann nicht, ich stecke nicht drin in dem Werk«, gibt Barthel Beham zurück. »Seid doch froh, dass sie überhaupt laufen!«

»Unmöglich!« schreit der Kirchenvogt; am liebsten möchte er dazwischenfahren, aber wegen seines Leibesumfanges kann er sich nicht näher an das Werk heranschieben.

»Die Männlein müssen in ihr Gehäuse zurück, und dann stellen wir das Werk ab«, sagt Jockel. »Besser, es steht still, als dass es anders herum läuft.«

»Eine schlechte Welt, die besser still steht, als dass sie eine andere Richtung nimmt!«

Barthel Beham zerrt so aufgebracht an der Figur des Wittenberger Kurfürsten herum, dass sie sich lockert und auf den Markt herunterstürzt. Ein Aufschrei geht durch die Menge.

»Die Männlein stürzen ab!«

Jockel stehen die Haare zu Berge. Sein Vater, geht mit den Figuren so sorgsam um, als seien sie lebende Menschen! Kann oder will der Beham nicht aufpassen? Jockel steckt den Kopf durch eine Fensteröffnung und starrt auf den Markt herunter. Der Kurfürst wird in hundert Stücke zerbrochen sein, und der Vater muss eine neue Figur herstellen lassen. Aber nein, sie ist auf einen großen, mit Heu und Stroh beladenen Wagen gefallen, den ein Bauer unmittelbar an der Kirchenwand abgestellt hat, wo es eigentlich verboten ist. Der rote Mantel leuchtet, die Figur scheint unversehrt.

Beham springt die Wendeltreppe herunter, zerrt das Kurfürstenmännlein vom Heuwagen, legt es sich über die Schulter und eilt wieder auf den Giebel.

»Ein Kurfürst fällt immer weich«, ruft er dem Kirchenvogt entgegen, der vor Schreck und Wut zittert.

»Komm her, hilf mir!« ruft Beham Jockel zu, und der beeilt sich, obgleich der Maler ihm eigentlich nicht zu befehlen hat.

Beham stellt bald befriedigt fest, dass die Kurfürstenfigur wieder sicher und fest auf ihrem eisernen Dorn steht.

»Niemand kann beweisen, dass Ihr der Schuldige seid«, flüstert Jockel »Vielleicht war es der Wittenberger ...« setzt er noch leiser hinzu: »Mein Vater könnte ein Wörtchen für Euch einlegen.«

»Ach, du kleiner Lebkuchenbäcker!« gibt Beham zurück, »wer wird dir und deinem Vater glauben?«

»Warum seid Ihr überhaupt dem Wittenberger gefolgt?« fragt Jockel verärgert dagegen. »Ihr kanntet ihn doch auch nicht!«

»Ja, warum? Vielleicht wollte ich Neues erfahren. Vielleicht hoffte ich sogar, es werde eine kleine Schrift des Dr. Martin Luther für mich abfallen. Aber nichts davon.«

Dann wendet er sich an den Kirchenvogt und ruft: »Es ist alles wieder in Ordnung mit den Männlein! Wie sollen sie nun laufen?«

»Vorwärts, als sei nichts geschehen!«

»Vorwärts, als sei nichts geschehen ... «, wiederholt Beham.

Knarrend setzt sich das Werk in Bewegung. Der Kaiser senkt wohlwollend das Zepter bei der Verneigung seiner Kurfürsten und scheint auch noch zu lächeln, nachdem der Letzte im kleinen Türchen verschwunden ist. Der Kaiser kann zufrieden sein. Der Rat der Stadt Nürnberg ist es nicht.

Unten am Giebeltürchen warten zwei Stadtknechte und befehlen dem Kirchenvogt, Jockel Wolgemut und Barthel Beham, sofort mit ihnen ins Rathaus zu kommen. Natürlich hat man auch dort gemerkt, dass am Männleingiebel etwas nicht in Ordnung ist.

»Lasst mich aus dem Spiel, ich habe damit nichts zu tun, ich kann nichts dafür, dass Meister Wolgemut zu Bett liegt; ich habe jetzt überhaupt keine Zeit«, beteuert der Kirchenvogt.

»Nichts da, Ihr kommt mit! Alle!«

»Mich dürft ihr höflich bitten, aber nicht zwingen«, sagt Barthel Beham.

»Ich bin ein unbescholtener Nürnberger Bürger und habe kein schlechtes Gewissen.«

Die Stadtknechte gehen darauf nicht ein. Jockel bewundert den Maler. Dass der in Gegenwart von bewaffneten Ordnungshütern so ruhig bleiben kann! Er selber zittert an Hand und Fuß und bringt vor Aufregung kein Wort heraus. Er hat ein schlechtes Gewissen. Wenn der Vater davon erfährt, wird er seine Zahnschmerzen vergessen. Du hast mich schlecht vertreten, Jockel, wird er sagen. Und Jockel hört auch noch andere Worte. Ein Glück, dass du nur Lebkuchenbäcker bist. Lebkuchen verlangen nicht so viel Verantwortung.

An diesem Tag wird Jockel und dem Nürnberger Rat allerlei zugemutet. In der kleinen Schreibstube des Rathauses beginnen zwei Ratsherren niederen Ranges und der Schreiber des Stadtrichters eine Befragung. Es geht recht gemütlich zu; sehr ernst nehmen die Ratsherren diese Sache nicht. Endlich einmal etwas anderes als Verstöße gegen die Marktordnung, kleine Diebereien!, Schimpfworte. Mal ein kleiner Schabernack!

»Das Männleinlaufen ist ein Herzstück unserer Stadt«, sagt der ältere Ratsherr, der zum Frühstück zehn kurze Bratwürste mit Kraut gegessen und zwei große Humpen Kulmbacher Bier getrunken hat. Der kleine Verdauungsärger kommt ihm wie gerufen.

»Solange die Männlein um den Kaiser laufen, ist unsere Welt noch in Ordnung!«

Niemand von den drei Befragten kann oder will sagen, wieso und weshalb die Männlein stehen geblieben sind.

»Gut, sehen wir uns die Sache an Ort und Stelle an!« beschließt der jüngere Ratsherr und freut sich, dass er dem älteren mit dem Treppensteigen eins auswischen kann. Das wird seiner Verdauung auch gut tun.

»Was? Ich soll noch einmal in den Männleinkäfig klettern?« entrüstet sich auch der Kirchenvogt.

»Ihr seid vom Rat zum Aufseher der Frauenkirche bestellt, es ist Eure Pflicht!«

Und der Kirchenvogt gehorcht.

Jockels Herz schlägt zwar noch immer bis zum Hals, zugleich fühlt er sich aber auch geschmeichelt darüber, dass sich viele nach ihnen umdrehen. Wegen der beiden Ratsherren natürlich. Auch der Stadtschreiber zieht die Blicke an. Es ist fast schon ein kleiner Aufzug. Jockel springt vor, schließt das Giebeltürchen auf.

Bitte, die Herren!«

Wenn doch jetzt der Vater hier sein könnte; Ratsherren und ein Stadtschreiber in seinem Reich! Jockel wird sie in dem Arbeitskammerchen dort oben bewirten. Er weiß, wo die Weinflaschen des Vaters stehen, und Lebkuchen hatte er wegen des Wittenberger Gastes schon mitgenommen. Man war jedoch nicht zu dem

beabsichtigten Imbiss gekommen. Jockel verliert alle Angst, als sich Ratsherren und Stadtschreiber über sein Angebot erfreut zeigen und sich sofort in Meister Wolgemuts aufgeräumter Werkstattkammer niederlassen. In der Giebelwand gurren die Tauben. Die große Kunstuhr erfüllt alles mit ihrem Ticken und Rasseln.

»Hier ist gut sein«, sagt der ältere Ratsherr, »hier sieht es aus wie in einer zuverlässigen Werkstatt, wohl bekomm's!«

Er erhebt sein gefülltes Glas, als sei er der Hausherr, während Jockel die Lebkuchen auf einem Tuch ausbreitet. Der Stadtschreiber schnuppert: »Ganz frisch! Dafür können die Männlein ruhig einmal stehen bleiben!«

Der ältere Ratsherr runzelt die Stirn.

»Das möchte ich aber nicht gehört haben! Wir müssen diesen Fall untersuchen.«

Barthel Beham ist bis jetzt still gewesen und hat weder auf Lebkuchen noch auf Wein Appetit gezeigt. Er schaut aus dem Fenster, und das bunte Bild freut ihn.

»Wisst Ihr was?« platzt er plötzlich hervor. »Es war höchste Zeit, dass die Männlein einmal stehen blieben! Ich glaube, sie sind an allem schuld!«

Jockel traut seinen Ohren nicht, und dem Kirchenvogt bleibt , der Bissen im Hals stecken.

»Also habt Ihr es getan! Ich habe es ja gleich gesagt!«

»Nichts habe ich! Ich werde mich nicht an fremdem Eigentum vergreifen. Aber ich habe soeben die Männlein in meinem Kopf angehalten, und Ihr glaubt nicht, wie wohl ich mich dabei fühle.«

»Junger Mann, sprecht Ihr im Fieber?« fragt der ältere Ratsherr.

»Wie meint Ihr das« lässt sich der Schreiber vernehmen. Es hält ihn nicht auf seinem Sitz, er ist aufgesprungen.

Barthel Beham holt aus.

»Die Männlein sind nun einmal vorhanden. Nürnberg ist stolz auf dieses mechanische Kunstwerk, denn der Kaiser ist ja für die Nürnberger fast der Herrgott ... Oder eine strahlende Sonne; die von den sieben Planeten umrundet wird. Nichts vermag sie aus ihrer Bahn zu werfen. An diesem Gesetz ist nicht zu rütteln. Alle, die wir unter

dem Männleinlaufen geboren sind, tragen es längst in unseren Köpfen. Auch hinter unserer Stirn laufen die Männlein, und wir glauben fest daran, dass es so sein muss. Warum eigentlich nicht anders? Die Männlein können uns darauf keine Antwort geben, denn sie sind auf ihre Bahn fixiert und zu einem anderen Weg nicht fähig. Man kann mit ihnen nicht reden. Ich mag nicht, wenn man mit einem nicht reden kann ... Wie soll ich denn weiterkommen, da ich immer die gleiche Antwort erhalte: Die Männlein laufen, der Kaiser neigt sein Zepter, die Männlein verneigen sich und verschwinden ... Es ist ja schon alles entschieden ... Und das Leben? Und die Menschen? Interessiert doch die Männlein gar nicht! Die sind wie Winter, und Sommer, wie Sonne und Mond, wie Gewitter und Hagel. Ihr Spiel läuft ab, und sie verschwinden. Aber in unseren Köpfen, da müssten wir sie anhalten, damit wir endlich einmal anders werden können ... Müssten wir nicht vieles ändern? Viele unserer dummen Gewohnheiten zum Beispiel: Unsere trüben Gedanken. Dass wir immer gleich Ja sagen. Dass wir das meiste für selbstverständlich halten. Und wie viel müssten wir lernen! Doch dann laufen die Männlein wieder und sagen: Wozu lernen? Es liegt doch schon alles fest. Wir laufen um den Kaiser, und das ist gut und soll so bleiben!

Haltet doch die Männlein an! Lasst uns erst prüfen, was wir annehmen! Wir müssen lernen, auch nein zu sagen. Starren wir doch nicht immer von unten auf die Männlein, schauen wir weit ins Land, so wie jetzt, und werden wir anders!«

Barthel Behams Augen leuchten. Er ist aufgestanden. Von seiner Rede sind alle betroffen. Der jüngere Ratsherr und der Schreiber nicken nachdenklich. Beiden drängen sich Fragen auf die Zunge, der Schreiber spürt sogar Begeisterung. Ja, man müsste alle die Männlein in den Köpfen einfach anhalten und andere Gedanken kreisen lassen. Der Kaiser will nach Nürnberg zum Reichstag kommen; nun gut, soll er! Aber muss deshalb ganz Nürnberg kopfstehen, als gäbe es auf der Welt nur den Kaiser?

Der ältere Ratsherr aber schüttelt den Kopf.

»Unmöglich! Eure Gedanken sind unmöglich, obwohl manches gut klingt, zugegeben! Aber hütet Euch vor solchem Denken, Barthel

Beham, Ihr seid noch jung und wollt es zu etwas bringen. Mit solchen Reden aber ... «

Jetzt findet der Kirchenvogt eine Kerbe, in die er schlagen kann.

»Eure Reden sind gotteslästerlich, Maler Beham, Ihr zweifelt an den Männlein, an der Macht der Mächtigen! Es sollte mich nicht wundern, wenn Ihr auch an der Allmacht Gottes zweifelt. Ihr werdet schon sehen, was Ihr davon habt. Man kann mit den Männlein nicht reden, sagt Ihr. Mit Euch sollte man ein hartes Wörtchen reden, und zwar bald!«

Barthel Beham entgegnet auf diese Worte nichts, sondern schaut aus dem Fenster ins Land hinaus. Jockel fühlt sich unbehaglich. Er bietet immer wieder Wein und Lebkuchen an, aber niemand hat Appetit, und man scheint ganz vergessen zu haben, weshalb man sich die steilen Treppen hinaufbemüht hat. Es ist schon gleich, wer die Männlein zum Stehen gebracht hat. Was wiegt das schon neben diesen ungeheuerlichen Worten von Barthel Beham?

Jockel fühlt sich Hin und Her gerissen. Er könnte die Worte eines jeden Anwesenden zu seiner eigenen Meinung machen, am besten die des Malers. Wenn er das doch noch einmal hören könnte, ganz allein. Die anderen müssten gehen, die dürften nicht dagegenreden und ihn ängstlich machen. Aber sie sind nun einmal da, und er muss auch ihnen Recht geben. So würde der Vater auch sprechen, und dem Vater muss man gehorchen, wo käme man sonst hin? Oder ist auch der Vater nur solch ein Männlein im Kopf, das man einfach anhalten kann? Halt, Jockel, hier darfst du nicht weiterdenken, sonst kommt alles ins Wanken ... Die Worte, die der Kirchenvogt da hervorgestoßen hat, klingen noch immer hart, ja Furcht erregend durch das Werkstattkammerchen. Dann ist Jockel der ältere Ratsherr schon lieber. Der hat sich jetzt als Erster aus dem Bann des Gespräches gelöst, hält Jockel sein leeres Weinglas entgegen und beißt in einen runden duftenden Lebkuchen.

»Junge Leute reden viel und vieles«, sagt er mit vollem Mund. »Jeder muss sich die Hörner abstoßen. Doch dazu sind wir ja nicht hergekommen. Zeigt uns jetzt das Männleinwerk, damit wir uns selbst

eine Meinung bilden können. Ich wette, der Beham war es nicht, der hat ganz andere Flausen im Kopf.«

Jockel führt den älteren Ratsherrn als Ersten an die Stelle, von wo er den Mechanismus sehen kann. Aber es ist nicht sehr hell hier oben, und der Ratsherr findet sich in dem Gewirr von Rädchen, Hebeln und Seilen nicht zurecht.

»Schon gut«, sagt er. »Da kann schon leicht etwas durcheinanderkommen. Aber lasst nie wieder Fremde hier herauf.«

Plötzlich beginnt es von den beiden großen Nürnberger Kirchen zu läuten, ungewöhnlich für diese Tageszeit. Was ist? Feuer?

Der Kirchenvogt erspäht als Erster die bunte Schlange, die sich aus östlicher Richtung auf Nürnberg zuwälzt. Es blitzt von Lanzen, Helmen, Rüstungen. An der Spitze des Zuges kann man schon Pferde unterscheiden.

»Seht! Der Kaiser kommt zum Reichstag!« schreit der Kirchenvogt. Was wiegen jetzt die stehen gebliebenen kupfernen Männlein neben dem lebendigen Kaiser!

»Läuten! Wir müssen läuten!« schreit er; greift selbst nach einem Glockenseil und wirft Jockel die beiden anderen zu. Es wäre ja noch schöner, wenn man in Nürnberg nur die Glocken der beiden großen Kirchen, der Lorenzer und der Sebaldker Kirche, hörte! Die beiden Ratsherren und der Schreiber sind eher verstimmt als erfreut. Weshalb haben sie nichts davon erfahren, dass der Tross des Kaisers so nahe vor der Stadt steht? Nun müssen sie schleunigst diese Untersuchung ohne Ergebnis abbrechen und Hals über Kopf zum Rathaus eilen, ihre Festroben anlegen und mit den beiden Losungern und den anderen Ratsherren dem Kaiser entgegenschreiten. Mit dem hätten sie eigentlich erst in ein paar Tagen gerechnet.

»Und was wird aus mir?« fragt Barthel Beham. »Kann ich auch gehen?«

»Ja, natürlich geht nur; es ist ja alles wieder in Ordnung mit dem Männleinlaufen. Vielleicht war nur ein Vogel ins Laufwerk geflogen und hat es zum Stillstand gebracht. Geht nur, damit auch Ihr den Kaiser sehen könnt«, sagt der ältere Ratsherr.

Barthel Beham schüttelt den Kopf, als verstehe er nicht. Jemand keucht die Wendeltreppe hoch. Die Ratsherren sind ungehalten. Sie wollten

doch absteigen, und nun versperrt ihnen jemand den Weg. Es ist Meister Wolgemut. An einem solchen Tag muss er auf seinem Posten sein, und wenn auch sein ganzes Gesicht geschwollen ist und er vor Schmerzen kaum sprechen kann.

»Der Kaiser kommt!« zischelt er durch das wollene Tuch, das seine Frau ihm um den Kopf gebunden hat. Die Ratsherren nicken nur und eilen an ihm vorbei. Der Kirchengvot und Jockel läuten, dass das Gebälk nur so zittert; sie können sich nicht um Meister Wolgemut kümmern.

»Der Kaiser kommt!« flüstert Wolgemut noch einmal, und Barthel Beham nickt.

»Ja, und alle Männlein laufen wie von Wespen gestochen. Die Ratsherrenmännlein, das Schreibermännlein, das Kirchengvotmännlein und die Wolgemutmännlein. Nicht einmal von den schlimmsten Zahnschmerzen lassen sie sich zurückhalten. Ich fürchte, auch in meinem Kopf laufen die Männlein wieder. Gehabt Euch wohl, Meister Wolgemut!«

Diese Worte dringen jedoch nicht durch das dicke Tuch, das über Meister Wolgemuts Ohren liegt.

Nürnberg gleicht einem Ameisenhaufen.

»Hat man denn nicht eher gewusst, dass der Kaiser heute schon kommt?« fragt Beham einen Stadtwächter auf dem Markt.

»Wir haben ihn erst in den nächsten Tagen erwartet. Aber der Kaiser wollte seine Lieblingsstadt überraschen und hat das Hoflager in Altdorf eher abgebrochen.«

Der Markt leert sich. Alle laufen zum Königstor im Südosten der Stadt. Auch die Ratsherren haben sich zum Begrüßungszug aufgestellt. Fahnen werden geschwungen. Kinder schreien. Barthel Beham sieht zwei Hunden zu, die sich vor dem Schönen Brunnen balgen. Bald jagen sie sich, zwicken sich, bald werfen sie sich auf den Rücken, wehren einander kläffend ab. Ein Marktbauer packt seine nichtverkauften Reiserbesen zusammen. Er kann nicht einfach alles so stehen lassen, wegläufen und den Einzug des Kaisers bewundern. Vom Tiergärtnertor her sieht Barthel seinen Bruder Sebald kommen.

Die Brüder Beham gleichen einander sehr mit ihren frischen rosigen Gesichtern und dem weichen blonden Haar. Sie sind zwar erst wenig über zwanzig Jahre alt, doch die dichten gekräuselten Bärte lassen sie älter erscheinen. Sebald ist von raschen Bewegungen und Entschlüssen, Barthel eher nachdenklich; nicht selten gerät er ins Grübeln. Ordentlich und fleißig sind sie beide.

»Was stehst du hier herum?« fragt Sebald. »Komm mit zum Königstor, du hast doch auch noch nie gesehen, wie ein Kaiser in Nürnberg einzieht.«

Barthel ist einverstanden, und die Brüder schlängeln sich durch das Gewühl über die Fleischbrücke, an der Lorenzkirche vorbei. An der Mauthalle haben sich so viele Menschen versammelt, dass es weder vorwärts noch rückwärts geht und Barthel, schon umkehren möchte, doch Sebald zieht ihn am Ärmel weiter. Es gelingt ihm sogar, in der Nähe des Königstores einen erhöhten Beobachtungsplatz auf einer Treppe zu finden, und von dort aus können sie den Kaiser ganz aus der Nähe sehen. Er wird gerade von den beiden Losungern und dem Kriegshauptmann der Stadt Nürnberg begrüßt, und diese Begrüßung fällt besonders wortreich und unterwürfig aus, da der Kaiser ja der allerhöchste Herr der Freien Reichsstadt ist. Man huldigt ihm in klangreichen kunstvollen lateinischen Worten, wie es bei solchen Gelegenheiten üblich ist. Die Muttersprache des Kaisers ist das Französische, er versteht kaum Deutsch. Alles Deutsche ist ihm fremd. Er reitet auf einem Schimmel, dessen dunkles Zaumzeug von Vergoldungen nur so blitzt. Er trägt einen Pelzhut, von einem Diadem umschlossen, einen roten, mit Pelz gefütterten und besetzten Samtumfang, weite weiche Stiefel von feinstem Saffianleder. Man versichert immer wieder, dass die Stadt Nürnberg ihm unverbrüchlich treu, ergeben und gehorsam ist.

»Diese gute Stadt wird alle Eure Befehle, Anordnungen und Wünsche achten, auf Eure Stadt Nürnberg könnt Ihr Euch immer und zu jeder Zeit verlassen!« verspricht der Erste Losunger, und es hört sich an wie ein auswendig gelernter Gesang. Er hat diese lateinischen Sätze tatsächlich auswendig gelernt, auch das gehört zu seinen Amtspflichten.

Der Kaiser ist von den Großen des Reiches und seinen persönlichen Ratgebern, Dienern und Beschützern umgeben, alle sind ähnlich prächtig gekleidet wie er. Die Herolde haben die silbernen Trompeten abgesetzt und die überhohen Standarten aufgesteckt. Nur Geübte und Weitgereiste wissen die vielen Wappentiere und Hoheitszeichen zu erkennen und zu unterscheiden', Adler in vielfältigen Formen, Greifen und Drachen, Löwen, Sterne und Kronen. Der Kaiser ist zugleich König von Spanien und Herr über viele andere Gebiete. Er muss den Nürnbergern seine Macht zeigen, er legt Wert auf die Nürnberger.

Der Zug ist nur mühsam zum Stehen gekommen, Menschen und Pferde frieren, der Kaiser lächelt. Barthel Beham sieht ihn unverwandt an. Kaiser Karl V. sieht ganz anders aus als der Männleinkaiser. Er ist noch sehr jung. Eigentlich wirkt er hässlich, besonders wegen der lang herabhängenden Unterlippe. Wie ein Hexenmann, denkt Barthel. Ein interessantes Gesicht zum Malen! Aber ist es mir aufgegeben, den Kaiser zu malen?

»Ich bin meiner Stadt Nürnberg in Gnaden gewogen«, sagt der Kaiser in französisch klingenden lateinischen Worten, die auch er mit Hilfe seiner Berater auswendig gelernt hat. Die Umstehenden jubeln und spenden Beifall, der Kaiser selbst hat gesprochen!

Nur die allerwenigsten wissen, wie es vor fünf Jahren bei der Kaiserwahl in Frankfurt zugegangen ist. Fast eine Million Goldgulden musste Karls Familie, das Haus Habsburg, aufbringen, um die Stimmen der Kurfürsten zur Kaiserwahl zu kaufen. Sonst hätten sie nämlich womöglich den König von Frankreich gewählt. Und trotzdem hatten sich die Kurfürsten noch viele Rechte gesichert. Keineswegs tanzten sie um den Kaiser.

Barthel Beham hätte es bestimmt nicht geglaubt, wenn ihm jemand versicherte, dass die Männlein wirklich schon längst stehen geblieben sind. Dass die Kurfürsten sich weigern, weiterhin den Kaiser zu umrunden. Aber der kaiserliche Glanz, würde Barthel entgegenen, die Pracht ... Es ist doch alles beim Alten!

Hätte er jedoch mehr Möglichkeit zu genauer Beobachtung und Prüfung, würde er noch mehr sehen. Risse und Löcher, und nicht nur in Nürnberg. Doch vorläufig hat er solche Möglichkeit nicht. Das bunte

Bild am Königstor verwirrt ihn, und er ist froh, als ihm der Auftrag des Wittenbergers wieder einfällt. Eine Zeichnung vom Männleinlaufen soll er anfertigen, damit man sich auch außerhalb Nürnbergs ein genaues Bild machen könne. So wird er wenigstens den Männleinkaiser im Bild fest halten und damit Geld verdienen.

Während sich die bunte Schlange mit dem Kaiser, einigen Kurfürsten, den Reichsgrafen, Reichsrittern und dem ganzen dazugehörigen Tross wieder in Bewegung setzt und sich den Berg zur Burg emporwälzt, geht Barthel Beham zur größten Verwunderung seines Bruders Sebald nach Hause.

»Früher konntest du von den kleinen Aufzügen des Rates schon nicht genug bekommen. Und nun verschwindest du, wenn es den Kaiser zu sehen gibt?«

Aber Barthel möchte allein sein und nachdenken und zeichnen. Als er vor dem leeren Blatt sitzt, fällt ihm alles wieder ein. Wir müssen die Männlein in unserem Kopf anhalten, hatte er gesagt, und es war ihm so vorgekommen, als sei nun in seinem Kopf alles frei und bereit für ganz Neues. Leider war dieses Wohlgefühl nur von kurzer Dauer. Er spürt es auch jetzt, die Figuren laufen wieder. Er müsste sie noch einmal zum Stehen bringen.

An vielen Orten draußen im Land, aber auch auf Nürnberger Gassen und Plätzen ist jetzt die Rede vom gemeinen Mann, von dem, der wenig Rechte und schon gar keine Reichtümer besitzt. Die Forderung wird laut: Gerechtigkeit für den gemeinen Mann! Barthel kommen bei diesen Worten Zweifel. Wer würde dem gemeinen Mann mehr Rechte geben wollen und können? Wer würde sein Recht mit ihm teilen?

Ehe er sich versieht, hat er einen neuen Männleinzug gezeichnet. Um den Kaiser laufen nicht die Kurfürsten, sondern Gestalten, die Barthel Beham täglich auf dem Markt beobachtet hat. Bauern, Händler, Dienstleute. Die Bauern tragen ihr einfaches Wams und ihren derben Bundschuh mit ebenso viel Selbstverständlichkeit wie die Kurfürsten ihre roten Hermelinmäntel. Können sie ja auch, stolz können sie sein, denn auf die Hände des gemeinen Mannes sind auch die Kurfürsten angewiesen. Der Kaiser könnte ruhig über jeden Einzelnen sein Zepter neigen und ihn so belohnen, und nicht nur so! Er sollte sie von den

unerbittlich steigenden Abgaben und den vielen Frondiensten befreien! Doch wie könnte er, er selbst ist ja der größte Fronherr des Reiches! Warum sollte es nicht einmal umgekehrt sein? Barthel hat schon Zeichnungen gesehen, auf denen Hasen den Jäger verfolgen und Gänse dem Fuchs zu schaffen machen. Warum sollten Kaiser und Kurfürsten nicht um den gemeinen Mann laufen?

Auf dem Thron sitzt ein Bauer und grüßt den Kaiser samt den Kurfürsten mit seiner Sense.

Dieses Blatt müsste ich eigentlich dem Wittenberger geben, denkt Barthel, aber damit käme ich wohl in Teufels Küche. Niemand würde mich verstehen. Wenn die Männlein im Kopf erst einmal stehen geblieben sind, kommen die ungewöhnlichsten Gedanken ganz von selbst.

Barthel möchte darüber mit jemandem reden. Doch zu wem könnte er gehen? Zu Albrecht Dürer natürlich. Aber der ist alt und müde und würde zu allem wohlwollend nicken. Zu Dürers Freund, dem Gelehrten Dr. Willibald Pirckheimer. Der würde mit lateinischen und griechischen Klassikerzitaten zu Felde ziehen. Zu Nürnbergs hoch angesehenem Schuhmacher und Meistersinger Hans Sachs. Der würde diese Art von Männleinlaufen für einen herrlichen Faschingsspaß halten.

»Nein, ich brauche andere zum Gespräch«, beschließt Barthel laut und stellt die Zeichnung so fertig, wie der Wittenberger sie gewünscht hat.

Jockel Wolgemut steht zwischen einem Metzgergesellen und einem Bettler am Eingang zur Burg in der Nähe des Tiergärtnertores und ärgert sich über einen dicken Stadtknecht, der vor ihm Auf und Ab trappelt und die Sicht nimmt.

»Könnt Ihr denn nicht endlich einmal stehen bleiben?« murrte Jockel schließlich. »Unsereiner möchte auch den Kaiser sehen!«

Der Stadtknecht aber nimmt die Beschwerde nicht einmal wahr, und Jockel muss sich schnell einen anderen Platz suchen, denn nun nahen schon die kaiserlichen Herolde mit ihren silbernen Trompeten. Es schmettert und rauscht und wogt und blitzt vor Jockels Augen; und der blasse schmächtige Mann mit dem unbewegten Gesicht ist ja wohl ... !

Nun sehe ich also den Kaiser, hämmert sich Jockel ein; jetzt erst bin ich ein richtiger Nürnberger!

Wenn das alles doch nicht so verwirrend wäre! Warum kann er diesen Anblick nicht einfach fest halten?

Der Zug rauscht langsam vorbei, und Jockel weiß nicht so recht, was er mit diesen bunten wechselnden Bildern anfangen soll. So schließt er sich den anderen an, die in die Stadt zurückströmen, vielleicht gibt es dort noch mehr zu sehen und zu erleben.

Ja, Nürnberg wirkt heute noch bunter als sonst, aber Jockel fühlt sich nicht zugehörig. Oder sollte er noch weiter einfach nur so mitlaufen? Allmählich schmerzen schon die Beine, und der Kopf brummt. Vielleicht ist das doch nichts für unsereinen, denkt er.

Am nächsten Nachmittag kommt Sebald Beham angeregt und gesprächig nach Hause und berichtet, er habe einen Buchdrucker namens Hergot kennen gelernt, der zwar nicht die größte Druckoffizin in Nürnberg besitze, aber doch in der Lage sei, den Brüdern Beham für, die nächste Zeit Aufträge und somit Lohn und Brot zukommen zu lassen.

»Endlich«, freut sich Barthel und springt von seiner Arbeit auf. »Wann dürfen wir die Offizin dieses Meisters aufsuchen wie hieß er doch gleich? Richtig, Hergot! Ein sonderbarer Name! Was hast du ausgemacht?«

Sebald freut sich, dass der Bruder gleich Feuer und Flamme ist.

»Von wegen Offizin! Stell dir vor, Meister Hergot hat uns in ein Wirtshaus eingeladen!«

»Ist er denn ein Saufbold und Wirtshausläufer? Ich hatte freilich etwas anderes erwartet.«

»Es scheint ein besonderes Wirtshaus zu sein, außerhalb der Stadt in den Pegnitzauen gelegen, eigentlich eine Mühle, deren Müller Braurecht und Schankgerechtigkeit gekauft hat.«

»Hm«, macht Barthel, »und da sollen wir hin? Ich weiß nicht ... «

Aber Barthel ist neugierig. Ein Treffen in einer Mühle und außerhalb der Stadt, ein wenig abseits von der Nürnberger Gerechtigkeit! Was hat

das zu bedeuten? Hat der Meister Hergot etwas zu verbergen? Gehört er vielleicht zu jenen, die ihre Gedanken nicht in aller Offenheit erklären können, so wie Barthel auch ...?

Bild (Buch S. 30)

Und wirklich, mit dieser Pegnitzmühle hat es eine besondere Bewandnis, denn ihre Gäste sind nicht nur Bauern aus dem benachbarten Dorf, sondern auch Nürnberger Bürger, fahrende Schüler und andere Leute von weit her. Harm Hauser, der Müller und Wirt, hat über der Mahlwerkstatt eine geräumige Schankstube eingerichtet, zu der eine steile Treppe hinaufführt. Man kann sie nach oben heben, sobald der letzte Gast hinaufgeklettert ist. Dann würde niemand auf den Gedanken kommen, dass sich über den Mehlsäcken und Mühlsteinen eine so bunte Gesellschaft versammelt hat. Wird es zu laut, lässt Harm Hauser, der Wirt, die Mühlflügel kreisen, und dann versteht man unten im Klappern, Knirschen und Ächzen des Mühlwerkes kein Wort von dem, was da oben gesprochen wird, und das ist auch besser so, denn diese Reden sind nicht für jedermanns Ohren bestimmt. In den gewöhnlichen Nürnberger Wirtsstuben dürfte man sie nicht führen, denn es geht in ihnen um Gerechtigkeit für den gemeinen Mann, um Klage gegen Rat und Grundherrschaft. Es muss anders werden!

Der Nürnberger Buchdrucker Hans Hergot gehört auch zu denen, die so reden, und er druckt auch solche Schriften. Oft bringt er Druckblätter mit in die Pegnitzmühle, liest sie vor, verteilt sie an Bauern und Fuhrleute, und so fliegen die Blätter hinaus in alle Himmelsrichtungen. Harm Hausers Mühlenwirtschaft ist die eigentliche Werkstatt des Druckers Hans Hergot, und eben dorthin hat er die Brüder Beham bestellt, damit sie einmal die Luft schnuppern, in der etwas Neues liegt. Sie sollen daran teilhaben.

»Wie werden wir dort nur erscheinen?« fragt Barthel seinen Bruder. »Als Städter oder wie Bauern?«

»Von beiden etwas«, meint Sebald und zieht sich derbe Stiefel mit knallgelben Stulpen an, steckt eine bunte Hahnenfeder auf seinen verblichenen Filzhut und streicht das blonde Haar verwegen in die

Stirn. Barthel hingegen streift einen silbernen Siegelring über den Finger und schlüpft in ein feines graues Tuchwams, und so machen sie sich auf den Weg zur Wirtshausmühle.

Vor ihnen zieht ein fahrender Schüler, ein Student, seine Straße, ein Bündel mit Büchern über der Schulter, einen Knotenstock in der Hand; vielleicht lockt ihn die Hohe Schule in Prag, in Köln oder sogar in Paris. Neidlos sehen ihm die Brüder Beham nach, denn ihnen steht der Sinn nicht in weite Fernen, ihre Welt ist Nürnberg. Sie wundern sich freilich sehr, dass der fahrende Schüler seine Schritte auch in die Pegnitzmühle lenkt; so kurz nach der Stadt schon eine Rast in einem Wirtshaus, und gerade in diesem?

Der fahrende Schüler ist kein anderer als der Wittenberger Johannes Tertius, der herausbekommen hat, was in der Pegnitzmühle vor sich geht, und der sich Neuigkeiten für seinen Kurfürsten verspricht. Die Rolle des fahrenden Schülers fällt ihm nicht schwer, da er sie ja lange genug gespielt hat, und er traut es sich zu, in den Kreis der Pegnitzer Mühlengäste aufgenommen zu werden, auch wenn er zunächst in der Mahlstube Platz nehmen muss, als wolle er Kornsäcke abliefern oder Mehl kaufen.

Gleich nach ihm betreten die Brüder Beham die Mühle, deren Flügel jetzt still stehen; alle Wetter, was wollen sie denn hier? Es braut sich also etwas zusammen an der Pegnitz, und die Maler gehören auch zu den Brauern. Sie nennen nur den Namen des Druckers Hans Hergot, und der Mühlenknecht gibt ihnen den Weg auf die Leitertreppe frei. Also so geht es hier zu ...

»Und ich?«, fragt Johannes Tertius. »Ich habe auch Hunger und Durst und möchte meine müden Füße unter einen guten Tisch stecken.«

»Wer hat Euch denn in unser Wirtshaus gewiesen?« fragt der rotbärtige Knecht.

»Von vielen habe ich es rühmen hören«, erwidert Johannes Tertius, »von denselben Leuten vielleicht, mit denen die Brüder Beham zu tun haben, die soeben nach oben gestiegen sind.«

Der Knecht weist mit dem Daumen zum Ausgang, und nun klettert auch Johannes Tertius die Leiter hinauf und tritt sich immer wieder auf seinen weiten Umhang.

Die Schankstube ist klein und behaglich, an den schrägen Wänden hängen farbige Flugblätter, die Tische sind weiß gescheuert, und Harm Hauser, der gerade ein frisches Fass anzapft, hält inne und mustert Johannes Tertius von Kopf bis Fuß. Barthel Beham stutzt auch, doch der Wittenberger hat sich so verändert, dass man ihn hinter dem struppigen falschen Bart und dem tief in die Stirn gezogenen abgegriffenen Gelehrtenbarett nicht erkennen kann.

Nun erscheinen zwei Bauern, setzen sich hinter Johannes Tertius auf eine Bank und beginnen in ihrer schwerfälligen harten Sprache eine Unterhaltung, von der der Wittenberger kaum etwas versteht. Dann schnauft sich der Drucker Hans Hergot die steile Leiter hoch. Ihm folgt Hans Denck, Magister an einer Nürnberger Schule, und die Brüder Beham erheben sich zur Begrüßung, während der Wirt ihnen zinnerne Deckelhumpen mit schäumendem Bier auf den Tisch stellt.

»Wohl bekomm's!«

Alle vergraben erst einmal ihre Gesichter in die Bierhumpen, wischen sich dann den Schaum aus den Bärten und stecken die Köpfe zusammen: Sosehr Johannes Tertius auch seine Ohren auf tut, er kann nicht verstehen, wovon gesprochen wird, zu dumm! Er kann seinem kurfürstlichen Herrn ja schließlich nicht nur die Einrichtung einer fränkischen Mühlenwirtschaft beschreiben.

Ein neuer Kopf wird auf der Treppe sichtbar, und Jockel Wolgemut schiebt sich neugierig in die kleine Schankstube. Als sein Meister ihn fragte, ob er Lebkuchen in die Pegnitzmühle bringen wolle, hat er bereitwillig zugestimmt, denn er war noch nie in diesem Wirtshaus. Das ist etwas für unsereinen, sagte er sich und murrte nicht über die schwere Kiepe, die der Meister ihm eigenhändig auf den Rücken schnallte.

»Und für den Batzen da darfst du dir ein Bier, kaufen, sie brauen dort gut«, hat der Meister noch gesagt und ihm ein Geldstück in die Tasche gesteckt. Und dafür will sich Jockel nun etwas leisten. Er wagt es sogar, sich zu dem fahrenden Schüler zu setzen.

Sieh einer an, denkt Johannes Tertius, der Sohn vom Männleinmeister ist also auch hier ... Aus dem werde ich wohl etwas herausbringen!

»Darf ich Euch einladen, Geselle? Ihr seht erhitzt und erschöpft aus. Herr Wirt, zwei Humpen, aber groß!«

Jockel weiß nicht, wie ihm geschieht. Seinen Batzen muss er also noch nicht ausgeben. Dort drüben sitzt ja auch der Maler Beham, welcher ein Zufall! Jockel winkt hinüber. Ja, heute lass ich mir's auch einmal wohl sein.

»Was macht der denn hier?« fragt Barthelden Wirt. »Kommt der oft?«

»Nein«, gibt Harm Hauser zurück, »er hat Lebkuchen gebracht, zum erstenmal. Wollt Ihr welche?«

»Der Sinn steht mir nach anderem.«

Auch der junge Magister Denck ist zum ersten Mal in der Pegnitzmühle. Ihm erscheint Nürnberg eng und klein, obgleich es doch die größte Stadt ist, die er gesehen hat. Alles, was er dort hört, ist ihm altbekannt, und dass die Stadt dem alten, päpstlichen Glauben abgeschworen und den neuen Lutherglauben angenommen hat, scheint nichts am Nürnberger Leben geändert zu haben. Die Reichen sitzen oben, und die Armen stehen unten, und es sind immer dieselben, die das Sagen haben.

»Nun, wie schmeckt Euch das Bier?« fragt Johannes Tertius seinen Tischnachbarn. »Ich habe schon besseres gefunden. Aber wir wollen doch noch einen Humpen trinken. Kennt Ihr die Gäste hier?«

Jockel ist stolz, Auskunft geben zu können.

»Einer ist mir bekannt, der Maler Barthel Beham. Ein kluger Mann.«

»Worin besteht die Klugheit?«

»Er denkt viel nach, vielleicht denkt er ganz anders als die anderen.«

»Wie denn anders?«

Jockel flüstert.

»Na, wie er zum Beispiel über die Nürnberger Männlein spricht. Wir müssten sie in unseren Köpfen anhalten, hat er gesagt. Wir dürften nicht immer nur Ja sagen ... Unterhaltet Euch doch einmal mit ihm!«

Jockel leert seinen zweiten Bierhumpen und fühlt sich so wohl wie lange nicht. Wie gut er sich jetzt an die Worte des Malers erinnert! Und wie leicht ihm die Rede von der Zunge geht!

»Erzählt nur, erzählt!« bittet Johannes Tertius immer wieder und winkt dem Wirt, damit der einen dritten Humpen bringt. Harm Hauser zögert.

»Trinkt nicht so schnell!«

»Lasst das meine Sorge sein! Schließlich bin ich ein trinkgewohnter Studiosus.«

»Und der Lebkuchenbäcker?«

»Der steht unter meinem Schutz!«

Hans Hergot hat die beiden Behambrüder inzwischen in ein Gespräch über Bücher und Buchillustrationen verwickelt und ihnen eröffnet, dass seine Druckpressen nicht für Gelehrte und Schöngelüste, sondern für die einfachen Leute arbeiten, und da ja nur wenige aus dem ärmeren Volk des Lesens und Schreibens kundig seien, müsste man ihnen Gedanken und Geschichten nicht nur in Buchstaben, sondern auch in gedruckten Bildern anbieten, und ob die Brüder Beham nicht auch für die Hergotsche Offizin zeichnen und in Kupfer stechen wollten?

Barthel Beham nickt, öffnet seine Zeichenmappe, in der er auch das Blatt mit dem neuesten Männleinzug mitgebracht hat, und legt dieses Blatt dem Drucker vor. Nicht die Kurfürsten kreisen um den Kaiser, sondern die Bauern ...

»Nicht schlecht, Maler Beham«, nickt Hans Hergot. »Dazu müsste uns unser Freund Hans Denck nun einen Text verfassen, das gäbe ein neues Flugblatt. Ich sehe, wir verstehen uns.«

.Nun setzt sich auch der Wirt an den Tisch; ein kleiner missgestalter Mann mit einem viel zu großen Kopf auf einem schwächlichen dünngliedrigen Körper.

»Wir können die Leiter noch nicht hochziehen und das Mahlwerk noch nicht anstellen«, flüstert er. »Ich weiß nicht, wer der fahrende Schüler am anderen Tisch ist. Er behauptet, den Beham zu kennen. Und weshalb macht er den Lebkuchenbäcker betrunken? Was sagt Ihr dazu, Maler Beham?«

Barthel Beham zuckt die Schulter; wie sollte er jemandem von diesem Treffpunkt erzählt haben?

»Mal sehen, worauf er anbeißt«, meint Harm Hauser, lehnt sich auf dem Stuhl zurück und beginnt mit halblauter Stimme eine Geschichte, wie sie in der Pegnitzmühle öfter erzählt wird.

»Kennt ihr das Land Irgendwo? Dort haben die Mäuse einen Krieg gegen die Katzen geführt. Alle Mäuse, auch die aus den letzten Löchern, versammelten sich zu einem stattlichen Haufen. Sodann schärften alle ihre Zähne, dass ihnen nichts mehr Widerstand leisten konnte.

Die Katzen putzten ihr Fell, mauzten und lachten. Als sich aber der Mäusehaufe näherte, verging den Katzen das Lachen, und sie duckten sich zum Sprung. So manche Maus musste ihr Leben lassen. Unterdessen aber sah sich jede Katze von unzähligen Mäusen umringt. Und zerbissen und blutend mussten sie schließlich das Weite suchen, sonst wären sie erlegen. Ein erbarmungsloser Kampf! Und die Mäuse siegten ... «

Beim Erzählen ist der Wirt aufgestanden und hat sich Johannes Tertius genähert, bis er sich schließlich neben ihn setzt, als gelte ihm diese Geschichte ganz allein. Er trägt sie in einem monotonen Singsang vor, als handle es sich um eine Geisterbeschwörung. Schließlich fragt er: »Nun, Herr Studiosus? Wie gefällt Euch die Geschichte?«

Johannes Tertius verstellt seine Stimme zum tiefsten Brummbass, der ihm möglich ist: »Fürwahr, die Mäuse sind recht mutig ... Schöne Märchen erzählt Ihr da, Herr Wirt! Gebt nur Acht, dass die Katze nicht Euch holt!«

»Habt Dank, Herr Studiosus! Ihr sollt von meinem besseren Bier kosten, das schenke ich aber nicht hier aus!«

Der Wirt weist zur Treppe, und es bleibt Johannes Tertius nichts anderes übrig, als sich wieder hinabzubemühen. Wohl ist ihm dabei nicht zumute, er ahnt, dass er sich verrechnet hat. Ob ihn der Beham doch erkannt hat? Unten kredenzt ihm der rotbärtige Müllerknecht unter einer Verbeugung einen gefüllten Humpen.

»Wohl bekomm's! Ein trinkgewohnter Studiosus schafft das auf einen Zug!« ruft der Wirt von oben.

Widerstrebend setzt Johannes Tertius den Humpen an und schluckt reines klares Wasser. Das ist ja noch ein recht harmloser Spaß, aber er protestiert trotzdem dagegen. Da zieht ihm jemand von hinten einen alten Mehlsack über Kopf und Oberkörper und schnürt ihn mit harten Knoten fest zu. Der Wittenberger wird hin und her und vorwärts gestoßen, plötzlich rumpelt ein Wagen unter ihm, und ein lautes Singen übertönt seine Flüche. Lange Zeit geht es so. Dann fühlt er etwas Weiches unter sich, und als es ihm endlich gelungen ist, sich aus dem Sack zu befreien, befindet er sich auf einem Heuhaufen mitten auf einer Wiese. Weit und breit ist niemand zu sehen, und er muss sich mühsam zurück nach Nürnberg durchfragen.

»Denen werde ich's zeigen«, zischt er immer wieder durch die Zähne, aber wie? Der Nürnberger Ratsschreiber, dem er aufgebracht von diesem Erlebnis berichtet, zieht nur die Schulter hoch.

»Hat man Euch bestohlen? Verletzt?«

»Nein, aber ... «

Bild (Buch S. 38)

Wir haben jetzt andere Sorgen«, unterbricht ihn der Stadtschreiber.

»Der Kaiser ist in Nürnberg.«

Johannes Tertius wird abgewiesen, aber sehr viel später erinnert sich der Ratsschreiber doch an' diese Begebenheit ...

»So, den sind wir los«, sagt Harm Hauser, als sich das Rumpeln des Wagens von der Pegnitzmühle entfernt. »Es war ein sanfter Abschied. Wir können auch härter mit solchen Gästen sein«, fügt er erklärend für die Behambrüder hinzu.

»Kann das nicht gefährlich für Euch werden?« fragt Barthel.

Wollt Ihr Eure Angst vor der Katze lebenslänglich mit Euch herumtragen?« fragt der Wirt zurück, ohne eine Antwort zu erwarten.

»Und jetzt stelle ich das Mahlwerk an, und die Leiter wird hochgezogen. Der Lebkuchenbäcker kann meinetwegen hier bleiben, der ist schon betrunken und versteht nichts mehr. Ich habe eine neue Geschichte

gehört, die werde ich erzählen. Der Magister mag sie aufschreiben, die Maler können sie ins Bild bringen, und Hans Hergot soll sie drucken. In einem Monat habe ich dann wieder weit gereiste Leute hier, sie werden die Blätter fliegen lassen.«

»So soll es sein«, nimmt nun Hans Hergot den Faden auf und wendet sich an die Brüder Beham. »Euch werden die Lehren, die Ihr hört; noch fremd sein. Es wird Euch noch unmöglich erscheinen, dass kein Mensch in seinem Stande bleiben muss, in dem er jetzt lebt. Einmal werden alle zu einer neuen Ordnung kommen. Der gemeine Mann wird die Adelshäuser besitzen. Die Klöster und Burgen werden ihre Zinsen und Renten verlieren. Alle Menschen werden zusammenarbeiten; jeder soll das tun, wozu er geschickt ist, was er am besten kann. Alles Gute wird in gemeinsamen Gebrauch kommen, und niemand soll es besser haben als der andere. Ich weiß, das alles hört sich für Euch unglaublich an!«

Die Mühle klappert lange an diesem Abend, und die Behambrüder sitzen mit roten Ohren. Es wird so spät, dass sie nicht zurückkönnen, da die Stadttore längst geschlossen sind, und so übernachteten sie in der Mühle und haben Zeit, sich die zweite Geschichte auszumalen, die Harm Häuser da erzählt hat.

»In einem fernen Land, das aber auch ganz nah sein kann, wuchs ein mächtiger Baum. Auf seinen Zweigen hatten die Vertreter der einzelnen Stände ihren Platz eingenommen, der Kaiser ganz oben, darunter die Kurfürsten, die Herzöge, die Ritter, dann die Kaufleute, die Bürger, die Handwerker und schließlich ganz unten, dort, wohin schon kein Sonnenstrahl mehr dringt, mussten die Bauern auf dem Boden hocken; denn für sie waren keine Zweige mehr übrig. Daher kommt auch die Redensart, dass sie auf keinen grünen Zweig kommen können ...

Doch dann sind die kleinen Leute in dem fernen Land, das auch ganz nahe sein kann, auf den Gedanken gekommen, den Baum auszureißen und mit ~ der Spitze in die Erde zu graben. Nun sitzen die Bauern ganz oben, der Kaiser steckt schon halb in der Erde, die Kurfürsten hängen mit den Köpfen nach unten, und die Ritter sind vor Schreck vom Baum gefallen und wälzen sich wie Käfer am Boden, denn sie können sich in

ihren schweren Panzerrüstungen, die ihnen nun gar nichts nützen, nicht mehr rühren.«

Sebald Beham hat gegen diese Geschichte Widerspruch angemeldet. Wie das denn möglich sein sollte, einen so mächtigen Baum mit der Wurzel aus der Erde zu reißen? Das ist ja noch unglaublicher als die Geschichte vom Mäusekrieg.

Der Mühlenwirt hat sich nicht beirren lassen.

»Tausend Bauern zogen an tausend Seilen«, fährt er in gleichmütigem Ton fort. »Unter der Wurzel fand sich übrigens eine eiserne Kassette, davor hing ein starkes blankes Schloss. Als man das Schloss zerbrochen hatte; stellte sich heraus, dass sich in dem großen Kasten eine kleinere Kassette befand. So ging es fort und fort: In der kleinsten schließlich lag ein Zettel, und darauf stand mit Blut geschrieben: Alle Gewalt soll gegeben werden dem gemeinen Mann!«

Diese Geschichte hindert Barthel Beham am Einschlafen. Sie zieht ihn an, sie stößt ihn ab, sie macht ihn zugleich unruhig und glücklich. Dass sein Bruder Sebald auf der Ofenbank da so ruhig liegen und schlafen kann! Doch auch Sebald liegt mach und denkt nach. Das alles ist ja ungeheuerlich!

Der Magister Denck und der Buchdrucker Hergot haben ihr Nachtlager im Wohnhaus des Mühlenwirtes gefunden. Dem Drucker sind solche Geschichten schon selbstverständlich und vertraut; es freut ihn, dass die Behambrüder sich darauf einlassen wollen. Bald schläft er ein. Aber Denck liegt noch lange wach.

Ja, es tut sich etwas mit dem alten Ständebaum in den deutschen Landen. In Schwaben, in Thüringen und in Franken haben sich bereits Bauern nach dem Vorbild der Landsknechtsheere zu großen Haufen zusammengeschlossen, haben sich Ordnungen gegeben, erproben ihre kämpferische Geschicklichkeit und ihre Waffen.

Sie bemühen sich um ein gutes gerechtes Zusammenleben mit ihren Verbündeten in den Städten. So soll es in Zukunft überall sein. Die Hauptleute, Fähnriche und Prediger in den Bauernhaufen sind geachtete Leute, ihr Wort gilt. Sie leben nicht in den Wolken.

Nennenswerte Kämpfe hat es bisher nicht gegeben. Die Fürsten und Ritter haben noch nicht erfahren, wie schnell und hart die Bauern

zuschlagen können. Noch sind sie recht sorglos. Was wollen denn die Bauern schon ausrichten? Doch nicht etwa mit ihren selbst gefertigten primitiven Waffen gegen uns zu Felde ziehen!

2.

Jockel läuft Schembart

Jockel bekommt nach seinem Ausflug in die Pegnitzmühle viel Ärger mit den Eltern und mit dem Meister. Alle Familienmitglieder sind fast außer sich, als er abends nicht heimkehrt. Mit dem Reichstag ist viel fremdes Volk nach Nürnberg gekommen. Wenn ihm nun etwas zugestoßen ist? Mutter Wolgemut schaut in die Backstube. Was, der Meister hat Jockel in die Pegnitzmühle geschickt? Dorthin eilt Vater Wolgemut selbst. Es ist schon finster, aber sein lieber Sohn ist unfähig, mit nach Hause zu kommen. Immer wieder sinkt er wie ein Sack auf das Strohlager, worauf ihn Harm Hauser gebettet hat.

»Geh nach Hause, Vater«, lallt er, »und pass auf deine Mäuse auf, damit sie keinen Krieg gegen die Katzen führen! Die Mühle hat geklappert und geklappert und geklap ... «

Und schon fällt Jockel wieder in tiefen Schlaf, und es bleibt Melchior Wolgemut nichts anderes übrig, als allein nach Hause zu gehen.

Und erst der Meister, als Jockel schließlich am späten Vormittag mit brummendem Kopf in die Backstube kommt!

»Du Nichtsnutz, du Trunkenbold! Davonjagen sollte man dich! Aber leider geht es jetzt nicht, denn wir haben alle Hände voll zu tun. Ich muss zum Küchen- und Backdienst auf die kaiserliche Burg, dich hätte ich ja dorthin mitgenommen, aber nichts da! Du bleibst hier, und wehe dir, wenn nicht alles wie am Schnürchen läuft!«

Noch am nächsten Tag ist Jockel mächtig wütend. Er kann sich nur undeutlich an die Begebenheiten in der Mühle erinnern. Verstanden hat er davon nicht viel. Aber seinem Meister will er es zeigen!

Er hat mit den beiden Lehrlingen Lebkuchen gebacken wie immer, aber nicht die handlichen viereckigen Stücke, in deren Mitte eine Mandel prangen muss. Nein, auf dem Verkaufstisch stehen ganze Nürnberger Häuser mit Fachwerk, kleinen Fenstern und hohen Dächern. Und davor reitet kein Geringerer als der Kaiser mit Reichszepter und Krone, alles aus Lebkuchen. Den Teig hat Jockel etwas anders zubereitet als sonst, denn aus gewöhnlichem Nürnberger Lebkuchenteig lassen sich keine Figuren formen.

Nun steht Jockel in seiner Backschürze vor dem Verkaufsgewölbe und preist die Waren an, wie es sonst sein Meister tut.

»Hört, ihr Nürnberger! Ich verkaufe Euch den Kaiser für billiges Geld, ganz oder in Stücken, wie ihr wollt ... Und jeder Teil des Kaisers schmeckt gleich gut!«

Die Vorübergehenden bleiben neugierig stehen, manche lachen.

Auch Barthel Beham hört Jockels Ausruferstimme und das Gelächter der Umstehenden. Er ist in guter Stimmung, denn er hat soeben einen Besuch bei seinem neuen Freund hinter sich, dem Magister Hans Denck.

Barthel nähert sich neugierig Meister Würzners Verkaufsgewölbe, eigentlich möchte auch er einmal so richtig von Herzen lachen.

»Ich verkaufe den Kaiser! Wer möchte ihn haben?«

Doch Jockel verstummt sofort und wird rot, als er Barthel Beham vor sich sieht. Ach du liebe Zeit, der hat ihm gerade noch gefehlt! Am liebsten würde er sich mit seinem Lebkuchenkaiser im Backofen verkriechen.

»Ihr verkauft den Kaiser?« fragt Beham schmunzelnd. Das kommt Euch wohl nicht zu, Lebkuchenbäcker. Den Kaiser kauft und verkauft nämlich nur einer, und das ist Herr Jakob Fugger der Reiche aus Augsburg.«

Jetzt ist es schon gleich, denkt Jockel, jetzt muss das Spiel weitergehen. Wenn er nur nicht von der Pegnitzmühle anfängt ...

»Ja, so ist es«, ruft Jockel und zieht die Bäckermütze, als sei sie ein bunter Federhut. »Ich bin der Sohn von Jakob Fugger dem Reichen und verkaufe den Kaiser, dazu die ganze Stadt Nürnberg, jedes Haus einzeln. Brecht es in Stücke, dann werdet Ihr Euch nicht den Magen daran verderben.«

»Ihr müsst Euch irren, Geselle, Herrn Jakobs Sohn könnt Ihr nicht sein, denn der Fugger hat keine Kinder, das ist ja sein ganzer Jammer!«

»Wenn es so ist, dann bin ich eben ein Vetter oder ein Neffe, das ist ja ganz gleich; die Hauptsache, der Kaiser wird verkauft.«

»O Geselle, Ihr wisst nicht, was Ihr sagt!« ruft Barthel Beham.

Jockel fühlt sich unbehaglich; umso mehr, als er seinen Meister eilig die Gasse herunterkommen sieht. Kaum hat der die Nürnberger

Lebkuchenhäuser und die Figur des Kaisers gesehen, fängt er an zu poltern.

»Nun hört doch wohl alles auf! Meine gute Lebkuchenbäckerei zum Gespött der Leute zu machen!«

Er greift nach Jockel und möchte ihm am liebsten eine Mauschelle verpassen. Der aber hält den großen Lebkuchenkaiser wie einen schützenden Schild vor sich, und der Meister wagt nicht zuzuschlagen.

»Aber Herr Meister, Ihr werdet Euch doch nicht am Kaiser vergreifen! Wer macht nun ein Gebot auf den Kaiser?«

»Ich, ich, hier ich!« ruft es von allen Seiten, aber der Meister schiebt Jockel mitsamt dem Kaiser durch das Verkaufsgewölbe in die Backstube.

»Nichts da! Dies Machwerk bezahlst du selber, daran kannst du dir den eigenen Magen verderben!«

»Ich den Kaiser kaufen? Ich bin nur ein armes Nürnberger Kind, ich kann mir doch keinen Kaiser feistem! Und was ist daran schon ehrenrührig, den Kaiser zu verkaufen, wenn es sogar der Augsburger Fugger tut?«

»Ich werde dich fuggern!« schreit der Meister. »An den Backtrog mit dir!«

Diesem Befehl muss Jockel Wolgemut gehorchen.

Da laufe ich nun genau wie ein Männlein auf dem Frauengiebel, denkt er, als er durch die geöffnete Tür Barthel Beham, der sich schon zum Gehen gewandt hat, halb verlegen, halb mitleidig lächeln sieht. ,

Die Leute draußen bedauern, dass dieses Lebkuchenschauspiel so schnell vorüber ist. Der Meister, der eigentlich nur vergessene Gewürze holen wollte, hat sich schon wieder hinter den Verkaufstisch gestellt und ruft: »Ihr seht, wie übel mir mein Geselle mitgespielt hat! Lasst dieses Missgeschick nicht auf mir sitzen und kauft mir die Schabernackhäuser ab; ich lasse sie Euch billiger! Der Teig ist so gut wie eh und je, stört Euch nicht an der missratenen Form!«

»Aber da ist nichts Missratenes; die Häuser sind hübsch und eine Freude für die Augen. Ihr solltet Euren Gesellen öfter so etwas backen lassen!« kommen die Reden von den Käufern.

Und der Lebkuchenbäckermeister Würzner verkauft in aller kürzester Zeit alle Lebkuchenhäuser. Nicht schlecht!

»Nichts für ungut, Jockel«, sagt er schließlich, als er in die Backstube tritt. »Ich weiß, du hast es gut gemeint und wolltest mir keinen Schaden zufügen, nein, eigentlich nur Nutzen. So sei mir auch weiterhin nützlich und baue noch mehr Nürnberger Häuser aus Lebkuchen ... «

»Was?« fragt Jockel und lässt seinen Mund offen. »Mir bleibt das Männleinlaufen im Kopf stehen!«

»Was?« fragt Meister Würzner und reißt die Augen auf. Jockel versteht sehr schnell, wohinaus der Meister möchte, aber da hat er auch noch ein Wörtchen mitzureden, diese Suppe wird er erst einmal versalzen.

»Ich habe keine Zeit, Meister, denn ich muss jetzt in das Zunfthaus der Bäcker. Ihr wisst, in einer Woche geht das Schembartlaufen an, und mich hat man in diesem Jahr zum zweiten Vorsteher gewählt, wie es Recht und Brauch ist. Ich muss den Zug zusammenstellen und die Masken und Verkleidungen ordnen, ich habe zu tun ... «

Das Schembartlaufen ist ein alter Brauch der Nürnberger Handwerksgesellen zur Fastnachtszeit. Am wichtigsten dabei ist, dass sich jeder Teilnehmer bis zur Unkenntlichkeit verkleidet, oder aber eine besondere Figur verkörpert. Ritter oder Narr, den Winter, der endlich ausgetrieben werden soll, den Frühling, den man auf Händen trägt. '

Meister Würmer ist zwar außer sich, als Jockel ihn so mir nichts, dir nichts in der Backstube allein lässt, doch er muss ihn gehen lassen, denn die anderen Zunftmeister würden es ihm übel nehmen, wenn er seinen Gesellen jetzt zur Arbeit zwänge.

Jockel weiß eigentlich gar nicht, was er um diese Zeit im Zunfthaus der Bäcker tun soll, denn er wird jetzt noch niemanden dort vorfinden, doch was tut's – die Hauptsache, er kann dem Meister eins auswischen. Der soll ihn nie wieder vor allen Leuten herunterputzen!

Auf der Pegnitzbrücke bleibt er stehen, sieht auf die kleinen Eisschollen, die mit dem Fluss treiben, und denkt über eine Verkleidung nach. Zum dritten Mal wäre er nun als vermummter Beteiligter im Schembartzug und hatte schon einen Ritter und einen Landsknecht dargestellt. Diesmal möchte er sich als Kaufmann

verkleiden, doch nur irgendein Kaufmann ist ihm nicht genug; es müsste schon etwas Besonderes sein.

»Halt, ich hab's!« ruft er plötzlich und schnalzt mit den Fingern, dass die Enten am Ufer erschrocken auffliegen. Der Barthel hat doch ganz gute Ideen! Er hat mich zum Fugger gemacht, ich laufe als Fugger Schembart, da werden die Nürnberger Augen machen! Und den Lebkuchenkaiser da nehme ich mit, da werden sie noch mehr Augen machen.«

Das muss er zuerst einmal zu Hause besprechen.

Die Wolgemuts wohnen in einem kleinen Fachwerkhaus an der Laufertormauer. Es ist schon alt, Frau Wolgemut hat es von ihren Großeltern geerbt. In der von Ruß und Alter geschwärzten, aber ansonsten blitzblank gehaltenen Küche, von der aus man über ein kleines Kräutergärtchen auf die Stadtmauer sieht, sitzt die Familie beim Mittagessen, nur Vater Wolgemut nicht, der bleibt auch mittags bei seinen Männlein. Erfühlte sich eingesperrt, als er wegen seiner Zahnschmerzen das enge Haus nicht verlassen konnte.

Die Mutter, eine mit allen Wassern gewaschene Nürnberger Marktfrau, hat heute einen guten Tag gehabt, mehr Geld als erwartet eingenommen und daher ein fast festliches Mahl auf den Tisch gebracht, Salzfleisch mit Gewürzkraut und Honigbrot. Wie es auch in den Nürnberger Bürgerhäusern üblich und selbstverständlich ist, essen alle aus einer Schüssel, die Mutter, Jockels jüngerer Bruder Nickel, der Harnischmacherlehrling, und seine kleine Schwester Grete. Auf dem gemauerten Küchenherd brennt noch immer das Kochfeuer, auf der Ofenbank liegt zusammengerollt die Katze. Nickel hat das größte Stück Fleisch erwischt. Grete wundert sich, dass die Mutter ihn nicht tadelt, dieses Stück sollte doch für den Vater bleiben!

Nun kommt Jockel; was will der denn um diese ungewöhnliche Tageszeit zu Hause? Er hat seinen Mittagstisch bei Meister Würzner, das Essen ist ein Teil seines Lohnes! Mutter Wolgemut sieht ihm misstrauisch entgegen, es wird doch nichts Unerfreuliches passiert sein? Jockel ist manchmal unberechenbar, ein Springinsfeld, ein Tunichtgut.

»Ich laufe als Fugger Schembart«, verkündet Jockel, noch bevor die Mutter etwas sagen kann. Zugleich wirft er einen Blick in die Fleischschüssel, ist befriedigt, auch für ihn wird noch etwas abfallen.

»Na, wenn es weiter nichts ist!« brummt Mutter Wolgemut. »Und dazu musst du nach Hause kommen? Du hast doch nichts mit deinem Meister?«

Jockel überhört die Frage.

»Gerade jetzt, wo der Kaiser in Nürnberg ist!« fährt er fort. »Hat der ein Glück, dass er sich die Schembarte ansehen kann; das hat er sich wohl extra so eingerichtet ... «

Bild (Buch S. 48)

»Glaube ich nicht, der sieht doch jeden Tag einen Schembartzug; in seiner Umgebung laufen ja alle verkleidet herum«, entgegnet die Mutter und greift nach der Bierkanne ihres Mannes. »Prost! Du und Fugger! Darauf muss ich einen trinken.«

Sonst nichts? Die Mutter hat also nichts dagegen. Dann wird auch der Vater einwilligen.

Im Zunfthaus der Bäcker jedoch runzelt man zuerst die Stirn. Als Fugger, soso ... Und mit einem Lebkuchenkaiser ... Das hat es ja noch nie gegeben! Aber mag es hingehen. Die Fugger sitzen in Augsburg, und mit den Augsburgern haben die Nürnberger nichts im Sinn, die gelten an der Pegnitz als Emporkömmlinge, denen könnte man ruhig einmal eins auswischen, den Prachtprotzen ...

Bei der Prüfung der anderen angemeldeten Masken und Verkleidungen müssen allerdings einige gestrichen werden.

Ein Schustergeselle will als Kaiser auftreten, das geht denn doch zu weit! Und ein Buchdrucker möchte sich nur in einen schlichten Bauern verwandeln, das darf auch nicht sein, denn man weiß nicht, was dahinter steckt. Die Bauern werden unruhig, also in Nürnberg bitte keinen Bauern beim Schembartzug!

Am Abend probt Jockel im Kreise der Familie seine Fuggerrolle. Nun ist der Vater dabei tonangebend, denn er hat Herrn Jakob Fugger den Reichen schon einmal von Angesicht zu Angesicht gesehen. Als junger

Mann arbeitete er einige Monate in Augsburg, und sein Meister hatte das Amt, die Uhren im Hause Fugger nachzusehen. Das war nicht etwa ein gewöhnliches Kaufherrenhaus, sondern ein fürstlicher Palast. Man hörte ebenso viele italienische wie deutsche Worte, denn Herr Jakob Fugger hatte Diener und Schreiber aus Venedig mitgebracht. Italien war nun einmal die Heimat des modernen Bank- und Geldwesens.

»Du musst dein Haar nach hinten kämmen, Jockel, die Fugger haben eine sehr hohe Stirn, und dann eine Art Haube aus einem Seidentuch darüber, das haben sich die Venezianer von den Türken abgeguckt, und der Fugger von den Venezianern ... «

Weiter kommt der Vater mit seinen Erklärungen nicht, denn schon wieder melden sich die Zahnschmerzen. Und woher ein seidenes Tuch nehmen? Im Hause Wolgemut kleidet man sich nicht in Samt und Seide, sondern ist froh, wenn es für Wolle und Loden reicht. Die Mutter weiß Rat.

»Nehmen wir das Seidentuch, das du mir zur Verlobung geschenkt hast, Melchior!«

Dem Vater ist es nicht recht; das kostbare Tuch für einen Mummenschanz! Doch als Jockel sein Haar ins Tuch gebunden hat, ganz nach der Mode, mit einem gerollten Wulst über der Stirn; ist Melchior Wolgemut erstaunt.

»Du siehst aus wie ein echter Fugger! Jeder wird sich nach dir umdrehen«, sagt er unter heftigen Zahnschmerzen. Dann holt er eigenhändig sein Feiertagsgewand aus der Kleidertruhe, dazu das wichtigste Erkennungszeichen eines Kaufmannes und Bankherren, die Geldkatze, den breiten hohlen Gürtel aus Leder, in dem das Geld aufbewahrt wird und der sich wie eine Katze an den Leib schmiegt, fehlt nur noch, dass er satt und wohligh schnurrt ...

»Du musst natürlich etwas anderes hineinstopfen, so viel Geld haben wir wirklich nicht!«

»Nehmen wir Kastanien und Eicheln«, meint Bruder Nickel, geht hinaus und kommt bald mit einem prall gefüllten Säckchen zurück. Die Kastanien und Eicheln – eigentlich für das Schwein gesammelt – füllen den Gürtel.

»Sehr gut«, sagt der Vater. »Jetzt noch das Fuggerwappen. Das bekommt der Lebkuchenkaiser in die Hand.

»Wie das?« fragt Jockel, doch der Vater antwortet nicht, sondern schneidet ein Fähnchen aus steifem Papier, malt das Zeichen der Fugger darauf, einen dreizinkigen Weberkamm, und steckt es an einem Stöckchen in den Lebkuchen. Der Kaiser trägt die Fuggerfahne! Aber darüber erschrickt Meister Wolgemut denn doch und nimmt der Figur das Fähnchen wieder ab.

Niemand von den Wolgemuts ahnt, dass sich ein echter Fugger in Nürnberg aufhält. Verstünde man mehr von den Geldgeschäften der Großen, wäre man vielleicht daraufgekommen, dass immer auch ein Fugger dabei ist, wenn Reiche und Mächtige zusammenkommen, die Reichtum und Macht mehren wollen.

Der Fugger, den das Augsburger Handelshaus nach Nürnberg geschickt hat, ist höchst ungerne gekommen, denn der interessiert sich gegen alles Fuggerherkommen nicht für Geschäfte. Sein Sinn steht nach Reisen und Abenteuern, er hat ein Auge für Landkarten und ein Ohr für Gespräche über ferne Länder und ihre Bewohner. Er kennt keinen größeren Wunsch, als die neue geheimnisvolle Welt Amerika für sich zu erobern.

Aber er darf nicht mit einem dieser neuen seetüchtigen Schiffe nach Amerika segeln, denn Herr Jakob Fugger der Reiche, sein Onkel, hält nichts davon, dass Neffe Diebold aus der Fuggerreihe tanzt.

»Du gehst nach Nürnberg zum Reichstag und siehst dir den sächsischen Kurfürsten an. Der Wittenberger Friedrich ist ganz in unserer Nähe; was soll mir das ferne Amerika? Prüfe, ob er geschäftsfähig und vertrauenswürdig ist, und berichte mir darüber. Er hat mich wissen lassen, dass er Kredit wünscht. Wahrscheinlich braucht er das Geld, um aus seiner Residenz Wittenberg eine Stadt zu machen. Bis jetzt soll es nicht viel mehr als ein Dorf sein, obwohl es dort eine Universität gibt und der berühmte Doktor Luther dort lebt und lehrt. Und danach rüste dich zu einer Fahrt in den Norden; ich möchte wissen, wohin mein Geld fließt. du wirst das Geld nach Wittenberg bringen und die Pfandbriefe in Empfang nehmen.«

Jede Widerrede wäre wirkungslos gewesen, und so hatte Diebold von vornherein darauf verzichtet. Jetzt geht er durch das verschneite Nürnberg, friert und denkt an Amerika. Was ist schon ein Kurfürst von Sachsen gegen die ferne Welt! Aber was soll's, der Kurfürst ist schon eingetroffen, und Diebold muss sich auf den Weg, zu ihm machen. Er steuert auf die Burg zu, denn dort oben wohnt der Fürst. Auf dem Weg liegt der Hauptmarkt mit seinem berühmten Brunnen, den man auch den Schönen Brunnen nennt und um den sich ein buntes Händlergewimmel ausbreitet. Diebold bleibt stehen und ist im Nu umringt. Von allen Seiten preist man ihm die verschiedensten Waren an.

»Kauft Gänse, edler Herr!«

»Wollt Ihr frische Fische?«

»Seht hier; meine Hühner! Fett und doch zart!«

»Wollt Ihr nicht einmal meine Äpfel probieren?«

»Ja, schaut nur, solche prächtigen Pflaumenkerle habt Ihr bestimmt noch nie gesehen!«

Was soll er wohl mit Gänsen, Fischen oder Pflaumenkerlen? In der gleichen Lautstärke werden auch noch Lebkuchen, Spielzeugtiere für die Kinder, Gürtel- und Schuhschnallen für die Ehefrau, Knöpfe, Bänder, Zinnbecher, Bratwürste, Holzlöffel und Reisigbesen angeboten.

Diebold lacht und hält sich die Ohren zu. Ihn zieht es nur zu dem goldfunkelnden Brunnen. Oben in das kunstvoll geschmiedete Gitter ist ein armdicker nahtloser Ring eingelassen, der Wünsche erfüllen kann; man braucht nur daran zu drehen und an etwas Schönes zu denken.

Diebold tritt auf die oberste Stufe und dreht und dreht. Die Umstehenden starren ihn an; was kann sich ein so reich gekleideter Mann noch wünschen, der müsste doch alles haben! Diebold merkt es nicht, er ist mit seinen Gedanken weit weg.

Als er die Stufen heruntersteigt, tritt ihm eine Marktfrau in den Weg, rot vor Erregung, und ihre Worte überstürzen und verhaspeln sich: »Nun hört ja wohl alles auf! Nun fallen mir die Augen aus dem Kopf! Mein Herr Sohn läuft am helllichten Tag auf dem Nürnberger Hauptmarkt Schembart und dreht am Ring! Nur seinen

Lebkuchenkaiser hat er vergessen. Hast du den Verstand verloren, Jockel?»

Diebold Fugger kehrt blitzschnell aus Amerika zurück.

»Weshalb bist du nicht am Backtroß?» fährt die Frau fort. »Jetzt hat es aber ein Ende mit der Fuggerei! Gib mir sofort mein Seidentuch zurück!«

Diebold Fugger hält erschrocken sein Tuch fest, das ihm die Frau vom Kopf reißen will. Dach nun sagt sie: »Nein, das ist ja gar nicht unser Jockel, Welch ein Glück! Mein Tuch ist schöner! Nichts für ungut, Junker Seidentuch!«

Und Jockels Mutter, die auf dem Markt getrocknete Kräuter verkauft hat, zieht sich erleichtert ins Gewühl zurück. Sie könnte es auch nicht verstehen, wenn Jockel die gute Gelegenheit, oben auf der Burg mit seinem Meister Lebkuchen zu verkaufen, vorübergehen ließe, um auf eigene Faust auf dem Markt Schembart zu laufen.

Als Diebold Fugger sich von seinem kleinen Schrecken erholt hat, schüttelt er den Kopf. Nürnberg ist schon eine verrückte Stadt! Wenn man an dem berühmten Ring dreht, halten einen die biedereren Marktleute schon für ihresgleichen! Einen Fugger! Wenn er das in Augsburg erzählt!

Dann aber wird er neugierig. Es gibt also in Nürnberg jemanden, der aussieht wie er. Was mag das für ein Bursche sein? Diebold Fugger bedauert, der Marktfrau nicht nachgegangen zu sein.

Von der Burg hört man Trommeln und Trompeten: Der Burgbereich ist eine kleine Stadt für sich, von einer Mauer umrundet, von dicken Wehrtürmen und einer geübten Wachttruppe geschützt.

Die Großen des Reiches sind in den letzten Tagen meist auf der Burg geblieben, nur die Knechte und Knappen halten sich manchmal in der Stadt auf, um Pferde beschlagen oder die von der weiten Anreise mitgenommenen Gewänder ihrer Herren wieder herrichten zu lassen. Verbeulte Helme müssen geglättet und Schwerter geschliffen werden, und eigentlich können sich die Nürnberger Handwerker Gesellen keinen Schembartzug leisten.

Die Sonne scheint mittags schon recht warm, aber der Winter hat sich in Nürnberg ebenso fest eingenistet wie der Reichstag. Auf den steil hochgezogenen Dächern liegt der Schnee fest wie Honigguss auf einem Lebkuchen. Der Mauerring scheint sich in diesen Tagen noch enger als sonst um Nürnberg zu legen. Niemand darf ungehindert ein und aus gehen. Am härtesten trifft es die Bauern der Umgebung, denn während des Reichstages bleibt ihnen der Markt verschlossen.

Nur das Flüsschen Pegnitz lässt sich nicht aufhalten, fließt in zwei Armen durch die Mauer, treibt Mühlen, die Korn mahlen und Papier herstellen, lässt sich zu einem Strom zusammenführen und schlängelt sich angeschwollen und schwerfällig durch die jenseitige Stadtmauer wieder hinaus.

Jockel fällt in gemischte Gefühle, als sein Meister ihn noch einmal auffordert, Häuser und Figuren aus Lebkuchen zu backen und auf der Burg zu verkaufen, denn der Burgvogt habe dazu lachend die Erlaubnis gegeben. Warum sollte sich Nürnberg den hohen Gästen nicht auch von dieser Seite zeigen? Immerhin gelangt Jockel zum ersten Mal auf die Burg, er schleppt zwei Körbe. In einem Wachthof muss er warten, dort fluchen und würfeln die Wachen vor offenem Feuer, nehmen die Decken von den Körben, und einer beißt sogar einen Lebkuchen an, zur Sicherheit, wie er sagt.

Auf dem kleineren Burghof aber fühlt sich Jockel wohl, er hat einen Verkaufstisch aufgestellt und seine Waren schön ausgelegt, rechts und links von ihm stehen gleichfalls Händler, und Meister Würmer, der schnell einmal aus der Backstube der Burg vorbeischaud, ist zufrieden und wünscht gutes Geschäft. Vor allen Eingängen sieht Jockel gepanzerte Burgknechte mit Hellebarden, unbeweglich wie aus Erz gegossen. Auf ihre Wämser sind Reichsadler gestickt, Frauen und Küchenjungen eilen mit Wassereimern und kupfernen Kochkesseln vorüber. Sogar Bierfässer werden von Frauen gerollt.

Jetzt ertönen Fanfaren. Aus dem Portal des Haupthauses tritt ein prächtig gekleideter Mann, vor dem sich alle verneigen. Ein aufgeputzter Schimmel wird vorgeführt, und der Mann schwingt sich leicht und elegant hinauf.

»Wer ist das?« fragt Jockel flüsternd seinen Nachbarn, der sich die Kappe vom Kopf gerissen hat.

»Der Kaiser!« flüstert der über seine brutzelnden Bratwürste zurück, und sofort nimmt auch Jockel die Mütze ab. Der Kaiser! Der mächtigste Mann des Reiches und oberste Herr der Stadt Nürnberg! Und den hat er aus Lebkuchenteig geformt und in den Backofen geschoben. Jockel meint den kaiserlichen Blick auf sich gerichtet zu sehen. Du erbärmlicher Wicht! Meine Schweizer Leibwächter werden dich mit ihren Hellebarden aufspießen und am Feuer rösten.

Nun trabt ein Reiterzug über den Hof, Ritter in Turnierharnischen, mit übermäßig langen hölzernen Lanzen. Jockel erfährt, dass sich die schwäbischen und die fränkischen Ritter in einem Turnier begegnen werden, man sei gespannt auf den Ausgang!

Das muss Jockel unbedingt sehen. Er bittet den Bratwurstverkäufer am Nachbarstand, auf die Lebkuchen zu achten, und schlängelt sich zum Turnierplatz durch.

Auf einer erhöhten Tribüne sitzt unter einem rotgoldenen Baldachin, der mit dem Reichsadler gekennzeichnet ist, der Kaiser. An beiden Seiten des Feldes haben sich die Ritter zu Pferde aufgestellt. Nun formieren sie sich zum Huldigungsritt vorbei an der Tribüne. Jeder Ritter stellt sich dem Kaiser Angesicht zu Angesicht, jedes Pferd neigt den Kopf, bäumt sich dann auf, und der Ritter senkt die Lanze. Der Kaiser winkt mit der Hand, und der Nächste rückt vor. Schließlich wird das Zeichen zum Turnierbeginn gegeben. Es wehen die bunten Federbüsche, die Reitermäntel und Pferdedecken.

Jockel kennt die höfischen Turnierregeln nicht, und so will es ihm lange nicht gelingen, diesem Durcheinander einen Sinn abzugewinnen. Er sieht nur ein Gewoge von Pferden und Gepanzerten, von Federbüschen und Turnierlanzen, dazwischen Trompetengeschmetter, Trommelwirbel, Paukengedröhn, Zurufe, Kampfgeschrei, einer fällt vom Pferde, da splittert eine Lanze. Schon sind zwei fränkische Ritter aus dem Sattel gestoßen. Die schwäbischen Ritter gewinnen.

Jockel steht mit glühendem Gesicht. In seiner Nähe entdeckt er den Maler Beham, der vom Burgvogt die Erlaubnis erhalten hat, dieses Turnier zu zeichnen. Wir müssen die Männlein anhalten, hat Beham

vor einigen Tagen auf dem Giebel der Frauenkirche gesagt, wir müssen sie in unserem Kopf anhalten ... Jetzt wird Jockel fast böse, als ihm diese Worte wieder, einfallen. Welch ein Unsinn! Auch dies Turnier gehört zum Männleinlaufen. Kann es etwas Schöneres geben? Da möchte ich auch mitlaufen, denkt Jockel, und dieser Gedanke kommt ihm nicht wie ein Wunsch, sondern wie ein Entschluss vor. Jockel drängt sich durch die Menge zum Maler. Er möchte sehen, wie er dieses prächtige Spiel hier aufs Papier bringt.

Als er endlich dort ist, spricht er ihn einfach an:

»Verzeiht, Maler Beham, wenn ich Euch störe, erklärt mir doch bitte, nach welchen Spielregeln dieser Kampf geführt wird ...«

Barthel Beham blickt auf, aha, der junge Mann vom Männleinlaufen, der den Lebkuchenkaiser zum Verkauf anbot. Wie seltsam, dass ihre Wege sich jetzt so oft kreuzen! Der Bäcker scheint ja ein rechter Hansdampf in allen Gassen zu sein!

»Es ist das Kaiserturnier«, antwortet er, »ich habe es auch noch nie gesehen. Hier kämpft nicht nur Mann gegen Mann, sondern Ritterschaft gegen Ritterschaft. Die fränkischen Ritter haben zwar verloren, aber sie dürfen nun noch einmal zum Kampf antreten, seht Ihr, da sammeln sie sich schon wieder, rücken ihre Helme gerade und richten die Lanzen.«

Beham verstummt und wendet sich wieder seiner Zeichnung zu, denn gerade dieses Bild möchte er fest halten, Ritterschaft gegen Ritterschaft. Das Turnierspiel hat ihn wohl gefesselt, ihm aber dennoch nicht gefallen. Doch zeichnen muss er es, denn er wird mit den Bildchen einen guten Batzen Geld verdienen.

Der Kaiser hebt die Hand, und schon dröhnen Pauken, schrillen Flöten. Auf die zweite Handbewegung hin schmettern Trompeten, die Ritter geben ihren Pferden die Sporen und sprengen mit eingelegten Lanzen aufeinander los. Wieder hat Jockel Mühe, diesem Durcheinander zu folgen, die Fronten wogen Hin und Her, doch bald zeichnet sich die Entscheidung ab, und diesmal gewinnen die fränkischen Ritter. Die Anführer der Ritterschaften verneigen sich auf ihren Pferden vor dem Kaiser, und jeder erhält einen kostbaren Ring. Männleinlaufen, denkt Barthel Beham, nichts als Männleinlaufen ...

»Wollt Ihr mit mir kommen, Maler Beham, und Euch erst einmal stärken?« fragt Jockel. »Bei meinem Nachbarn gibt es knusprige Bratwürste, und bei mir könntet Ihr die besten Nürnberger Lebkuchen bekommen. Ich lasse sie Euch zum Freundschaftspreis.«

Barthel, Beham nickt, das Angebot kommt ihm gerade recht. Doch als sie auf den kleineren Burghof zurückkehren, bietet sich ihnen kein erfreuliches Bild. Die meisten der rasch aufgeschlagenen Verkaufsstände sind umgeworfen, die Bratwürste liegen auf dem Boden im Schmutz. Sie dampfen noch. Jockels Lebkuchen sind über den ganzen Burghof verstreut, die schönen Häuser und Figuren!

Jockels Standnachbar, der Bratwurstverkäufer, ist außer sich.

»Die Ritterknechte!« bringt er fast atemlos hervor. »Sie schrien uns an, wir sollten machen, dass wir hier fortkommen, sie wollten hier, gerade hier; auch ein Turnier veranstalten, und das taten sie denn auch ... Mit meinen eigenen Bratwürsten haben sie nach mir geworfen! Und die Burgwache lachte nur und sagte, hier oben hätten die Nürnberger nichts zu suchen, hier hätte nur der Kaiser zu bestimmen, und der wäre ja nun beschäftigt. Sie wollten auch mal ihren Spaß haben.«

Die anderen Händler packen die Reste ihrer Ware zusammen und verlassen mit hängendem Kopf den Burghof. Von den Kuchen und Würsten ist nichts mehr zu gebrauchen, daran machen sich schon die Hunde zu schaffen, und nun lässt einer der Burgknechte auch noch die Schweine aus dem Kober.

Jockels Augen schwimmen in Tränen. Für ihn bleibt hier nichts mehr zu tun. Es tut ihm gut, Barthel Behams Arm um seine Schulter zu fühlen.

»Komm, Lebkuchenbäcker, gehen wir auch!«

Jockel fühlt nach dem Geldbeutel an seinem Gürtel, viel ist nicht drin, Meister Würzner wird nicht zufrieden sein. Wusste er denn nicht, wie ungeschützt sein Eigentum auf der kaiserlichen Burg ist?

Während dieser Zeit hält sich Diebold Fugger in den Räumen des sächsischen Kurfürsten auf. Friedrich von Sachsen, den man auch den Weisen nennt, denn er ist langsam in seinem Urteil und übervorsichtig in allen seinen Handlungen, kann sich nicht entschließen, den

Abgesandten des Hauses Fugger sofort zu empfangen. Er muss sich alles genau überlegen.

Der Fugger wird sich, von höfischer Pracht nicht blenden lassen, der weiß, dass der Kurfürst ihn nötig hat, nicht umgekehrt. Wenn er ihm nun kein Geld gibt? Oder zu wenig? Der Kurfürst aber braucht es, und er braucht viel. Natürlich wird er es nie mit diesen alten Reichsstädten, mit Nürnberg, Augsburg oder Regensburg aufnehmen können. Niemals wird Wittenberg einholen, was Nürnberg voraus hat. Aber etwas, mehr Glanz. wäre doch möglich.

Übrigens dürfte es mit Nürnberg bald bergab gehen, denn die Macht des Kaisers wird geringer. Die neuen Sterne am Reichshimmel sind die Kurfürsten. Schon jetzt kann es sich ein Kurfürst leisten, am kaiserlichen Turnier nicht teilzunehmen, sondern im Bett zu liegen und nachzudenken. Aber so viel er auch denkt, um den Fugger kommt er nicht herum. Darin muss er es dem Kaiser gleichtun.

Kurfürst Friedrich hält es für weise, den Fugger nicht gerade im Bett zu empfangen, aber doch in seinem bequemen, mit Kissen gepolsterten Sessel. Er trägt ein langes seidenes Hausgewand mit weiten Ärmeln und eine kleine Pelzmütze.

»Ihr müsst schon entschuldigen«, begrüßt er den Eintretenden, »aber ich quäle mich wieder einmal mit einem Hexenschuss, ich kann mich kaum rühren ... «

Bild (Buch S. 59)

Das liegt wohl nicht allein am Hexenschuss, denkt Diebold, der Mann ist ja viel zu dick, er sieht aus, als würde er sich nur von Nürnberger Lebkuchen ernähren. Und das Gesicht! Ein riesiger Bart mit zwei Schweinsäuglein darüber.

»Bei Geldgeschäften braucht man sich ja nicht schnell zu bewegen, man muss nur scharf denken und noch schärfer rechnen«, sagt Diebold Fugger. »Ihr habt Euch an das Haus Fugger wegen eines Kredites gewandt. Mein Onkel schickt mich als Unterhändler. Ich werde Euch später auch in Wittenberg aufsuchen.«

Dem Kurfürsten gefällt es nicht, dass der Fugger so schnell zur Sache kommt. Friedrich der Weise liebt Umwege, Winkelzüge, Ausreden, offen bleibende Fragen, Unausgesprochenes. Und je älter er wird, umso schwerer wird ihm jede Entscheidung. Immerhin hat er schon das siebente Lebensjahrzehnt begonnen. Diese anstrengende Reise zum Nürnberger Reichstag hat er nicht etwa mit Widerwillen angetreten. Er ist maßlos neugierig, und er muss auch wissen, wie es weitergeht, wer sich mit wem versöhnt, wo es neue Feindschaft gibt, wie stark die Fürsten dem Kaiser gegenüber sind. Er muss es wissen, auch wenn er selbst unangefochten seinen Platz behauptet, und niemand ihm an den Kragen gehen wird. Er kann es sich leisten, ruhig zu bleiben. Und so leidet, er auch jetzt noch ein wenig weiter an seinem Hexenschuss, auch wenn's dem Fugger da ihm gegenüber nicht passt.

»Zu dumm, dass mein Leibarzt nicht mitkommen wollte nach Nürnberg! Aber er war nicht zu bewegen; er hält nichts von den Nürnbergern, die seien ihm zu klug, sagt er. Da werde ich mich wohl von meinem Hofmeister kurieren lassen müssen, der, ist nämlich zugleich auch mein Apotheker, da staunt Ihr, nicht wahr? Der Cranach ... Ein tüchtiger Mann! Seine Farben sind gut und seine Tränklein und Latwergen nicht minder. Ihr solltet Euch von ihm malen lassen.«

Diebold Fugger schweigt und hat Mühe, seine Ungeduld zu verbergen. Hätte er doch nur dieses Gespräch bald hinter sich gebracht! Johannes Tertius, der sich als Sekretär des Kurfürsten vorstellte, hat versprochen, dem jungen Herrn Fugger die Nativität zu errechnen, und Diebold brennt darauf, etwas über sein Schicksal zu erfahren. Hoffentlich entschließt sich der Wittenberger bald, zur Sache zu kommen! Aber der scheint nicht daran zu denken.

Friedrich der Weise lächelt über Diebolds Ungeduld und weidet sich an ihr. Er hat Zeit und nichts mehr zu verpassen. Kaiser hätte er werden können, man hatte sich schon auf ihn geeinigt, aber gut, dass er abgelehnt hat. Wie teuer wäre das geworden! So, wie es jetzt für ihn steht, ist es gut. Dass er sich nun vom Fugger Geld leihen will, wird ihn nicht herabsetzen, jeder tut es. Man spricht von ihm und seinem Land. Sein Name wird in einem Atem mit dem des berühmten Professors Dr. Martin Luther genannt, der es gewagt hat, dem Papst die Stirn zu bieten

und sich von ihm loszusagen. Martin Luther ist das wertvollste Eigentum des Kurfürsten. Sein Faustpfand. Dabei denkt der Kurfürst nicht daran, sich nun auch seinerseits vom Papst loszusagen. Er schützt den Luther und hält dem Papst die Treue, er ist der klügste Diplomat.

»Nun ja, ein Kredit des Hauses Fugger könnte meinem Land `nicht schaden«, fährt er fort. »Meine Räte werden alles mit Euch besprechen.« Na endlich, denkt Diebold. Endlich kann ich den Fettwanst wieder verlassen. Dieses Verzögern ist zum Verrücktwerden. Mich interessiert jetzt nur meine Nativität.

Johannes Tertius hat Diebold Fugger seine Dienste nicht nur so zum Zeitvertreib oder zum Gelderwerb angeboten, sondern sich etwas dabei gedacht, denn sein Kurfürst braucht den Fugger. Der Fugger – Weg aber soll auch über Johannes Tertius führen, der als Wegweiser und Wegbegleiter honoriert werden möchte. Diebold Fugger muss nach Wittenberg kommen, Johannes Tertius wird ihm schon die richtige Nativität stellen, sein Papier mit vielen Linien und geheimnisvollen Zeichen bedecken und die passenden Worte dazu finden.

Ihr werdet auf eine weite Reise gehen. Nichts wird Euch zustoßen. Ihr werdet einen hohen Herrn verpflichten und viel Kredit auf die Zukunft haben. Ihr werdet ein ganzes Land zum Blühen bringen. Aber Ihr müsst auf diese Reise gehen!

Als Diebold Fugger mit dem Sekretär des Kurfürsten vor dem noch leeren weißen großen Blatt zur Bestimmung des Horoskops sitzt, überkommen ihn plötzlich Widerwillen und Angst. Der Mann gefällt ihm nicht, diese Finger wie Spinnenbeine, diese Leichenbittermiene, dieser verstohlen lauernde Blick.

»Unter welchem Planeten seid Ihr geboren, Herr Fugger?«

Diebold Fugger will es nicht sagen. Er traut dem Mann nicht, aber noch weniger traut er sich selber. Der Sekretär da wird mir mein Schicksal sagen; und dann werde ich schwach genug sein und diese Vorhersage erfüllen ... Ich möchte selber sehen, was auf mich zukommt ... Dieses Papier da soll weiß bleiben, entschließt sich Diebold. Am liebsten möchte er weglaufen. Noch immer klingen ihm die Turnierrufe in den Ohren. Könnte er doch auf einem Pferd sitzen

und gegen einen leibhaftigen Gegner antreten, zustoßen, schreien, siegen!

»Unter welchem Planeten? Ich weiß es nicht genau ... Dafür werde ich wohl noch Erkundigungen einziehen müssen. Gehabt Euch wohl!«
Diebold Fugger lässt Johannes Tertius mit offenem Mund zurück. Nein, er wird sich nicht festlegen lassen zwischen Planeten und Fixsternen, er will es nicht wissen, er will es in seinem Leben erfahren.

Das Schembartlaufen fällt auf einen sonnigen Februartag. Schon seit mehreren Tagen war der Schnee geschmolzen, der feuchte Schmutz ist verschwunden, Straßen und Plätze sind einladend sauber. Das mit vieler Mühe und Sorgfalt vorbereitete Fastnachtsvergnügen der Nürnberger kann beginnen.

An diesem Tag steht man in den Handwerkerfamilien noch früher auf als sonst, denn es braucht schon einige Zeit, ehe die Schembartläufer unter Gelächter und Bewunderung in ihre Verkleidungen geschlüpft sind. Vater Wolgemut legt selbst mit Hand an, um seinem Sohn Jockel das richtige Fuggeraussehen zu geben. Immer wieder verrutscht das Seidentuch auf dem Kopf.

»Jockel, Jockel, eigentlich weißt du gar nicht, was du da spielst«, sagt er, als der Sohn endlich mit der Verkleidung fertig ist und Vater Wolgemut den Schembartfugger aus einigem Abstand betrachtet.

»Ach was«, erwidert Jockel. »Die Hauptsache, es wird lustig!«

Jockels jüngerer Bruder Nickel hat es leichter mit seinem weiten lösen Kittel, der über und über mit Zetteln und Briefen benäht ist. Viele Abende hat die Mutter mit dieser Arbeit zugebracht. Nickel möchte als Briefschreiber Schembart laufen.

Die Schembarte versammeln sich hinter dem Rathaus, und der Rat ist verpflichtet, ihnen zur Begrüßung Bier, Brot und Wurst zu spendieren. Jockel ist sehr vorsichtig, um sein Fuggergewand nicht zu beschmutzen. Dann formiert sich der Zug, angeführt von Fahenschwenkern, Trommlern und Pfeifern. Jockel und sein Bruder Nickel gehen in der ersten Reihe.

Während die Rathausuhr zehn schlägt, setzt sich der Zug in Bewegung. Zunächst umrunden die Schembartläufer den Schönen Brunnen. Es dauert ziemlich lange, ehe alle am Ring gedreht haben. Auf dem Hauptmarkt warten die schaulustigen Nürnberger schon seit über einer Stunde, nun rufen und klatschen sie Beifall.

»Hoch die Schembarte! Hoch die Handwerker!)s leben die Zünfte!«
Welch ein hübsches farbiges Bild, denkt Vater Wolgemut, der hinter seinen Männlein vom Giebel der Frauenkirche auf den Markt hinunterschaut. Langsam verschwindet der Zug zur Pegnitz hin. Der Gang über die breite Brücke gehört wie immer zu den Höhepunkten. Eine als griesgrämiger Winter verkleidete Strohpuppe wird mit Geschrei und Gelächter in den Fluss geworfen und treibt langsam dahin. Möge es endlich Frühling werden! Die Zuschauer klatschen Beifall.

Nun kommt das Nassauer Haus, ein alter Wehrturm, in Sicht. Von der umlaufenden Galerie grüßt Trompetengeschmetter. Die Ältermänner der Fleischhauerzunft lassen heißen Wein für die Schembartläufer reichen. Danach wird die Stimmung noch ausgelassener. Der Zug schlängelt sich um die Lorenzkirche. Unermüdlich wirbeln die Trommelschlägel auf das Kalbfell, unerschöpflich ist der Melodienschatz der Pfeifer. Den Fahنشwenkern aber werden schon die Arme lahm.

Jockel trägt als Fugger den Kopf so hoch, dass ihm der Hals schmerzt. Sein Lebkuchenkaiser ist schon ein bisschen trocken.

Wer die Anspielung nicht gleich versteht und begriffsstutzig dasteht, wird von Nickel lautstark über den Zusammenhang aufgeklärt.

»Ich bin der Briefschreiber des großen Herrn Fugger!« ruft er. »Seht her! Botschaften und Nachrichten in aller Herren Länder! Wer könnte die Briefe zählen, die wir allein an den Kaiser geschrieben haben? Briefe auch an den Großherrscher des Ostens, den türkischen Sultan! Alle Welt fürchtet sich und zittert vor ihm, wir aber schreiben ihm Briefe und bekommen von ihm Antworten in der Türkenschrift. Briefe an den König von Frankreich, von England, an den Papst in Rom ... «

Nickel sieht mit seinem zettelbenähten Kittel aus wie ein großer Vogel. Jockel ist stolz auf ihn und auf sich selbst.

Heda, ich bin Fugger! Was kostet die Welt? Ich kann alles kaufen und bezahlen, auch die Stadt Nürnberg mitsamt dem Kleinen Rat, dem Ersten und dem Zweiten Losunger und dem Kriegshauptmann.

In der Zwischenzeit bewegt sich der Schembartzug zum Hauptmarkt zurück und dringt dann bis zum Tiergärtnertor der Burg vor, weiter aber wagen sich die Handwerkergesellen nicht. Inzwischen hat es sich in Nürnberg herumgesprochen, wie übel die Ritterknechte mit den Händlern hier oben umgesprungen sind, und die Nürnberger haben die Stirn gerunzelt und gemeint, dieser Spaß gehe zu weit.

Am Tor herrscht ausgelassene Stimmung. Die Kleinen aus den Handwerkerfamilien führen alte Nürnberger Kindertänze auf und verlangen, dass man zuschaut. An mehreren Ständen werden Bratwürste mit heißem gewürztem Bier angeboten. Zu den Trommlern und Pfeifern des Schembartzuges haben sich inzwischen weitere Musikanten gesellt, Zinken und Pommer pfeifen und schnarren, Flöten schrillen dazwischen, und ganz unten brummt der Dudelsack.

Eine Gruppe von Straßensängern lässt sich hören.

»Der Veneter Macht,
der Augsburger Pracht,
der Strassburger Geschütz
schlägt Nürnberger Witz.«

Das ist ein Lied so recht nach dem Geschmack der Nürnberger. Sie sind mit ihrem pffiffigen Verstand allen über, der mächtigen Stadt Venedig, dem prächtigen Augsburg, den schwer bewaffneten Strassburgern.

Inmitten der Menschenmenge fühlt Jockel, der an seiner dritten Bratwurst kaut, plötzlich, dass er beobachtet wird.

Ein junger Mann steht unmittelbar neben dem Burgtor. Er ist in einen weiten Samtumhang gehüllt, nur das Gesicht schaut heraus. Jockel sieht sofort, dass dieser Mann ihm so ähnlich sieht, als sei er sein Zwillingbruder. Er ist davon zunächst freudig betroffen, denn seit Kindertagen betrachtet er Menschen erst einmal daraufhin, ob von ihm selbst etwas in ihnen ist. Jede Ähnlichkeit begeistert ihn. Natürlich fühlt

sich Jockel bewundert, sein prächtiges Fuggergewand hebt ihn aus der Menge heraus. Und er reckt den Kopf noch höher.

»Hör auf mit deinem Geplärre«, herrscht er Nickel an, so viel Geschrei hat er ja gar nicht nötig, und er findet seinen Bruder jetzt einfach albern.

»Wie lange wollen wir hier am Burgtor stehen?« fragt der vorderste Fahnschwinger. »Hinein dürfen wir ja doch nicht!«

»Warte noch, warte«, erwidert Jockel, und es klingt wie ein Befehl. Weg ist dieser Mann? Soll er ihn ansprechen oder sich ansprechen lassen? Er fühlt sich schon ohne Worte angesprochen.

Diebold Fugger hat den Schembartzug kaum erwarten können. Er trägt die reiche Kleidung, die im Augsburger Fuggerhaus üblich ist, hat aber einen weiten dunklen Umhang mit Kapuze darübergezogen. Er ließ den Zug an sich vorbeilaufen, lächelte herablassend über diese kleine Nürnberger Handwerkerwelt und ihre großen Träume, ist den Schembarten dann nachgegangen, durch eine kleine enge Verbindungsgasse geschlüpft und hat noch einmal die ganze Maskerade in sich aufgenommen, die Narren- und Handwerkertrachten, die Tierverkleidungen und schließlich sogar einen Fugger.

Zuerst wurde er wütend. Was bilden diese Nürnberger sich ein? Sie sind nicht die Größten! Doch dieser Fugger spielt seine Rolle ganz gut. Sein Gang ist selbstbewusst und sicher, und vor allem, der Bursche gefällt sich in seiner Rolle.

Der kann das besser als ich, denkt Diebold. Aber wenn du wüsstest, du Nürnberger Bratwürstchen, wie es wirklich in der Fuggerwelt zugeht, du würdest dich wundern... Und die Kleidung ist denn auch nicht prächtig genug für einen Fugger, und darüber ärgert er sich.

Langsam lässt Diebold seinen Umhang von den Schultern gleiten und zeigt sich nun in voller Fuggerscher Pracht. Sein seidener Kopftuch stammt aus Indien, das Obergewand wurde von einem venezianischen Schneider genäht, seine prall gefüllte Geldkatze ist mit echten Perlen bestickt, und die Beinkleider hat er für teures Geld in Florenz gekauft. Den weiten Umhang musste er sich in Nürnberg zulegen, denn er hatte nicht mit dem rauben Klima Mittelfrankens gerechnet.

Jockel steigt das Blut ins Gesicht. Er wacht aus seinen Fuggerträumen auf, und blitzschnell wird ihm klar: Dieser ist es, den ich spiele ...

Kalter Schweiß bricht ihm aus.

Er ist gekommen, um Rechenschaft von mir zu verlangen, denkt Jockel weiter, er wird sich an mir rächen. Er wird mich bestrafen.

Die Umstehenden halten es für einen neuen, besonders spaßigen Höhepunkt des Schembartzuges, dass der Fugger sich plötzlich verdoppelt hat. Dem Jockel Wolgemut fällt aber auch immer wieder etwas Neues ein! Woher hat er so schnell einen Fuggerzwilling aufgetrieben? Wie sie sich da so gegenüberstehen!

Die Kinder bilden einen Kreis um die beiden und tanzen, einer der Musikanten schlägt vor Begeisterung sein Trommelfell ein, die Stimmung ist auf dem Höhepunkt.

»Komm mit«, sagt Diebold Fugger. Jockel sträubt sich, er kann doch jetzt nicht einfach vom Schembartzug weggehen, er ist doch einer der Anführer, was werden die anderen sagen! Doch vor Erregung bringt er kein Wort heraus.

»Komm mit«, fördert Diebold noch einmal, und er lächelt dabei.

Als der Zug sich wieder in Bewegung setzt, sind die beiden Fugger verschwunden, und es fällt in dem allgemeinen Tumult nicht einmal auf. Diebold hat seinen Doppelgänger einfach in den Burgbereich gezogen. Einer der Wächter wollte ihn zwar daran hindern, das fehlte gerade noch, Schembart auf der Kaiserburg, aber Diebold hat ihn so angeherrscht, dass er seine Hellebarde zurückgenommen hat. Als sie auf der Tiergärtnerbastion angelangt sind, wo man den Lärm vom Schembartzug kaum noch hört, sagt Diebold: »So, Freundchen, und nun sag mir bitte, wie du dazu kommst, Fugger sein zu wollen!«

Jockel schlägt das Herz bis zum Hals, seine Zähne klappern. Am liebsten würde er dem Lebkuchenkaiser den Kopf abbeißen, nur um etwas zwischen den Zähnen zu haben.

»Verzeiht, Herr, ich wollte ... Nur so ... Mir kam so der Gedanke ... Und es ist doch nur ein Spiel, ein Nürnberger Spaß, den dürft Ihr mir nicht verübeln! Ich bin nur ein Lebkuchenbäcker, aber meinen Spaß will ich auch haben! Den Kaiser hier habe ich selbst gebacken, wollt Ihr ihn einmal probieren?«

Diebold nickt. Warum nicht? So stehen sie auf der Tiergärtnerbastion, schauen weit ins Nürnberger Land nach Westen und essen schweigend den Kaiser auf. In der Sonne ist es angenehm warm.

Diebold fühlt sich endlich einmal wohl in Nürnberg. So ein Spaß! Wenn er das in Augsburg erzählt! Aber wer würde ihm schon zuhören? Da nistet sich ein verführerischer, bestechender Gedanke in Diebold Fuggers Kopf ein. Mit diesem Mann hier, diesem Doppelgänger, mit dem ließe sich schon etwas machen ... Und wenn es nur ein Spaß wäre, jedenfalls zuerst ... Könnte der nicht in den kalten Norden reisen an Diebolds Stelle, nach Wittenberg zu dem schläfrig – verschlagenen Kurfürsten von Sachsen? '

Vielleicht wäre das nicht nur Spaß, sondern auch Sicherheit. Der Weg in den Norden ist gefährlich, immer wieder hört man von Überfällen auf Reisende und schon gar auf reiche, und nun sind auch die Bauern rebellisch geworden ... Diebold Fugger ist zwar sehr für Abenteuer, aber dann doch lieber in den Fernen Amerikas oder auf See ... Eigentlich kommt ihm dieser Doppelgänger da wie gerufen.

»Nichts für ungut, Herr, aber was wollt Ihr von mir? Ich muss zu den Schembarten ... Nichts für ungut, Herr ... «

»Ich bin ein Fugger, Gesandter des Hauses zum Nürnberger Reichstag«, hält Diebold Jockel zurück.

Der ahnt Schreckliches.

»Hast du nicht Lust, in meine Dienste zu treten?«

»Ich? Ein Lebkuchenbäcker?«

»Warum nicht? Freilich braucht du mir keine Lebkuchen zu backen, im Augsburger Fuggerhaus rühren wir andere Kuchen zusammen. Große Herren haben Doppelgänger. Hast du davon schon einmal gehört?«

»Doppelgänger? Nein. Was ist das?«

»Die Großen leben gefährlich. Zu ihrer Sicherheit lassen sie sich von Leuten vertreten, die ihnen ähnlich sehen. Du könntest an meiner Stelle eine Reise machen.«

In Jockels Kopf laufen die Gedanken Schembart. Es geht hin und her, drüber und drunter, und jeder Gedanke erscheint zuerst in einer Verkleidung, Augsburger Pracht ...

Jockel, Jockel, jetzt hättest du einmal die Uhr in der Hand, nach der die Männlein sich richten! Nicht du musst immer nur laufen, wie andere wollen, jetzt lässt du einmal andere springen! Und dabei wirst du dein Schäfchen im Trockene bringen, bis jetzt wurdest ja immer nur du getrieben und geschoren ...

Ich möchte ja schon, aber ... Was wird der Vater dazu sagen? Ein Fuggerschembart, ein Schembartfugger, das mag angehen, aber die wirkliche Fuggerwelt? Und ich als Doppelgänger mitten darin? Ist das nicht viel zu hoch für mich?

Aber es kribbelt Jockel in allen Fingerspitzen, und Diebold Fugger spürt es.

»Du könntest mit mir nach Augsburg kommen und das Fuggern lernen. Das ist ein noch schwierigeres Handwerk als das Lebkuchenbacken.«

»Soll das ein Scherz sein?«

»Das ist kein Scherz, ich meine es ernst, du Lebkuchennürnberger. Ein Fugger kann sich keinen Scherz leisten.«

Jockel Wolgemut spürt wieder sein Herz bis zum Halse schlagen. Er denkt: Jetzt kannst du das Glück deines Lebens machen! Greif zu mit beiden Händen!

»Euch ist es wirklich Ernst?«

»Ja. Du wirst leben wie ein Fugger. Du wirst tanzen, reiten, befehlen. Du wirst immer mehr Geld in deiner Geldkatze haben, als du brauchen kannst. Du wirst fremde Länder sehen, mit hohen und höchsten Herren sprechen, und sie werden tun, was du sagst. Es wird niemals Sorgen und Mangel für dich geben. Überlege es dir!«

Jockel fühlt sich geschmeichelt und in seiner Eitelkeit bestätigt. Die Worte klingen wie Musik in seinen Ohren. Ja, das wäre etwas! Jetzt genieße, bestimme und entscheide ich selbst ...

Augsburger Pracht ...

Einfach wird es freilich nicht sein ... Die Mutter wäre ja schnell herumzukriegen, aber der Vater ... Doch wenn es um das Glück des Lebens geht?

»Ja, Herr Fugger, ich werde es mir überlegen. Doch nun lasst mich gehen.«

»Gut. Es soll eine erste Probe deines Könnens sein, dass du mich aufsuchst, dass du mich überhaupt in Nürnberg finden kannst. Ich bleibe noch einige Zeit hier. Auf Wiedersehen! Wie heißt du eigentlich?«

»Jockel Wolgemut.«

»Also dann: Sei wohlgemut! Auf Wiedersehen!«

Und wie im Traum geht Jockel von der Tiergärtnerbastion wieder in die Stadt hinunter.

Die Leute starren Jockel an, doch er merkt es nicht. Wo ist denn nun der Schembartzug? Er findet ihn nicht; er kann ihn nicht finden, weil er ihn nicht ernsthaft sucht. Schließlich geht Jockel nach Hause.

»Was machst du für ein Gesicht?« fragt die Mutter, als er eintritt. »Aus dir kann man ja heute überhaupt nicht schlau werden. Würdest du aus der Stadt ausgewiesen oder zum Ersten Losunger gewählt? Und weshalb bist du nicht zum Tanz ins Zunfthaus gegangen? Du bist doch sonst immer vorneweg!«

»Ich habe keine Lust dazu«, entgegnet Jockel. »Und vielleicht habe ich etwas Besseres zu tun.«

»Da bin ich aber neugierig ... Erzähle!«

Aber Jockel schweigt. Mehrere Tage.

Nach schlaflosen Nächten und Fragen der Mutter und verbrannten Lebkuchen und Schimpfworten aus Meister Würzners Mund entschließt sich Jockel, das Angebot des Herrn Fugger anzunehmen. Er denkt nur noch an die ihm unbekannt und so lockende Augsburger Pracht. Diebolds Worte klingen ihm noch immer in den Ohren. Du wirst leben wie ein Fugger. Du wirst tanzen, reiten, befehlen. Deine Geldkatze wird immer gefüllt sein. Überlege es dir!

Ja, ich habe es mir überlegt, sagt sich Jockel eines Mittags, verlässt das Lebkuchengewölbe, geht nach Hause und zieht sich noch einmal die Fuggerkleider an, ohne dass es die Mutter bemerkt.

Ich werde den Fugger schon finden, sagt er zu sich selbst und hat die Stirn, sich als Schembartfigur vor das Nürnberger Rathaus zu stellen. Es gibt gleich einen kleinen Auflauf. Ein Ratsknecht kommt mit amtlicher Miene auf ihn zu und, sagt: »Was fällt Euch ein? Ihr verstoßt

gegen die Nürnberger Kleiderordnung! Es ist Euch nicht erlaubt, solche Gewänder zu tragen. Und außerdem beleidigt Ihr den Gast der Stadt, den Abgesandten des Hauses Fugger aus Augsburg ... «

»So führt mich zu ihm, er ist es, den ich suche!«

»Wollt Ihr mich zum Narren halten? Soll ich Euch ins Lochgefängnis werfen lassen?«

»Natürlich nicht! Ich sagte ja schon, dass ich Herrn Fugger zu sprechen wünsche. Und er wird sich über meinen Wunsch freuen, da könnt Ihr ganz sicher sein!«

Es gelingt Jockel, daß man ihn schließlich zu Diebold Fugger führt. Die Ratsknechte staunen nicht schlecht, als der Fugger sich wirklich über Jockels Auftauchen freut. Er bedankt sich, dass man ihn gebracht hat, ja, er verteilt sogar Trinkgelder.

»Du bist also gekommen«, sagt er, als sie allein sind.

»Ja, ich bin gekommen.«

»Du weißt, was das bedeutet?«

»Ja, ich weiß.«

»Gut. Du sollst eine zweite Probe ablegen. Du wirst als Fugger zu jemandem gehen, der dich kennt. Ich werde dich als dein Sekretär begleiten, auch um mich zu überzeugen, wie du dich aufführst und ob du unerkant bleibst.«

Jockel ist einverstanden und denkt nach, vor wem er sich da auf die Probe stellen könnte.

»Mein Pate? Aber wer ist schon mein Pate ... Ein Löffelgießer! Mein Meister? Der kennt mich zu genau, er würde mich aus der Ruhe bringen.«

Schließlich kommt er auf Barthel Beham.

»Ein Maler«, sagt Diebold Fugger. »Gut! Du wirst dich von ihm malen lassen. Die Fugger sind zu Künstlern freundlich. Ein Maler ist ein geeignetes Publikum für einen Fugger.«

In Diebolds reich ausgestattetem Gasthauszimmer ziehen sie sich um. Jockel kann gar nicht schnell genug in die echten Fuggergewänder schlüpfen. Dennoch hält er immer wieder inne und genießt seine Verwandlung. Das ist ein Unterschied! Diebolds Kleider fühlen sich viel weicher und kostbarer an. Mit jedem Stück, das er anlegt, steigt sein

Hochgefühl und seine Genugtuung darüber, nicht mehr der kleine Lebkuchenbäcker Jockel Wolgemut zu sein. Erdenkt nicht darüber nach, dass man ihn vermutlich suchen wird, denn er hat ja die Bäckerei verlassen, ohne Bescheid zu sagen. Diebold sieht aus wie ein Hausknecht, und Jockel kann nicht anders, er blickt auf ihn herab. Diebold gefällt dieser Blick nicht, aber er muss ihn ertragen, denn es steht viel auf dem Spiel; und dieses Spiel hat er begonnen.

Als sie das Gasthaus verlassen, verbeugt sich der Hausknecht vor Jockel, und der strahlt über das ganze Gesicht.

»Das nächste Mal musst du dem Hausknecht ein Trinkgeld geben, sonst schadest du dem Hause Fugger«, flüstert Diebold. »In der Tasche findest du immer einige kleine Münzen.«

Jockel weiß nicht, wo der Maler Beham wohnt, sie müssen sich durchfragen. Die Nürnberger machen lange Hälse. Ein so vornehmer Herr will zum Maler Beham? Es muss also etwas dran sein am Beham.

Die Brüder Beham haben sich im Elternhaus eine gemeinsame Werkstatt eingerichtet, sie sind fleißig und begabt, aber große Aufträge bleiben immer noch aus.

»Es will einfach nicht vorwärts gehen«, stellt Barthel auch heute wieder einmal fest und sieht sich in seinem großen hellen Werkstattraum um. Der Bruder ist am Morgen nach Fürth aufgebrochen; ob er wohl diesmal Arbeit mit nach Hause bringt? Sein Arbeitsplatz ist sorgfältig aufgeräumt. Die beiden wertvollen Musterbücher, aus denen die Brüder Beham dann und wann Ornamente und andere Formen abzeichnen, sind in ein weiches Tuch gewickelt. Am Fenster steht eine Staffelei für Maltafeln, aber mit Bildern ist jetzt noch weniger zu verdienen als mit Kupferstichen, und so ist die Staffelei schon lange leer. Im Kachelofen brennt ein mächtiges Feuer, das Holz hat der Vater spendiert.

»Du sollst wenigstens warm sitzen, wenn es sonst schon nicht so geht, wie du gern möchtest ... «

Barthel ist zwar dankbar für diese Fürsorge, aber fühlt sich nicht gut bei diesen Worten. Augenblicklich hat er nichts zu tun, nicht ein einziger Auftrag ist ins Haus gekommen.

Da schaut der Vater in die Tür.

»Barthel, es ist Besuch für dich da!« Und flüsternd setzt er hinzu: »Es sind ganz Vornehme. Solche Gäste wollten noch nie zu dir. Wer sind sie?«

Vater und Tochter Beham sind fast außer sich vor Verwunderung, als sie den Namen Fugger hören. Ein Fugger in ihrem Haus, in Barthel und Sebalds Werkstatt!

Es ist Jockel nicht ganz leicht gefallen, den Arbeitsraum der Maler zu betreten. Eigentlich bedauert er, sich nicht überall neugierig umsehen zu dürfen, denn er war ja noch nie in einer solchen Werkstatt. Ein Lebkuchenbäcker, und noch dazu nur ein Geselle, nicht einmal ein Meister, hatte hier nichts zu suchen, er ist viel zu gering. Aber als Fugger muss er so tun, als ginge er in diesen Räumen ein und aus und kenne das alles ganz genau.

»Ich bin Diebold Fugger, der Neffe von Herrn Jakob Fugger dem Reichen«, sagt Jockel, »und ich möchte von Euch, Maler Beham, gemalt werden.«

Die Worte wollen nicht so recht über seine Lippen, obgleich er sich diesen Satz mindestens fünfmal vorgesprochen hat. Nun hört er ihn zum ersten Mal laut und fühlt sich schlecht dabei. Und darüber ärgert er sich. Was wird Herr Diebold dazu sagen?

»Von mir?« fragt Barthel zurück, erhält aber keine Antwort. Er traut seinen Ohren nicht. Ich einen Fugger, malen! Einen solchen Auftrag hat in Nürnberg bis jetzt nur Albrecht Dürer erhalten, er malte Herrn Jakob den Reichen ... Und jetzt ich! Es wird mir Ehre einbringen, Ansehen, Geld! Ob der Fugger weiß, dass ich beim Meister Dürer mein Handwerk gelernt habe?

»Willkommen in meinem bescheidenen Haus, Herr Fugger! Nehmt bitte Platz und erklärt Euch näher! Wie groß soll Euer Bild werden? Wie viel wünscht Ihr von Euch zu sehen. Nur den Kopf oder auch den Oberkörper? Ich stehe allen Euren Wünschen zu Diensten.«

Darüber hat Jockel zwar noch nicht nachgedacht, doch er sagt glattheraus: »Ihr sollt nicht nur einen Teil von mir malen! Ich möchte mich in ganzer Gestalt sehen.«

Darüber ist Barthel eher erschrocken als erstaunt.

Aber in ganzer Gestalt lassen sich nur eitle Emporkömmlinge, malen, reich gewordene Fronvögte oder Söldnerführer! Das habt Ihr. doch nicht nötig! Bei einem Fugger liegt das Ansehen auf den Gesichtszügen, das weiß ich von meinem Lehrherrn, Meister Dürer, der die Ehre hatte, Euren Oheim persönlich zu malen. Auch bei Euch würde das Antlitz genügen.«

So, die Worte sind heraus, und Barthel Beham beißt sich auf die Lippen. Ist er nicht zu weit gegangen? Wird sich Herr Fugger nicht gleich auf dem Absatz umdrehen? Wie gut, dass auch der Begleiter des jungen Herrn Fugger Barthels Meinung ist.

Aber Herr Diebold!« sagt er. Doch nicht in ganzer Gestalt, möglichst breitbeinig wie ein Landsknecht.«

»Was versteht Ihr davon?« gibt Jockel zurück. Das ist meine Sache! Ich mache das jetzt anders!«

Doch die letzten Worte kommen recht leise heraus. Ja, er hatte einmal den Wunsch, etwas anders zu machen oder wenigstens anders sehen zu wollen, damals, als ebendieser Barthel Beham gesagt hatte, die Nürnberger Ordnung habe Risse und Löcher. Wie meint Ihr das, Beham? Mach doch die Augen auf, Jockel. Die sind offen. Doch was sieht er nun? Nur sich selbst in ganzer Gestalt möchte er sehen ...

Plötzlich hat er Barthel Beham gegenüber ein schlechtes Gewissen. Werden wir anders, hat der damals auf dem Männleingiebel gesagt, starren wir doch nicht immer auf die Männlein; schauen wir weit ins Land!

Bin ich nun nicht selbst wie ein Männlein, das sich anstarren lässt? denkt Jockel. Der Beham hat seinen Arm um mich gelegt, als ich weinte, weil man mir auf der Burg den Lebkuchenstand verwüstet hatte ... Der Beham hat mich getröstet, und ich betrüge ihn nun ...

Jockel hätte am liebsten kehrtgemacht, aber er bleibt mit eisernem Zwang stehen.

»Nun, wie ist es, Malersmann? Wollt Ihr nicht gleich anfangen? Ein Fugger ist es gewohnt, dass man seine Befehle achtet.«

Barthel Beham sieht dem Sprechenden gerade ins Gesicht, und der andere schlägt die Augen nieder. Beham möchte diese Stimme, diesen Klang noch einmal hören, er ist plötzlich misstrauisch geworden.

Weshalb spricht ein Fugger nürnbergisch? Hat er das nötig? Aber der Fugger schweigt. Dafür ergreift sein Begleiter das Wort.

»Mein Herr Fugger wird sich wohl noch zu einem Brustbild entschließen, wie es üblich ist. Vergesst das andere!«

»Wie es üblich ist ... «, äfft die nürnbergisch klingende Fuggerstimme nach. »Warum kann es nicht auch einmal anders sein? Warum sollten die Männlein auf dem Frauengiebel nicht einmal stehen bleiben?«

Barthel Beham stutzt; schickt seine Gedanken auf die Reise, aha, er weiß ... Jockel kneift ein Auge zu, er weiß, dass ich weiß, denkt Barthel Beham. Gut, ich will mitspielen.

Er lächelt, kneift. auch ein Auge zu und sagt: »Ihr habt Euch auch Gedanken über unsere Männlein gemacht? Und weshalb sollte ein Fugger sie zum Stehen bringen?«

»Ein Fugger lässt andere Männlein laufen. Es macht ihm Spaß, und er streicht den gesamten Gewinn ein. Daher möchte er sich auch in ganzer Gestalt sehen. Ich bleibe dabei.«

Barthel Beham denkt wieder an seinen Dürer, als suche er bei ihm Trost und Hilfe. Wie viel hat Dürer gearbeitet, um ein geachteter Mann zu werden! Und der da? Sollte man ihn nicht entlarven? Doch Barthel kommt nicht dazu, weiter darüber nachzudenken, denn Diebold Fugger fingert nach einem Goldstück und legt es dem Maler auf den Tisch. Es hat auch für ihn nicht schlecht geklungen, was der Lebkuchenbäcker da gesagt hat. Das wiegt den Unsinn, sich in ganzer Gestalt malen lassen zu wollen, nahezu auf. Nun gut, mag es hingehen, soll Jockel die Probe bestanden haben! Ein Fugger streicht den ganzen Gewinn ein. Diebold wird den Lebkuchenbäcker als sein Männlein laufen lassen und sich aus dem Staube machen. Sein Gewinn liegt woanders. Soll er sich von hinten und vorn malen lassen! Er glaubt an seinen Gewinn, und das ist die Hauptsache.

Barthel Beham setzt den Stift an und wirft mit raschen Strichen die Gestalt des falschen Fuggers auf das Papier. Jede Linie sitzt und braucht nicht verbessert zu werden.

Hier ist irgendein höherer. Schembart im Gange. Und Barthel muss es noch als Glück ansehen, dass er mitlaufen darf. Er braucht das Goldstück ganz nötig. Aber wohl fühlt er sich nicht, als er es in seinen

Beutel steckt. An den Namen dieses Hochstaplers kann er sich nicht gleich erinnern. Aber der hat etwas mit dem Männleinlaufen zu tun. Es ist ja gut, dass die Männlein einmal anders laufen wollen. Doch so? Aber wie denn, Barthel Beham?

Jockel hat noch nie ein gezeichnetes Bild von sich gesehen. Ihm wird ganz eigen zumute; als er das Abbild betrachtet. Donnerwetter, er ist doch ganz gut anzusehen! So gefällt er sich! Keck und sicher steht er da, als wollte er gerade sagen: So, nun geht es aber los, ganz gleich, wohin, ganz gleich, was auch kommt ...

Jockel nickt sich selbst zu. Ja, es tut gut, sich einmal von außen zu sehen, sich selbst gegenüberzustehen. Sich selbst? Wem denn nun, dem Jockel Wolgemut oder dem Vetter Fugger? Bei dieser Frage wird es Jockel zwar unbehaglich, aber er ist dennoch mit dem Bild zufrieden.

Er erzählt sogar dem Vater davon, bevor er ihm seinen Fuggerplan erläutert. Aber nur erläutert, nicht etwa um Erlaubnis bittet. Sein Plan steht fest.

Melchior Wolgemut ist außer sich.

»Bist du von Sinnen, Jockel! Das Bild mag ja nicht schlecht sein, der Beham versteht etwas von seinem Handwerk. Und du verstehst doch auch etwas von dem deinen! Bleibe dabei und Strecke nicht die Hände nach Unerreichbarem aus! Unsere Weltordnung ist doch nun einmal so: Oben sind die Großeng und sie bekommen den ganzen Wind und Sturm ab, und hier unten sind wir Kleinen und leben im Schutz von Mauern und Türmen und sind dabei immer gut gefahren. Nur wenn jemand mit seinem Stand nicht mehr zufrieden ist, kommt er vom rechten Wege ab und unter die Räder. Du doch nicht, Jockel! Lass es bei dem Bild!«

Der Vater weint fast.

»Bis jetzt habe ich es noch nie gesagt, doch nun wage ich es: Schau auf mich, auf deinen Vater! Nichts hat mich verdrossen, nie ist mir etwas zu viel geworden! Als die eigene Werkstatt nicht mehr genug abwarf, habe ich sie aufgegeben. Nächtelang habe ich deshalb nicht geschlafen. Es fiel mir auch nicht leicht, mich um ein Stadtamt zu bewerben, doch ich habe es getan, und es war richtig. Nun bin ich ein angesehener Mann. Und du? Da darfst du nun Schembart laufen, damit du alle deine

verrückten Träume einmal austoben kannst, aber das ist dir noch nicht genug! Nun willst du auch noch die Wirklichkeit!«

Jockel kann sich nicht erinnern, vom Vater jemals eine so lange Rede gehört zu haben. Leid tut er ihm, der Uhrmachermeister und Männleinwärter.

»Höre doch nicht nur auf deine Männlein, Vater«, entgegnet er. »Die sagen seit über hundert Jahren immer dasselbe. Man hat mir etwas Besseres angeboten, warum soll ich es nicht nehmen? Deine Männlein können mir keine Augsburger Pracht bieten.«

»Recht hat er«, mischt sich nun auch Frau Wolgemut ein. »Gönne ihm doch diesen Vorteil. Wir brauchen es ja niemandem zu erzählen. Was kann der Jockel alles im Fuggerhaus lernen! Auch neue Lebkuchenrezepte und das allerfeinste Benehmen.. Später könnte er sich vielleicht hier in Nürnberg ein eigenes Backgewölbe einrichten und Selbst gebackenes verkaufen. Wie viele Verbindungen kann er von Augsburg aus knüpfen! Vielleicht bekommt er später den Honig ganz billig. Und wie gut wird er für uns sorgen, wenn wir alt sind!«

Widerstrebend fügt sich Meister Wolgemut.

»Aber dass gerade du es niemandem erzählst! Wir kommen sonst in Teufels Küche!«

»Wo werd ich!« wehrt sich Mutter Wolgemut. »Der Jockel geht eben noch einmal auf Wanderschaft. Wer wird das schon nachprüfen? Sein Meister sollte sich freuen, dass er einen so gelehrigen Gesellen hat. Gleich gehst du hin zu ihm, Jockel, und erzählst ihm von unserem Entschluss. Einen Zehrfennig braucht er dir ja nicht mit auf den Weg zu geben. Und auch wir haben keine Ausgaben mit dir. Das Haus Fugger zahlt alles. Weshalb sollten wir mit unserem Nürnberger Witz nicht an der Augsburger Pracht teilhaben?« Bei diesen Worten seiner Frau verlässt Meister Wolgemut den Raum und das Haus und lenkt seine Schritte zur Frauenkirche. Mit schweren Schritten steigt er die Wendeltreppe zum Giebel hoch. Dann setzt er sich in seine Werkstattkammer und lauscht dem Ticken der Uhr. Es ist so beruhigend regelmäßig. Allmählich geht sein Atem wieder langsamer. Dann tritt er an den Männleinkäfig und fühlt hinein. Sehen kann er

nichts. Seine Hand umschließt das Gesicht eines Kurfürsten, seine Finger spielen im geschnitzten Bart.

Ihr seid in Ordnung, ihr Männlein, denkt er. Morgen werdet ihr wieder laufen. Und der Kaiser kommt wieder auf die Burg, und der Reichstag sorgt für das Wohl des ganzen Reiches und der Stadt Nürnberg. Nur Jockel muss aus der Reihe tanzen ...

3

Das Fuggerhaus

Zum zweitenmal verlässt Jockel Wolgemut mit Ranzen und Wanderstab das Vaterhaus. Die Kunde von seiner neuen Wanderschaft hat sich bei Nachbarn, Verwandten und Bekannten herumgesprochen, und so sind einige gekommen, um Jockel zu verabschieden. Sogar Meister Würzner hat seinen Groll vergessen und wünscht seinem Gesellen alles Gute auf die Reise.

»Bleib gesund! Möge es dir gut gehen! Und wenn du nach Nürnberg zurückkommst - bei mir gibt es immer Arbeit!«

Jockels Pate, der Löffelgießer Veit Groß, sieht die Sache anders.

»Wozu noch eine Gesellenwanderung? War dir der Weg nach Bamberg nicht genug? Wozu immer noch mehr lernen? Macht sich denn das bezahlt?«

»Und ob es sich bezahlt macht, Herr Pate!« versichert Jockel. »Ihr werdet staunen!«

»Hm«, brummt der Löffelgießer und schüttelt den Kopf.

Jockel besteht darauf, die Stadt durch das Königstor zu verlassen, Vater, Mutter und Nickel begleiten ihn dorthin. Der Vater schweigt, die Mutter weint, der Bruder Nickel möchte am liebsten mitwandern.

»Du bleibst da!« sagt Jockel. »Lerne erst einmal etwas Richtiges!«

Der Stadtwächter am Tor macht nicht viel Aufhebens von Jockel. Ein wandernder Handwerksbursche, was ist das schon! Dennoch lässt er es sich nicht nehmen, dem Gesellen eine gute Fahrt zu wünschen. Jockel fühlt sich beklommen, während er das Stadttor durchschreitet. Er dreht sich noch einmal nach den Eltern und dem Bruder um, dann verlässt er Nürnberg.

Gleich jenseits des Tores fühlt er sich als beneidenswerter Gewinner. Wenn ihr wüsstet, denkt er. Hier winkt mehr als nur ein Gesellenbrief oder sogar die Meisterschaft. Ich werde ein echtes Fuggergewand tragen. In Schwabach erwartet mich Herr Diebold.

Die Landschaft ist leicht gewellt, nicht gerade abwechslungsreich. Jockel begegnet nur wenigen Menschen, der Schnee ist schon geschmolzen, aber mit dem Reisen wartet man auf wärmere Tage.

Als er in dem kleinen Dorf eintrifft, ist der Fuggerwagen schon Mittelpunkt eines Menschauflaufes geworden, Jockel kann gar nicht fehlgehen. Sollen die anderen ruhig neidisch sein, dass ein einfacher Handwerksgehilfe so mir nichts, dir nichts in einen Fuggerschen Reisewagen steigt, das erhöht Jockels Genuss.

»Nun mach schon«, empfängt ihn Diebold, »wir wollen weiter!«

Dann geht der Zug ab. Sie sitzen gegen Wind und Wetter geschützt unter einer dichten Plane und werden von zehn bewaffneten Fuggerknechten zu Pferde begleitet. Vorn auf dem Wagen sitzen noch drei und hinten zwei weitere Knechte, die die Beine baumeln lassen.

Über der Landschaft liegt schon ein grüngoldener Schimmer. Jockel strahlt über das ganze Gesicht. Es ist ihm, als habe er nie zuvor eine so schöne Landschaft gesehen. Und er darf mitten hindurchfahren, als sei das selbstverständlich.

Ab und zu müssen sie tiefen Wasserlöchern ausweichen, die von der Schneeschmelze stehen geblieben sind. Hier und da sieht man Bauern beim Pflügen, manche mit einer Kuh, manche mit zwei Pferden. Viele lassen den Pflug von ihrer Frau ziehen. Die Bauern haben kaum Zeit, dem Fuggerschen Reisewagen nachzublicken. Der Nürnberger Markt ist zwar nun wieder zugänglich, aber nichts wird ihnen vom Erlös bleiben; alles werden sie dem Grundherrn abliefern müssen, und doch werden die Schulden weiter wachsen. Aber wie sollte Jockel mit seiner strahlenden Gewinnerlaune daran denken?

An der Straße grüßen die Leute ehrerbietig, wenn der Fuggerwagen vorbeifährt, und auch Jockel nickt hinaus, als müsse er die unbedeckten Köpfe belohnen. Sie fahren durch Aurau, Georgensgmünd, Mühlstetten. Dann die größere Stadt Weißenburg. Es kommt Jockel schon selbstverständlich vor, dass sie im größten und prächtigsten Haus der Stadt absteigen, ein üppiges Mahl zu sich nehmen, das allerweichste Nachtlager erhalten.

Mit geschlossenen Augen lauscht Jockel der Musik von Lauten und Flöten, die zum Essen erklingt. Ein Sänger trägt eine traurige Ballade vor. Jockel wird dennoch fröhlich gestimmt, lutscht mit Behagen eine Gänsekeule ab und trinkt zum ersten Mal in seinem Leben unverdünnten Wein.

Als er auf seiner Gesellenwanderung nach einem langen Fußmarsch bei Regen und Schnee endlich in Bamberg angekommen war, hatte ihm die Frau seines Meisters verwässertes Bier zu trinken gegeben, und auch darüber hatte er sich gefreut. Doch heute in der Erinnerung scheint ihm das Bier noch nachträglich hochzukommen. Einem Fugger kommt eben der beste Wein zu, der allerbeste ...

Diebold aber findet keinen Geschmack am Wein, denn es ist ihm nun doch unbehaglich beidem Abenteuer, auf das er sich da eingelassen hat. Wie soll er seinem Onkel, dem großen Jakob Fugger, klar machen, dass er sich einen Diener aus Nürnberg mitgebracht hat, ausgerechnet aus Nürnberg? Was kann denn dein Diener, wird der Fugger fragen. Beherrscht er die doppelte Buchführung? Spricht er italienisch?

»Hör mal; Wolgemut«, flüstert Diebold Jockel zu, der gerade ein Konfektstückchen auf der Zunge zergehen lässt, »mit einem Fuggergesicht ist es nicht getan! Auch deine Sprache musst du ein bisschen dem Fuggerhaus anpassen. Ihr Nürnberger sprecht so, entsetzlich hart und abgehackt. Jedes Wort hört sich an, als werde es aus einer Muskete abgeschossen. Wir Augsburger schießen lieber mit der Armbrust, spannen und zielen lange, und die Worte kommen langsam und klingen nach. Kannst du das bei mir hören?«

»Nein, Herr Fugger«, sagt Jockel, und das Konfekt schmeckt ihm nicht mehr.

»Wir werden es also üben müssen. Vielleicht schaffst du es auch allein, wenn du in Augsburg alle Welt so reden hörst. Es wird gut sein, wenn du nicht viel sprichst. Und noch eins, dein Gang! Du gehst immer so, als wüsstest du ganz genau, wohin du willst. Das mag in Nürnberg beim Lebkuchenbacken angehen, aber im Fuggerhaus ist es unmöglich. Dort bestimmt ein anderer, was du willst, wohin du willst, und dem musst du dich unterordnen. Übe es und denke daran.«

Über diese Worte ärgert Jockel sich so sehr, dass er am liebsten seinen Wein ausgegossen hätte, einfach so auf den Fußboden. Was fällt Herrn Diebold ein, ihn so zu ächten? Jockel hat sich darauf eingelassen, dass er die Richtung bestimmt, dass er die Männlein laufen lässt! Aber nun muss er die Fuggerstraße im Fuggergang gehen ... Er muss in den

sauren Apfel beißen, sich anpassen. Aber dann! Der Gewinn wird umso höher sein.

Diebold Fugger lenkt ein.

»Weißt du eigentlich, dass mein Onkel der reichste Mann der Welt ist?

»Nein, Herr Fugger«, entgegnet Jockel, doch es scheint ihn nicht sehr zu beeindrucken, findet Diebold. Hat ihn der Wein so stark gemacht, dass er dem mächtigen Fuggerhaus so gelassen entgegenfährt? Diebold trinkt und trinkt, doch das unbehagliche Gefühl will nicht weichen, und er muss sich sogar eingestehen, dass er tief im Herzen neidisch ist auf diesen Jockel und seinen Mut.

Dabei muss Jockel sich gar nicht einmal anstrengen, um mutig zu sein. Ob der Fugger reich ist oder der Reichste, das macht nun auch keinen Unterschied mehr.

Bild (Buch S. 83)

Vor Jockel dehnt sich die Straße schon weit in die Ferne, er geht auf ihr und weiß, dass er zum Ziel kommen wird.

Es steht für ihn auch fest, dass der Herr Fugger in Augsburg ein guter Mensch ist. Vielleicht hat er einige Launen, wie das bei Herren so üblich ist, aber Güte und Edelmüt stehen doch an erster Stelle. »Kaufherr aller Kaufherrn« – ein solcher Ehrentitel muss verdient worden sein. Es wird schon alles gut gehen, Jockel hat nichts weniger als Angst vor dem Hause Fugger.

Als sie am nächsten Tag das Städtchen Weißenburg mit seinen 31 Türmen und Toren hinter sich gelassen haben, befiehlt Diebold einem der Fuggerknechte, auf dem Wagen zu fahren und Jockel reiten zu lassen. Er soll sich an ein Pferd gewöhnen, ein Fuggerdiener muss wenigstens reiten können.

Jockel fühlt sich, als sei er der Kaiser beim Männleinlaufen.

Bis Treuchtlingen hat er das Pferd ganz in seiner Gewalt, und als sie in Donauwörth einziehen, kommt es ihm so vor, als habe er sein halbes Leben auf dem Rücken eines Pferdes verbracht. Er reitet über die Donau wie ein Sieger nach einer Entscheidungsschlacht. Nürnberg liegt weit, hinter ihm, hier ist nicht mehr Franken.

Am dritten Tag der Reise taucht Augsburg vor ihnen auf. Das ist also die Stadt, auf die die Nürnberger so gern herabsehen. Nürnberg mag größer sein, aber Augsburg ist prächtiger, behaglicher, behäbiger. Die weit hingestreckten Fassaden der Häuser sind bunt bemalt. In Nürnberg wirken die Häuser, auch die größeren, wegen ihres Fachwerks wie klein kariert, in Augsburg kann sich das Auge auf den großen farbigen Flächen ausruhen. In Nürnberg hat es jeder eilig, hastet und jagt durch die Straßen und Gassen, in Augsburg geht man langsam und lässt sich Zeit. In Nürnberg ist man witzig und lacht gern laut, in Augsburg ist man freundlich und lächelt. Es gibt nicht so viel Spitziges, Kleinteiliges, es fehlt auch der Lebkuchen- und Bratwurstgeruch.

Sie fahren an einem hohen Steinhaus entlang; Jockel meint, die Fassade nähme kein Ende. Über und über ist sie mit Ornamenten bemalt, mit geschmückten Bögen, verzierten Säulchen; es sieht so aus, als sei das alles aus Stein gehauen. Dazwischen tummeln sich Figuren aus Geschichten und Sagen der Römer und Griechen. Ein ähnliches Haus hat Jakob Fugger der Reiche in Venedig gesehen, es war der Fondaco dei Tedeschi, der Kaufhof der Deutschen, und vielleicht beschloss er schon damals, in seiner Vaterstadt sich selbst einen solchen Bau zu errichten.

Nun biegt der vorderste Reiter ab in eine der beiden Einfahrten, sie führt in eine quergelagerte Halle, deren Gewölbe auf zwei Säulen ruhen, und es kommt Jockel vor, als befände er sich in einer Höhle. Als es wieder hell wird; sieht er sich auf einem der drei Fuggerhöfe, dem Mittelhof, der ringsum von Häusern und Mauern umschlossen ist.

In der Mitte plätschert ein Brunnen, daneben beugen sich Pferde über eine steinerne Tränke. Um den Hof herum ziehen sich Bogengänge, von denen aus Türen in die Häuser führen. Die Gewölbe der Gänge sind mit Ornamenten bemalt. Die meisten Türen stehen offen, nur das Portal zum Haupthaus ist verschlossen.

Dieses hohe mächtige Haus sieht auch an der Hofseite aus wie ein Palast. Die aus Stein gehauenen Fensterumrahmungen sind fein verziert, und über die ganze Hauswand ziehen sich Malereien. Jockel möchte sie gerne näher betrachten, aber sein Pferd steht nicht still, es

wirft den Kopf zurück und wiehert,. nun lässt es sich nicht mehr halten und trabt auf die Tränke zu.

Jockel kann sich nicht zum Absteigen entschließen. Es riecht nach Pferden und nach feinem Leder, nach Wein und Zimt, die anderen Düfte kennt er nicht. Fremde Worte schwirren ihm um die Ohren. Die Männer hier auf dem Hof sind einheitlich gekleidet, alle tragen den dreizinkigen Weberkamm auf ihrem Wams. Sie bewegen sich langsam und gemessen, jeden Augenblick könnten sie aufgehalten und in eine andere Richtung gewiesen werden. Bedächtig räumen sie die Packen aus dem Reisewagen, schirren die Pferde ab, und jemand kommt sogleich mit Wasser und Besen und säubert den Wagen.

»Steig endlich ab, Jockel, wir sind im Fuggerpalast«, sagt Diebold.

Ein großer grauköpfiger Mann, auch mit dem Weberkamm auf der Brust, kommt auf Diebold zu, verbeugt sich und fragt: »Hattet Ihr eine gute Reise, Herr?«

Es durchfährt Jockel wie ein Blitz. Auch vor ihm wird man sich verneigen, auch ihn wird man mit Herr ansprechen; unvorstellbar! Er springt elegant vom Pferd und reckt den Kopf hoch empor. Der Grauköpfige betrachtet ihn und weiß nicht, ob er ihn begrüßen, wie er ihm begegnen soll, das sieht man ihm an. Jockel lächelt und sagt nichts.

»Ist mein Onkel im Hause?« fragt Diebold.

»Nein, Herr Jakob ist unterwegs nach Ulm, es hat in der dortigen Faktorei unseres Hauses Betrügereien gegeben, und Ihr wisst ja, wie hart Herr Jakob dann durchgreift.«

»Nach Ulm! In seinem Alter!«

Diebold schüttelt den Kopf. »Also kann ich ihm meinen neuen Diener jetzt noch nicht vorstellen. Es hat ja auch Zeit. Gib ihm ein Zimmer, von wo aus er alles gut beobachten kann, Ulrich.«

Diebold nimmt Jockel zur Seite und sagt: »Das ist unser oberster Hausmeister Ulrich Lauringer, der treueste Diener meines Onkels. Mach dich ihm angenehm. Geh langsam, sprich langsam, keine Gespräche über Nürnberger Lebkuchen.«

Jockel bläst nur kurz Luft durch die Nase und folgt dem Hausmeister.

»Woher kommt Ihr, junger Freund?«

»Ja, ich-e bin-e aus-e Nürn-e-berg.«

»Spricht man jetzt in Nürnberg so merkwürdig? Kommt Ihr aus der Nürnberger Handelswelt?«

»Ja, ich-e war bei dem berühmten Bankherrn Würzner im Dienst.«

»Von dem habe ich noch nie gehört. Wohl ein neues Bankhaus? Versteht man sich in Nürnberg auch schon auf die doppelte Buchführung?«

»O ja, das kann schon mein kleiner Bruder! Er nimmt immer zwei Bücher mit in die Schule.«

»Ihr seid wohl ein Spaßvogel? Aber weshalb geht Ihr so langsam? Ich habe noch mehr zu tun, als Euch ein Zimmer anzuweisen. Da hat uns unser Neffe Diebold wieder etwas Schönes eingebrockt.« Weshalb soll ich mich mit diesem Kerl befassen? denkt der. Hausmeister. Soll sich meine Frau um ihn kümmern, und – Käthe, meine Tochter.

Jockel erhält ein Kämmerchen in der Wohnung des Hausmeisters. Bis vor kurzem hat Lauringers ältester Sohn darin gewohnt. Doch er wurde bei einem Fuggerschen Handelszug nach Frankreich von Wegelagerern erschlagen, und nun steht die

Stube leer. Es ist gefährlich, bei den Fuggern Dienst zu tun. Jockel hat nicht viel Zeit, darüber nachzudenken, denn Diebold kommt und sagt leise: »Jetzt will ich dir das Fuggerhaus zeigen. Und ab morgen die Stadt Augsburg. Du musst ja wissen, woher du kommst, wenn du allein vor dem sächsischen Kurfürsten stehst.«

Das Haus erscheint Jockel riesig, unübersichtlich und verwirrend. Dennoch fühlt er sich weiterhin wie der Nürnberger Männleinkaiser. Dies alles kann doch nur ein Traum sein, aber nein, die Glücksgöttin Fortuna scheint ihr Füllhorn gerade über Jockel ausgeschüttet zu haben. Dies alles ist ihm angemessen, auch wenn er noch nicht daran gewöhnt ist. Treppen, Gänge, Türen, kleine Zimmer, große Säle, Schreibstuben, Durchgänge, große Fenster ...

Immer wieder bittet Jockel darum, stehen bleiben zu können. Am meisten haben es ihm die Fenster angetan, die aus kleinen, durch Bleistege zusammengefassten gewölbten Scheiben bestehen. In so hellen Räumen hat er sich noch nie aufgehalten, es ist ja, als befände er sich auf der Straße. Dabei kommen die herrlichen Teppiche an den Wänden natürlich besonders gut zur Geltung. Immer wieder fällt

Jockels Blick bewundernd auf die mächtigen Truhen unter den Fenstern. Was sich darin wohl alles verbergen mag ...

Noch nie hat sich jemand im Fuggerhaus die Mühe gemacht, alle diese Truhen zu zählen. Die meisten sind Geschenke, und sie kamen schon wohlgefüllt ins Haus. Kaum jemand weiß, was sich in ihnen befindet. Seidenballen? Samtkleider? Vergoldetes Zaumzeug für die Reitpferde? Vom Anblick einer über und über mit Schnitzereien verzierten Bank, unter deren Sitz sich ebenfalls eine Truhe befindet, kann sich Jockel überhaupt nicht losreißen.

»Die ist aus Italien«, sagt Diebold leichthin. »Ein Geschenk des Papstes. Das meiste hier ist aus Italien.«

Ab und zu ergibt sich ein Blick in den Hof, auf dem es lebhaft zugeht. Wagen werden voll gepackt, andere werden entladen. Pferde stampfen und wiehern. Fässer rollen über das holperige Steinpflaster, das Echo kommt dumpf von den Häuserwänden zurück. Knechte mühen sich mit übermannshohen Warenballen ab.

»Womit handelt denn Herr Jakob Fugger?« fragt Jockel.

»Mit Geld«, erwidert Diebold. »Aber auch mit allem, was Geld bringt. Mit allem ...«

Und er rümpft die Nase. Nach seiner Meinung hat es ein Fugger schon längst nicht mehr nötig, mit Stoffen und Häuten, mit Papier und Metallbarren zu handeln ... Hat Herr Jakob überhaupt noch die Übersicht? Machen seine Neffen und Mitarbeiter nicht schon genügend Geschäfte auf eigene Faust?

Doch davon weiß Jockel noch nichts, und' darüber zerbricht er sich nicht den Kopf, sondern schaut und schaut. An einem Wagen ist ein Rad gebrochen. Nun mischen sich auch noch Hammerschläge in das Pferdegewieher und das Fässerdröhnen.

»Es ist hier nicht immer so laut«, schreit Diebold Fugger. »Wäre mein Onkel hier, würde er diesen Lärm verbieten. Aber meinen Vetter Anton, der jetzt das Haus leitet, stört es nicht. Auch Lärm bringt Geld, sagt er. Morgen in aller Frühe bricht er mit einem Handelszug nach Ungarn auf, daher alle diese Vorbereitungen.«

Sie gehen weiter, und Jockel erschauert beim Anblick der gewaltigen Schlösser, die sich an einigen dick vergitterten Türen befinden. Diebold

sagt nichts über diese Türen, aber Jockel weiß, was dahinter lagert: Geld ... Hier ist es zu Hause, es kommt und geht und arbeitet, und wenn es nach getaner Arbeit zurückkehrt, hat es sich vermehrt, zumindest verdoppelt. Jockel nickt kennerhaft, als fließe das Geld in seine eigene Tasche.

Jetzt betreten sie einen langen stillen Gang. An den Wänden hängen dicke bunte Teppiche, Jockel streift sie nur mit einem Blick. Über blendend weißen Marmorsockeln erheben sich Köpfe und Figuren aus Bronze. Am Ende des Ganges wird eine geschnitzte vergoldete Tür sichtbar. Plötzlich schrickt Jockel zusammen, denn neben der Tür steht jemand in hellerschimmernden Seidengewändern, und dieser Mensch hat ein schwarzbraunes Gesicht. Jockel traut seinen Augen nicht. Ein Mohr! Noch nie hat er einen Schwarzen gesehen. Ist das überhaupt ein richtiger Mensch? Oder nicht doch nur ein Tier, das man als Menschen herausgeputzt hat, so wie man ihn als Fugger herausputzen will? Wie die Augäpfel blitzen und leuchten! Nein, es ist ein Mensch, er hat richtige Menschenhände, und an den Fingern blitzen Ringe. Jetzt lächelt der Mohr Herrn Diebold Fugger entgegen, und Jockel erschrickt noch einmal, denn nun sieht der schwarze Mensch aus wie ein Wolfshund, der die Zähne fletscht.

»Das ist mein Freund Soliman«, sagt Diebold, »der Leibdiener meines Onkels. Lass uns bitte eintreten, Soliman.«

Der Mohr kreuzt die Arme vor der Brust, verneigt sich, fingert dann nach einem Schlüssel, den er an einer perlenverzierten Schnur um den Hals trägt, schließt die Tür auf und öffnet beide Flügel.

»Bitte, Herr!«

Der kann sogar sprechen!

Der große saalartige Raum, den sie jetzt betreten, ist das Arbeitszimmer des Herrn Jakob Fugger. Die großen Fenster aus klarem Glas weisen auf einen kleinen Gartenhof. Aus einem Springbrunnen plätschert es, um die Brunnenschale stehen Palmen in Kübeln. In der Sonne geht eine Dame in blau-silbernem Kleid auf und ab und liest. Hierher dringt kein Lärm vom Wirtschaftshof.

In der Mitte des Saales breitet sich ein Schreibtisch aus, ungefähr so groß wie Jockels Schlafkammer bei den Lauringers. Auf der linken Seite steht eine Erdkugel. Diebold tritt heran und dreht sie um ihre Achse.

»Dieser schöne große Erdapfel ist in Nürnberg gefertigt, darauf könnt ihr stolz sein. Siehst du, hier ist Amerika. Dorthin möchte ich, lieber heut als morgen ...« Er flüstert, offensichtlich soll Soliman seine Worte nicht hören.

Bild (Buch S. 90)

Auf dem Tisch häufen sich Bücher und Papiere. Hier werden Schicksale entschieden. Hier wurde auch die Fahrt geplant, auf der der junge Lauringer umkam. Jockel weiß plötzlich, dass er von hier aus nach Wittenberg aufbrechen wird. In dem breiten Scherensessel wird Herr Jakob Fugger der Reiche sitzen und den Reisebrief unterschreiben. Soll er!

Vor dem Schreibtisch steht ein kleinerer Sessel: Dort sitzen die Besucher, ziemlich weit entfernt von Herrn Jakob Fugger.

Jockel fühlt sich unwiderstehlich auf diesen Stuhl niedergezogen. Er muss wissen, wie es ist, wenn er Herrn Jakob Fugger gegenüber hockt. Aber der sitzt so weit weg. Kluge, kalte Augen blicken Jockel an. Um seinen fest geschlossenen Mund legt sich ein spöttischer Zug. Jockel kribbelt es in Händen und Füßen, er möchte nun noch weiter wegrutschen, damit er nicht so tief von diesen Augen getroffen wird.

An der Wand hinter des Fuggers Sessel hängt dessen Bildnis, ein kleines Bild nur, und doch so lebendig, dass man sich davon getroffen fühlt, als sei Jakob Fugger leibhaftig anwesend. Nur der Kopf mit der Schulterpartie ist darauf zu sehen.

Jockel möchte mit seinem Stuhl nach hinten ausweichen, doch so sehr er sich auch bemüht, davonzukommen – es gelingt ihm nicht, denn die Stuhlbeine sind fest mit dem Fußboden verbunden.

»So festgenagelt habe ich dort auch oft gegessen, konnte nicht vor und nicht zurück«, sagt Diebold. »Und dabei immer die Erdkugel vor Augen! Auch der selige Kaiser Maximilian musste auf diesem Stuhl

schwitzen, denn der hatte nie Geld und blieb zeitlebens von meinem Onkel abhängig. Nicht einmal das Gewand auf dem Leib konnte er selbst bezahlen. Mit seinem kleinen Enkel, dem Kaiser Karl, wird es nicht besser. Du aber brauchst dich vor diesem Stuhl nicht zu fürchten, denn du bist für ihn viel zu klein!«

Jockel schaut Diebold mit großen Augen an. Der fährt fort: »Ein mächtiger Mann ist er, mein Onkel. Mächtig und unabhängig. Ein wirklicher Souverän. Denn er hat seine Macht nicht geerbt wie die Fürsten, er hat sie sich selbst geschaffen und immer mehr vergrößert. Es blieb dem Kaiser nichts anderes übrig, als ihn zum Reichsgrafen zu machen, damit es so aussieht, als habe auch er meinem Onkel noch Macht verliehen ... Meine Brüder und Vettern und ich sind auf einem anderen Wege: Wir werden Macht nur noch erben, und sie wird sich wieder verkleinern

Jockel schwindelt es, er kann nicht folgen und möchte lieber etwas anderes hören. So fährt er mit dem nassen Zeigefinger dem Mohren über die ringgeschmückte Hand.

»Sag mal, ist deine schwarze Farbe wirklich echt?«

Der Mohr ist an solche Prüfungen gewöhnt und lächelt. Dann nickt er.

»Du bist also ein verbrannter Lebkuchen! Dass du dabei so freundlich lächeln kannst!«

»Wer seid Ihr, Herr?«

Herr sagt er, denn wer Herrn Jakob Fuggers Arbeitszimmer betreten darf, kann nur ein Herr sein.

»Ich? Ich bin Herr Jockel Fugger.«

»Nein, Herr, Ihr seid kein Fugger, die Fugger kenne ich alle.«

»Das trifft sich gut, so kann ich bei dir in die Lehre gehen.«

Der Mohr sieht Jockel mit undurchdringlichem Gesicht durchdringend an.

»Geht jetzt! Sofort! Hier ist kein Platz für Spaßvögel.«

Diebold Fugger hat die Szene nicht gefallen. Verlegen steht er vor einem großen Bild an der Wand gegenüber den Fenstern. Es zeigt eine vornehme Gesellschaft in einer offenen Halle bei einem Festmahl. Von gebeugten Männern werden Tragebretter mit Weintrauben, Äpfeln und Birnen herangeschleppt. Der am reichsten gekleidete Mann erhebt

seinen Weinbecher und lauscht zugleich dem Spiel der Musikanten. Das Bild ist nicht gemalt, sondern aus bunten Fäden gewirkt, ein Wandteppich. Welche Pracht, welch Reichtum: Jakob Fugger hat alles erreicht, was er wollte, ein Gewinner, nur ein Gewinner ...

Nein, Herr Jakob Fugger der Reiche ist auch abhängig. Von seinem Geld. Von seinem Erfolg. Er kann nicht immer tun, was er möchte, sondern sehr oft tut er, was er muss, um Geld und Erfolg nicht zu gefährden, und dabei geht er nicht gerade gütig und edel vor.

Und ich? denkt Diebold. Werde ich ein Gewinner sein? Oder werde ich nur immer vom Gewinn der anderen leben?

Er fühlt sich plötzlich müde und hat keine Lust mehr, mit Jockel durch die Stadt zu streifen. Soll der jetzt sehen, wie er allein zurechtkommt. Morgen vielleicht.

Die Fuggerdienstleute werden jeden Tag vom Gebimmel der Hofglocke geweckt, nachdem die fünf Schläge von einer großen Uhr über der Hofeinfahrt verhallt sind.

Jockel reibt sich die Augen. Nach wem soll er sich nun richten, nach den Fuggern oder nach den Wolgemuts! Die Fugger können bestimmt noch liegen bleiben. Er steht auf.

Die Lauringerfamilie ist in der Küche zum Frühstück versammelt. Alle löffeln Hirsebrei aus einer großen Schüssel, wie es Jockel auch von daheim gewohnt ist. Als Käthe, die Tochter von Lauringers, ihm ein eigenes Schälchen anbietet, lehnt er ab und fährt auch mit seinem Holzlöffel in die große Schüssel. Dann wartet er darauf, dass Herr Diebold ihn zu sich befiehlt, um ihm die neue Umgebung zu zeigen. Gut, dass Käthe noch in der Küche zu tun hat, so wird ihm die Zeit nicht lang. Sie spült Becher und Schüsseln aus und räumt alles ordentlich auf die Borte. Sie reibt den Tisch ab, bis er glänzt. Sie füttert die Katzen, und Jockel wundert sich, dass sie sogar den Hund bürstet. Diebold kommt und kommt nicht. Schließlich fasst sich Jockel ein Herz.

»Wollt Ihr nicht mit mir durch Augsburg gehen, Jungfer Käthchen? Ihr kennt Euch doch sicher genau so gut aus wie Herr Diebold. Und –

ehrlich gesagt -mit Euch ginge ich auch lieber. Der Herr Diebold hat doch so etwas Herrisches an sich ...«

Käthchen überlegt nicht lange. Einem Nürnberger Augsburg zeigen – das ist etwas für sie!

»Geduldet Euch noch einen Augenblick, ich muss noch die Blumen gießen.«

In Wahrheit aber möchte sie in den Spiegel schauen, ob sie auch einen guten Anblick bieten wird neben einem so schmucken jungen Nürnberger.

Hübsch sieht sie aus, das schwarze Haar legt sich in schweren Flechten ordentlich um den zierlichen Kopf, Augen und Zähne blitzen, sie kann sich sehen lassen!

Könnte Vater Lauringer seine Tochter so vor dem Spiegel sehen, er wäre sehr zufrieden. Er macht sich nämlich Sorgen um sie, denn seit dem Tod des Bruders zeigt sie sich meist ernst und verschlossen, und nach den Mannsbildern fragt sie nicht viel, ja sie benimmt sich ihnen gegenüber mit ihren achtzehn Jahren oft schnippisch und von oben herab.

Aber das scheint sich nun zu ändern. Jockel hat vom ersten Anblick großes Gefallen in Käthes Augen gefunden, er ist schneller, beweglicher und lustiger als die behäbigen Augsburgersöhne, auf den könnte sie sich schon einlassen.

Auch Jockel fühlte sein Herz schneller und höher schlagen, als er Käthe Lauringer zum ersten Mal gegenüberstand, alle Wetter, ist die hübsch! Vor der können sich die albernsten Nürnberger Gänschen wirklich verstecken! Doch steht sie als Tochter eines Fuggerschen Hausmeisters nicht viel zu hoch über ihm; wird sie sich nicht lustig über ihn machen? Doch gleich schlägt er sich mit der Hand vor die Stirn, hat er doch glatt vergessen, dass auch er sich als etwas Besseres präsentieren kann, nämlich als Sekretär des Herrn Diebold. Er bietet der Jungfer Käthe den Arm, und sie machen sich auf den Weg.

Nur wenige Schritte entfernt vom Fuggerpalast, der mitten in der Stadt liegt, wird Markt gehalten. Das ist eine vertraute Welt für Jockel, dort wird er der Jungfer Käthe etwas Schönes kaufen, wozu klimpert ihm sonst so viel Geld im Beutel?

Die Bauern aus der Umgebung verkaufen alles, was sich irgend absetzen lässt, ungesponnene braune und weiße Schafwolle, Kuhhäute, Käse; nein, was ist das nur für ein Käse! Jockel hält sich die Nase zu.

»Kauft, junger Herr, so guten Schafkäse bekommt Ihr sonst nirgends auf der Welt!« hört Jockel den Bauern preisen.

»Woher willst du denn das wissen?« gibt er zurück. Die Anrede junger Herr gefällt ihm nicht schlecht ...

Selbstverständlich sagt er du zu dem Alten. Dass man den überhaupt in die Stadt hereingelassen hat mit seinen zerlumpten Hosen und den abgewetzten Bundschuhen!

»Du solltest einmal den Nürnberger Markt sehen, dann würdest du anders reden!« fährt Jockel in lautem Ton fort. Der Bauer duckt sich erschrocken. Vorübergehende werden aufmerksam. Im Nu bildet sich eine neugierige Gruppe um Jockel. Käthe tritt zurück. Jockel schwillt der Kamm, er wird dem Mädchen schon zeigen, was für ein Kerl er ist!

»In Nürnberg gibt es viel mehr und viel bessere Dinge auf dem Markt zu kaufen, da müsstet ihr euch alle verstecken!«

»Was, ein Nürnberger schwingt hier große Reden? Der fehlt uns gerade noch!« keift eine große mollige Marktfrau.

Jockel gibt noch immer keine Ruhe.

»Was ist denn schon Augsburg? Wir in Nürnberg haben eine Burg, eine dreifache Stadtmauer und das Männleinlaufen.«

Jockel weiß, wie dumm seine Reden sind. Eigentlich schämt er sich vor sich selber. Ist ihm denn die heiß ersehnte Augsburger Pracht so wenig wert? Aber es geht ihm ja auch nur darum, es diesen Leuten hier zu zeigen!

»Augsburg ist die Stadt des Kaisers!« sagt der Bauer, der den Schafkäse angeboten hat.

»Pah, Kaiser haben wir auch! Wenn wir wollen, backen wir ihn uns aus Lebkuchen ... Habt ihr vielleicht einen Albrecht Dürer? Oder einen Willibald Pirckheimer?«

»Stopft doch dem Kerl das Maul!« ruft ein junger Mann, und die Feder auf seiner Mütze wippt nur so. »Wir haben einen Hans Holbein; sogar zwei, Vater und Sohn, wir haben den Maler Jörg Breu, den Maler Hans

Burgkmair ... Und wir haben es nicht nötig, den Kaiser aus Lebkuchen zu backen, der gehört sowieso zu uns ...«

Jockel lässt sich nicht verblüffen.

»Ja, der Alte! Aber der ist tot, und der neue hat den Reichstag nach Nürnberg einberufen, nicht nach Augsburg!«

»Hört doch auf zu streiten!« mischt sich nun ein älterer Mann in langer Lederschürze ein. »Nürnberger Witz hin, Augsburger Pracht her! Ja, Augsburg ist eine prächtige Stadt! Doch was nützt das uns kleinen Leuten?«

Und etwas leiser setzt er hinzu: »Der Fugger hat uns doch alle in der Hand. Alle müssen wir nach seiner Pfeife tanzen.«

»Ja, das müsst Ihr«, ruft Jockel dazwischen, ohne nachzudenken.

»Nun ist aber Schluss!« rufen zwei Metzgergesellen fast gleichzeitig und dringen auf Jockel ein, dass Käthe erschrocken die Augen aufreißt.

»Halt das Maul, du hergelaufener Nürnberger!«

Es wird doch nicht etwa ernst? Doch, es wird. Andere gesellen sich dazu Und verhauen Jockel, dass ihm Hören und Sehen vergeht. »Da hast du deinen Dürer und deinen Pirckheimer ... Dein Männleinlaufen! Da hast du auch deinen Lebkuchenkaiser!«

Für jedes Nürnberger Wort ein Augsburger Schlag! Als Jockel am Boden liegt und sich kaum noch rühren kann, gehen sie mit erhobenen Köpfen weiter, die Hände in den Hosentaschen.

Nun wagt sich Käthe wieder an Jockels Seite. In ihr kämpfen zwei Gefühle miteinander. Einerseits tut ihr Jockel Leid, wie er da so liegt und ihm die Nase blutet. Andererseits aber geschieht es ihm ganz recht, denn weshalb muss er sich auf ein so hohes Ross setzen? Ein Aufschneider, ein Angeber! Schließlich ist er Gast in Augsburg!

»Junger Herr, junger Herr«, ruft der Bauer mit dem Schafkäse und kniet sich neben Jockel auf den Boden, »bewegt Euch doch, steht doch auf!«

Schließlich gelingt es ihm mit Käthes Hilfe, Jockel auf die Beine zu bringen. Der würde am liebsten weinen, aber das geht denn doch zu weit, zumal er Käthe vor sich sieht. Was die nun wohl von ihm denkt! Sie macht ja ein recht undurchdringliches Gesicht.

»Hier habt Ihr ein Tuch, wischt Euch das Blut aus dem Gesicht«, sagt der Bauer. Das Tuch ist ganz sauber, und Jockel scheut sich, es zu

benutzen. Doch dann fährt er sich damit über Gesicht und Hände und nimmt es sogar mit, als er an Käthes Arm in den Fuggerpalast hinkt. Der Bauer traut sich nicht, es zurückzufordern.

In Lauringers Küche wäscht sich Jockel und bringt seine Kleidung wieder in Ordnung. Käthe schaut ihm schweigend zu. Dann sagt er: »Nun, Jungfer Käthchen? Habe ich es ihnen nicht ganz schön gegeben? Daß ich einer solchen Übermacht nicht gewachsen bin, ist eine andere Sache ... Aber geguckt und aufgehört haben die schon!«

»Nein, Herr Jockel, Ihr, habt steigt das Blut ins Gesicht, er reißt Mund und Augen auf, doch Käthe ist schon hinausgelaufen und hat die Tür hinter sich zugeschlagen. Auch das noch! So hockt Jockel auf seinem Schemel, und wenn er ganz ehrlich zu sich selber ist, muss er zugeben, dass er sich schämt. Es ist ihm, als habe er von Käthe eine Ohrfeige erhalten, und die schmerzt noch mehr als die Schläge der Augsburgers Marktleute. Schließlich geht auch er hinaus.

Wo ist Herr Diebold Fugger? Alle, die Jockel danach fragt, zucken die Schultern und mustern ihn erstaunt oder geringschätzig. Er ist ja auch ganz schön zugerichtet.

Wo ist die Jungfer Käthe? Er ist fest entschlossen, sich bei ihr für sein dreistes Benehmen zu entschuldigen. Sie soll ihm doch wieder 'gut sein! Auf der Suche nach dem Mädchen gerät er in die Nähe der Küche; es riecht nach Braten und scharf gewürzten Speisen, als bereite man ein Fest vor.. Aber im Hause Fugger wird wohl an jedem Tag ein Fest sein. Jockel läuft das Wasser im Euch unmöglich aufgeführt! Mich habt Ihr damit ganz und gar nicht beeindruckt. Ich finde Euch einfach dumm!«

So, nun ist es heraus! Jockel Mund zusammen. Und nun duftet es auch noch nach feinem Backwerk! Er erinnert sich an Diebolds Worte: In Augsburg wird anderes zusammengerührt als Nürnberger Lebkuchen ... Natürlich hat Diebold es so nicht gemeint, das weiß Jockel auch, aber er wird doch neugierig, was da gebacken wird. So geht er dem Duft nach und sieht durch eine offene Tür in einen weiten gewölbten Raum. Ein Bäcker steht am Tisch und knetet Teig. Vielleicht hätte sich Jockel gleich wieder zurückgezogen, wenn nicht Käthe neben ihm gestanden, erzählt und gelacht hätte. Hier also steckt sie! Was will sie bei diesem Mann? Nun denkt Jockel natürlich nicht mehr daran,

unauffällig wieder zu verschwinden. Dieses Zusammenstehen passt ihm ganz und gar nicht.

»Was backt Ihr denn da, Geselle?«

Oder ist er etwa Meister?

»Prego?« gibt der Bäcker zurück. »Nix verstehn!«

Der Fugger hat sogar Bäcker aus Italien? Ja, dieser ist ein Welscher, hat schwarzes lockiges Haar, bräunliche Haut und dunkle lustige Augen.

Jockel geht ganz nahe heran, zeigt auf den Teig und fragt noch einmal:

»Was backt Ihr da? Was wird das?«

Der welsche Bäcker lacht.

»Oh, pipistrello turco, Signore, das sein türkisch Fledermaus.«

Schmecken die denn? Sind die gut?«

»Si, si, Signore, bene, sehr gutt! Müssen probieren!«

Was soll mir nun noch passieren? denkt Jockel. Zuerst ein Mohr. Dann die, Weltkugel auf dem Fuggertisch. Der festgenagelte Geldstuhl. Augsburger Schläge auf dem Markt. Und nun türkische Fledermäuse.

Käthe hat dem Gespräch teils ernsthaft, teils belustigt gelauscht, und Jockel fühlt sich ermuntert, seine Stellung dem welschen Bäcker gegenüber zu verteidigen. Vielleicht kann er die Schlappe vom Markt gutmachen.

»Bitte, gebt mir eine türkische Fledermaus!«

Der Bäcker holt aus einem Körbchen ein noch warmes Gebäck. Jockel setzt seine Kennermiene auf und beißt hinein. Sogleich weiß er, Anis ist darin und Mandelöl. Und obendrauf Mohn. Und den Teig haben sie geflochten wie Zöpfe in verschiedenen Stärken.

»Gut, sehr gut!«

Veramente, Signore?«

»Ja, sehr gut! Doch Ihr solltet nicht nur immer türkische Fledermäuse backen. Aus diesem Teig kann man auch etwas anderes machen, zum Beispiel den Kaiser.«

»Kaiser? Il Imperatore?«

Jockel hat schon die Ärmel hochgekrempt.

»Darf ich?«

Jetzt wird er es Käthe aber zeigen! Und zwar ohne Aufschneiderei und Angeberei. Beim Kneten, Formen und Backen ist er unschlagbar. Er

freut sich, endlich wieder Teig zwischen den Fingern zu spüren. Und wie dieser Teig sich anfühlt! Richtig fuggerisch. Jockel formt den Kaiser zu Pferd auf dem Backblech, die Pferdemahe und den Pferdeschwanz sowie den Bart des Kaisers flicht er zum Zopf. Der Reichsapfel, den der »Imperatore« in der Rechten trägt, gleicht dem Erdapfel auf Herrn Fuggers Arbeitstisch. Das Zepter gerät allerdings sehr lang und dick und sieht eher einer Turnierlanze ähnlich.

»Grandioso! Eccelente! Großartig, ausgezeichnet!« ruft der welsche Bäcker.

Jockel formt noch eine Kaiserfigur, eine sitzende. Der Sitz ist aber nicht etwa der Thronsessel auf irgendeiner Kaiserburg, sondern der Angst-Geldstuhl vor Herrn Fuggers Arbeitstisch. Der Kaiser lässt den Kopf mit der Krone hängen. Das Zepter ist nach unten gesunken. Jetzt müsste ich noch die Männlein dazutun, denkt Jockel, die sieben Kurfürsten. Auch mit hängenden Köpfen.

Doch nun nimmt der Welsche Jockel das Backblech einfach weg und schiebt es in den Ofen. Er ist selbst sehr neugierig, was aus diesem Teig wird. Alle Wetter, auch er als weit gereister Bäcker kann von diesem jungen Mann da noch etwas lernen! Käthe steht und schaut. Es hat sie beeindruckt, mit welch geschickten Bewegungen sich Jockel da an seinem Teig zu schaffen gemacht hat. Und dabei müssen ihm die Knochen noch ziemlich wehgetan haben!

Nun holt der welsche Bäcker vorsichtig das Blech aus dem Ofen, betrachtet die Figuren, schlägt vor Begeisterung und Entzücken die Hände zusammen.

»Grandioso! Eccelente!« ruft er immer wieder. Jockel verbeugt sich, bricht dem Kaiser den Reichsapfel vom Arm und überreicht ihn dem Mann der Fuggerschen Backstube. Käthe hingegen erhält die Krone, und sie beißt auch sogleich hinein, um ihr Erröten zu verbergen. Nicht übel, dieser Jockel! Käthe hat Augen und Ohren nur noch für ihn. Aber was hat er eigentlich mit den Fuggern zu tun?

In einer der folgenden Nächte träumt Jockel, er sei Herr Jakob Fugger der Reiche. Er sitzt hinter dem großen Tisch auf einem goldenen Stuhl. Auch die Erdkugel ist aus purem Gold. Wenn er sie dreht, blitzt und

schimmert es nur so. Vor ihm auf dem festgemachten Besucherstuhl hockt Meister Würzner aus Nürnberg, er braucht Geld, denn er will in Zukunft seine Lebkuchen vergolden..

»Geld sollt Ihr bekommen«, sagt der Fugger, »aber zuerst müsst Ihr den Männleinlauf machen; Ihr wisst ja, wie es geht.«

Meister Würzner steht seufzend auf und schreitet dreimal um den Tisch und Herrn Jakob Fugger den Reichen herum. Immer, wenn er vor dem Geldkaiser steht, verbeugt er sich und pustet dabei, denn er ist sehr dick.

»Nun sollt Ihr Geld bekommen, doch zuvor wollen wir anstoßen. Soliman, den Wein!«

Der Mohr kommt mit einer goldenen Weinflasche und goldenen Gläsern. Er schenkt ein, doch in den Gläsern erstarrt der Wein sofort zu Gold. Jockel hat Durst, ihm brennt die Kehle. Doch so viele Gläser Soliman auch voll schenkt, aus keinem lässt sich trinken. Meister Würmer richtet sich aus seiner gebeugten Stellung auf und höhnt: »Sehr zum Wohl, reicher goldener Herr Fugger! Auf Eure Gesundheit!«

Jockel weiß schon jetzt im Traum, was der als Fugger zu tun hat. Er darf keine Miene verziehen, als sei es ganz selbstverständlich, dass in seiner Umgebung alles zu Gold wird. Zum Glück wacht er auf, fühlt sich wieder als Wolgemut und löscht seinen Durst mit Wasser.

Beim Frühstück sagt Lauringer: »Herr Jakob Fugger der Reiche hat für heute seine Rückkunft gemeldet. Er wird sich auch den neuen Diener des Herrn Diebold zeigen lassen.«

Lauringers Miene ist undurchdringlich, und dennoch kommt es Jockel so vor, als husche ein spöttischer Zug um seinen Mund.

Jakob Fugger war nicht einmal eine Woche von Augsburg abwesend, und doch wird er empfangen, als kehre er nach einer langen gefährvollen Reise endlich zurück.

Jockel möchte den großen Herrn Fugger erst einmal von weitem sehen. Vom Uhrturm vielleicht? Ob sich das Fensterchen über der Uhr öffnen lässt? Ihm ist nicht ganz wohl bei dem Gedanken, nun diesem mächtigen Manne bald gegenüberzustehen. Was wird er ihn fragen? Schon eilt Jockel die Wendeltreppe hinauf, steht vor einer Tür und öffnet sie, sie führt ins Uhrenstübchen, und Jockel fühlt sich heimatlich.

Räder, Gewichte, Gewinde, ein kompliziertes Werk ... Er kennt sich aus, weiß sogar; an welchem Rädchen die Uhr gestellt wird. Es juckt ihn in den Fingern. Die Leute da unten sollten sich einmal schneller bewegen, laufen wie richtige Menschen, nicht so gravitatisch einherschreiten, als hätten sie einen Stock verschluckt.

Holla, ihr Fuggerknechte, seht zur Uhr, es ist später, als ihr denkt!

Jockel dreht und dreht, der große Zeiger saust über die Scheibe, auch der kleine rückt eine Ziffer weiter: Innerhalb weniger Sekunden ist es im Fuggerpalast eine ganze Stunde später geworden. Wie eilig es der würdevolle Lauringer jetzt hat! Wie er rennt und mit den Armen fuchtelte! Beeilt Euch, der Herr kommt!

Die Knechte rennen über den Hof, die Mägde fegen, dass es nur so staubt, denn sie haben keine Zeit mehr, den Hof vorher mit Wasser einzusprengen. In Herrn Fuggers Schlafzimmer wird ein Badezuber getragen. Die Schreiber schlagen die Buchseiten auf, die sie in der letzten Woche beschrieben haben. Herr Fugger wird sofort alles sehen wollen, das Soll und das Haben, und er wird säumigen Zahlern die Erhöhung der Zinsen androhen. Nur in der Küche geht alles seinen gewohnten gemessenen Gang. Jakob Fugger der Reiche isst ja fast nicht mehr.

Der Fuggerzug nähert sich dem westlichen Stadttor. Ehrerbietig treten die Stadtwächter beiseite. Niemand wird fragen: »Woher und wohin?« Fünf berittene und schwer bewaffnete Knechte bilden die Spitze des Zuges. An jeder Seite des Reisewagens reitet ein Bewaffneter, und ihm folgen weitere fünf Knechte.

Jakob Fugger hat wiederholt zur Eile getrieben. Er lebt in dem Bewusstsein, überall nach dem Rechten sehen zu müssen, vor allem in Augsburg, dem Stammsitz. In der Wahl seiner Mitarbeiter ist er zwar übervorsichtig und wendet jeden um und um, ehe er ihn in sein Haus lässt. Aber man kann ja nie wissen. So legt er es darauf an, zeitiger als erwartet zurückzukehren.

Heute ist Herr Jakob besonders früh dran, weil er nach einer schlaflosen Nacht eher als geplant aufgebrochen ist. Heute wird er seinen Augsburger Mitarbeitern aber wieder einmal so richtig auf die Schliche kommen, sie rechnen ja noch nicht mit ihm!

So ist er über die Maßen erstaunt, als ihm Lauringer schon im Tor entgegentritt und ihm aus dem Wagen hilft, als auf derb Mittelhof die Knechte aufgestellt sind und auf Befehle warten, als ihm beim Eintritt in sein Haus ein Becher Wein, mit Wasser vermischt, gereicht wird.

Jakob Fugger der Reiche dankt noch kürzer als sonst und sieht verstohlen auf die Uhr. Mit seinen kurzsichtig gewordenen Augen kann er die Zeit nicht erkennen, es muss aber doch später sein, als er dachte.

»Wo sind meine Neffen und Erben?« fragt Herr Jakob.

Weshalb redet er plötzlich von den Erben? denkt Lauringer und erwidert: »Die Herren Neffen sind von ihren Reisen noch nicht zurück. Herr Ulrich hält sich in Eurem Haus in Schwaz in Tirol auf, Herr Raymund kontrolliert Eure ungarischen Bergwerke. Herr Diebold erwartet Euch oben.«

Jakob Fugger knurrt etwas Unverständliches und stakt mit steifen Beinen die Treppe hinauf. Wie glücklich wäre er, würden ihn Söhne oder doch wenigstens Schwiegersöhne bei solcher Heimkehr erwarten. Aber nicht einmal seine Neffen findet er vor. Die Treppe scheint heute kein Ende zu nehmen. Ich werde alt, denkt der Fugger. Nein. Ich bin alt ...

»Was Neues, Diebold?« fragt er, während sie den Wohnräumen entgegengehen.

Der Kurfürst von Sachsen scheint geschäftsfähig zu sein, Ihr ` könnt ihm das Geld schicken. Und zwar bald.«

Warum so eilig?«

»Es dient dem Ruhm Eures Hauses. Übrigens habe ich mir einen neuen Diener zugelegt, der vielleicht auch mein Sekretär werden könnte.«

Ich erwarte dich in einer Stunde zum ausführlichen Bericht. Jetzt bin ich müde von der Reise.«

Natürlich, denkt Diebold, jetzt wird er erst einmal Soliman die Seele aus dem schwarzen Leib fragen.

Jakob Fugger hat sofort wieder alle Fäden in die Hand genommen. Der Augsburger Palast ist der Mittelpunkt eines Spinnennetzes, das sich über fast alle Städte Europas zieht und nun auch schon in der neuen Welt Amerikas Anknüpfungspunkte gefunden hat. Die Fäden müssen dauerhaft gesponnen und straff gezogen sein, damit der Bestand des

gesamten Netzes gesichert ist. Reißt ein Faden, werden andere überlastet. Viele Nächte bringt Herr Jakob in seinem Arbeitszimmer damit zu, die einzelnen Fäden und Haltepunkte zu überprüfen. Sein Misstrauen hat ihn selten getäuscht.

Bild (Buch S. 104)

Weshalb hat es Diebold so eilig, in den Norden zu kommen? Gewiss, er gibt vor, ein Abenteurer zu sein, aber der Norden hat ihn noch nie interessiert. Ja, wenn es nach Venedig ginge oder gar nach Genua, von wo aus die Schiffe nach Amerika auslaufen! Da stimmt etwas nicht! Und was hat ihm Soliman von diesem neuen Diener erzählt? Weshalb braucht Diebold einen Diener ausgerechnet aus Nürnberg?

»Er sieht aus wie ein Fugger, Herr, aber er ist kein Herr«, hat Soliman gesagt. »Hütet Euch, Herr!«

Soliman ist der sechste Sinn von Herrn Jakob Fugger dem Reichen, er irrt sich selten.

»Ich möchte deinen Diener kennen lernen«, sagt Herr Jakob zu Diebold, als der wie verabredet nach einer Stunde den Arbeitsraum betritt.

Hoffentlich kommt jetzt nicht der ganze Schwindel ans Licht, denkt Diebold; hoffentlich steckt dieser Mensch nicht wieder in der Backstube und riecht wie eine gebackene türkische Fledermaus!

Aber nein, Jockel steht auf dem Hof und sieht zu, wie schwere eisenbeschlagene Truhen abgeladen und ins Haus getragen werden. Geld! Vier Männer müssen sich mit einer solchen Schatztruhe abschleppen.

»Jockel, jetzt ist es soweit. Jetzt fällt die Entscheidung. Mach deine Sache gut! Rede nicht so viel, und wenn, dann langsam, denke daran!«

Diebold geht voran, und Jockel folgt klopfenden Herzens. Der Mohr Soliman öffnet die Tür, und Jockel sieht sich dem reichsten Mann der Welt gegenüber.

Mann? Eigentlich sieht der da hinter dem riesigen Arbeitstisch nur wie ein Männlein aus. Neben der großen Erdkugel verschwindet er fast. Das ist nun Herr Jakob Fugger der Reiche? Jockel ist enttäuscht, dieses

Gefühl geht aber bald in Mitleid über. Wie schwächig und zusammengesunken wirkt dieser Mann! Sein Gesicht aber ist noch straff gespannt.

»Kommt näher!« sagt der Fugger leise. »Nicht auf den Stuhl da, denn Ihr kommt wohl nicht als Bittsteller, werdet keinen Kredit vom Hause Fugger erwarten.«

Jockel tritt ganz nahe heran, und Jakob mustert ihn eindringlich und angestrengt aus seinen kurzsichtigen Augen. Der junge Mann gefällt ihm.

»Wo habt Ihr denn Euer Leben gelernt?« fragt er schließlich.

Eine solche Frage hat Jockel noch nie gehört. Was soll er darauf antworten? Aus seinem Mitleid wird Beklommenheit. Hat er etwa Angst?

»Wo ich mein Leben gelernt habe? Teils über den Nürnberger Männlein, die am Giebel der Frauenkirche, wisst Ihr ... Teils in einer Lebkuchenbäckerei.«

Eigentlich soll diese Antwort lustig klingen, doch die Worte bleiben spröde. Jockel tritt lieber wieder einen Schritt zurück. Jakob Fugger verzieht keine Miene. Da haben ihm die Nürnberger vielleicht einen Spion ins Haus geschickt. Der soll sich hüten!

»Soso, aus Nürnberg ... Da ziehen wir ja doch auch an einem Strang.«

Wie denn? denkt Jockel, der sich sogleich die Glockenstränge an der Frauenkirche vorstellt. Wieso an einem Strang?

Vielleicht ist er ein ganz brauchbarer junger Mann, denkt Herr Jakob. Allzu selbstsicher scheint er nicht zu sein. Ich müsste herausbekommen, woher der Wind weht. Etwas stimmt an der Sache nicht, aber was? Wer steckt dahinter? Will man mich nur betrügen? Oder ausrauben? Oder sogar ermorden?

»Und Ihr wollt mit meinem Neffen Diebold den sächsischen Männleinläufer besuchen?«

Jakob versucht vergeblich einen scherzhaften Ton.

»Was nützen Euch dabei Eure Lebkuchenkenntnisse?«

»Ich habe einmal den Kaiser aus Lebkuchenteig gebacken, und seitdem kann ich mir alle großen Männlein als Lebkuchenfiguren vorstellen.«

Jockel wollte eigentlich keinen Witz machen, die Worte sind ihm einfach so herausgerutscht. Zweifellos wird Herr Jakob sie als ungehörig empfinden und ihn zurechtweisen. Doch nichts davon! Jakob Fugger der Reiche verzieht sein Gesicht zu einem freundlichen Lächeln, danach muss er lachen, und er schüttelt sich dabei so, dass der Mohr Soliman die Augen noch mehr als sonst aufreißt. Er kann sich nicht erinnern, dass Jakob jemals so gelacht hat.

Das habt Ihr gut gesagt! Kommt doch näher,, Ihr habt von mir nichts zu befürchten.«

Jockel gehorcht.

Nun gut, mögt Ihr mit meinem Neffen in den Norden ziehen, dann wird man weitersehen«, sagt Herr Jakob. Endlich ist es ihm gelungen, Jockels Gesichtszüge ganz in den Blick zu bekommen. Ja, Soliman hat Recht, der sieht aus wie ein Fugger, ist aber kein Herr. Je länger er den jungen Nürnberger betrachtet, umso deutlicher wird ihm die Ähnlichkeit mit der Fuggersippe. Der Nürnberger könnte aus der Familie des Ulrich Fugger stammen ... Wer kann ihm nur diesen Mann ins Haus gebracht haben? Jedenfalls muss sich derjenige seiner Sache ziemlich sicher sein. Der junge Nürnberger ist ein brauchbares Werkzeug.

Warum nicht mein Werkzeug? denkt Herr Jakob. Ich werde mir den Nürnberger näher ansehen ... Sehr nahe!

»Könnt Ihr eigentlich Italienisch?« fragt Jakob.

Ich kann nur zwei italienische Worte Herr Fugger, nämlich Pipistrello turco, türkische Fledermaus ... Und von doppelter Buchführung verstehe ich überhaupt nichts, das muss ich Euch gleich bekennen ...«

Und nach einer kleinen Pause fährt Jockel schmunzelnd fort: »Nürnberger Lebkuchen werden nämlich nicht doppelt gebacken, schließlich bin ich kein Zwiebackbäcker.«

Jakob Fugger möchte wieder lachen, muss aber doch seinen Gedanken nachhängen. Was der junge Nürnberger sagt, klingt so geradeheraus und treuherzig. Steckt dahinter wirklich ein verborgener und gefährlicher Plan?

»Ihr tragt da einen prall gefüllten Kaufmannsgürtel. Verdient man mit einfach gebackenen Lebkuchen so viel Geld?«

Jockel wird rot.

»Wollt Ihr mir nicht einmal Eure Reichtümer zeigen?«

»Nein, Herr, auf keinen Fall!«

»Warum nicht? Ich kann auch anders als bitten ...«

Jockel seufzt, nimmt den Gürtel ab, öffnet ihn und schüttet den Inhalt auf den Arbeitstisch.

»Seht, Herr, Eicheln und Kastanien! Sie waren für unser Schwein bestimmt, doch das ist gestorben; und so habe ich meine Geldkatze mit diesen Schätzen gefüllt. Von außen macht das gar keinen Unterschied, ob Gold und Silber oder Eicheln und Kastanien.«

Jockel hat leichthin und selbstverständlich gesprochen, es ist ihm noch nie schwer gefallen, den Spaßmacher zu spielen. Doch ist er nicht ein bisschen zu weit gegangen? Aber was will ihm der Fugger schon ... Da geht er eben nach Nürnberg zurück und bäckt wieder Lebkuchen, seinen Spaß hat er ja gehabt. Er sieht Herrn Diebold an, was wird der dazu sagen?

Diebold Fugger ist über und über rot geworden. Am liebsten möchte er aufbrausen und Jockel hinauswerfen, doch in Gegenwart seines Onkels wagt er es nicht. Einen Nürnberger Schembart in Herrn Fuggers Arbeitsraum, das hat es noch nie gegeben!

»Du kannst gehen, Diebold, ich brauche dich jetzt nicht mehr«, sagt Jakob und weist mit dem kleinen Finger zur Tür. Diebold atmet erleichtert auf. Lasst mich jetzt aus dem Spiel, dafür bin ich nicht mehr verantwortlich ...

Dann lacht Herr Jakob Fugger der Reiche Jockel an.

»Das macht keinen Unterschied ... Das mag schon sein ... Aber Gold und Silber sind besser, meint Ihr nicht auch?«

Jockel möchte jetzt sagen, dass er ja von Herrn Diebold auch schon Gold und Silber bekommen hat, daran fehlt es ihm auch nicht ... Doch Jakob der Reiche zieht mit der Linken Jockels leeren Geldgürtel zu sich heran und zeigt ihm mit der Rechten ein glänzendes Goldstück.

»Seht her, das stecke ich Euch eigenhändig in Eure Geldkatze. Solche Gunst hat nicht einmal der Kaiser erfahren, der Kaiser, den Ihr aus Lebkuchen gebacken habt. Ich muss es ihm unbedingt erzählen, wenn

er das nächste Mal auf dem Stuhl da sitzt. Majestät, Ihr seid ein Lebkuchenkaiser.«

Während dieser Worte hat Jakob Jockels Kaufmannsgürtel mit Gold- und Silberstücken gefüllt.

»Hier habt Ihr!«

Jockel steht wie erstarrt.

Nun habe ich es geschafft, denkt er, aber ... So viel Geld! Damit kann ich tun und lassen, was ich will. Doch hat mich der Fugger nicht genauso gekauft, wie er den Kaiser gekauft hat? Habe ich die Rechnung ohne den Wirt gemacht? Aber ich werde ans Ziel kommen, früher oder später ...

Und Jockels Rechte umklammert die Geldkatze.

»Ihr könnt jetzt gehen«, sagt Jakob Fugger und wendet sich den Papieren auf seinem Schreibtisch zu.

Jockel erhebt sich, legt die Geldkatze über den steif abgewinkelten rechten Arm und tastet sich mit der Linken durch die bilder- und figurengeschmückten Gänge, über die Treppe zum Ausgang, über den Hof bis in die Küche der Lauringers.

Er hat, es geschafft, er hat die Prüfung bestanden, er ist angenommen. Jetzt kann das Spiel erst richtig losgehen. Er wird noch reicher werden und sein Glück machen.

Diebold Fugger fahndet schon nach ihm.

»Hat mein Oheim dich hinausgeworfen?« fragt er durch das offene Küchenfenster.

Mich, warum sollte er? Im Gegenteil, er hält große Stücke auf mich.«

Auch Käthe macht sich in der Küche zu schaffen, und für sie vor allem sind diese Worte bestimmt. Diebold Fugger traut seinen Ohren nicht.

»So ist alles gut verlaufen?«

»O ja! Ich gehöre nun dazu.«

Diebold atmet auf. Er scheint sich also doch nicht ins eigene Fleisch geschnitten zu haben.

Ich werde dem Nürnberger weiter auf den Zahn fühlen, sagt sich Herr Jakob; zum einen ist es wichtig, zum anderen macht es mir Spaß.

Für die nächsten Tage hat sich eine Abordnung aus den ungarischen Kupferbergwerken des Hauses Fugger in Augsburg angesagt. Hier im

Stammhaus soll darüber entschieden werden, ob die Bergwerke weiter ausgebaut werden sollen oder nicht. Hier und da hat man neue Kupferlager in der Erde entdeckt.

Eigentlich ist es Herrn Jakob gleich, wie die Entscheidung ausfällt. Viel ist aus den nordungarischen Gebieten nicht mehr zu holen. Aber der Name Fugger muss auch dort seinen besonderen Klang behalten, muss auch weiterhin das Bewusstsein von Macht, Reichtum und Sicherheit vermitteln. Und deshalb soll diese unbedeutende Entscheidung unter einigem Aufwand in Augsburg fallen, damit allen Beteiligten wieder klar wird, dass der Fugger nichts nur so nebenbei behandelt. Er hätte das auch in einem Brief entscheiden können. Aber sollen sie nur kommen, die Bergmeister und Rechnungsgewaltigen, sollen sie ihre Befürwortungen und Bedenken vorbringen, damit sie glauben, auch ihre Stimme werde gehört.

Und zu dieser Beratung werde ich auch den jungen Nürnberger heranziehen, beschließt Jakob Fugger weiter. Mal sehen, wie er sich anstellt. Und die Herrschaften werden sich den Kopf zerbrechen, weshalb ich mir einen so jungen Ratgeber zugelegt habe, das wird sie unsicher machen ... Also – der Fall ist schon erledigt, er muss nur noch stattfinden ...

Jockel ist natürlich überrascht, als er in Herrn Fuggers Arbeitszimmer geholt wird und in nächster Nähe des großen Tisches Platz nehmen darf, während die Mitarbeiter der Fuggerschen Handelsplätze und Bergwerke aus Nordungarn stehen müssen.

Immerhin lässt er sich nicht einschüchtern; denkt Jakob Fugger, das gefällt mir, und den anderen tut es gut ... Wer so mit übereinander geschlagenen Beinen sitzt wie der junge Nürnberger, muss einen sicheren Platz im Hause Fugger haben ...

Nun werden Zahlen und Orte vorgetragen, und für Jockel klingt es, als seien es feierliche Gedichte, von denen er kein Wort versteht. Dennoch findet er das alles ganz lustig und zeigt sein Schembartfuggergesicht, und das gefällt dem Fugger. Es geht um Kupfer, um Geld, um mehr Geld, mehr Rechte, mehr Gewinn.

Aller Augen richten sich auf Herrn Jakob. Wie wird er entscheiden?

»Nun, was meint denn unser jüngster Freund aus der Fuggersippe dazu?« fragt der aber und wendet sich an Jockel. Die Herren können ihr Erstaunen nicht verbergen. Das hat es noch nie gegeben! Wer ist dieser junge Mann?

Jockel wiegt bedächtig das Haupt hin und her, als treffe er solche Entscheidungen jeden Tag.

Das Haus Fugger muss jeden Vorteil wahrnehmen. Ihr solltet ein neues Bergwerk anlegen.«

Gut«, nickt Herr Jakob. »Bauen wir also unsere ungarischen Kupfergruben aus. Der Fall ist entschieden.«

Niemand wagt einen Einspruch. Was soll das bedeuten, dass Herr Jakob Fugger der Reiche seine Entscheidung einem völlig unbekanntem jungen Verwandten überlässt?

Während sich die Handelsleute und Bergmeister zur Tafel begeben, klopft der Fugger Jockel auf die Schulter und sagt: Das hast du gut gemacht!«

Und Jockel wird rot vor Stolz.

Sein Wort gilt sogar in dieser Versammlung.

Herr Jakob aber hat die ganze Angelegenheit schon in der nächsten Viertelstunde vergessen. Ein kleines Bergwerk mehr oder weniger ...

Ihm gehört fast der gesamte Kupferhandel in Mitteleuropa.

Auf Jockel Wolgemut aber behält er sein Auge, der soll sich in Sicherheit wiegen und seinen Nürnberger Witz für das Haus Fugger einsetzen.

Einige Tage später steigt Raymund Fugger, einer der Neffen und Erben, die Treppe zu Herrn Jakobs Wohngeschoss hinauf. Soliman öffnet ihm nicht sofort die Tür zum Arbeitszimmer. Dabei hat Herr Raymund ein eiliges und wichtiges Anliegen, die Feier des Namensfestes vom Oheim.

An solche Höhepunkte scheint Herr Jakob leider gar nicht mehr zu denken, und doch sind sie notwendig, um die Stadt Augsburg wieder einmal ganz unter Fuggersche Pracht und Glorie zu stellen. Jeder weiß zwar, dass des Fuggers Handelsbereich ebenso groß ist wie das Weltreich des Kaisers, aber die Augsburger müssen es immer wieder vor Augen geführt bekommen!

Und sie sollen auch sehen, dass Jakob der Reiche tüchtige, erfolgreiche und mächtige Erben hat, die den Namen Fugger weitertragen. Die beiden Söhne Raymunds, Christoph und Georg, sind inzwischen groß genug, dass man sie den Augsburgern zeigen kann, und wo geschähe das wirkungsvoller als auf einem Fest? Alle vornehmen Geschlechter und Künstler der Stadt sollen daran teilnehmen, aber auch einfache Bürger. Es soll kein Haus geben, in dem nicht wenigstens einmal am Tage der Name Fugger genannt wird.

Nun wird Raymund ungeduldig und betritt Herrn Jakobs Arbeitszimmer ohne Aufforderung. Der Oheim sitzt am Fenster und schaut in den Damenhof hinunter, in dem seine Frau mit einer Dienerin wandelt.

Der Herr Oheim wird wunderlich, denkt Raymund und beginnt:

»Bedenkt, dass Euer Namensfest vor der Tür steht!«

»Ich weiß, Raymund, ich brauche deine Denkhilfe nicht.«

»Und welche Befehle warten auf uns?«

»Keine Befehle, Raymund. Einladungen.«

»Aber wer ... Wer wird das Fest ausrichten?«

»Dein Vetter Diebold und sein Diener Jockel Wolgemut!«

»Aber das ist doch.

Das ist doch die Höhe! möchte Raymund herausplatzen, doch er unterbricht sich, denn noch ist der Oheim das unbestrittene Haupt der Sippe. Dieser Diebold also, der nicht einmal von ehrlicher Geburt ist, an dem der Oheim aber einen Narren gefressen hat, und sein Spießgeselle, der hergelaufene Nürnberger

»Wir sind Euch treu ergeben, Herr Oheim. Womit haben wir eine solche Zurücksetzung verdient?«

»Ich darf und werde dich und deinesgleichen nicht zurücksetzen, denn ihr seid meine Erben. Immerhin könntest du die Augsburger Künstler und Gelehrten einladen, denn mit ihnen hast du mehr Umgang als mit Bankherren und Kaufleuten.«

»Wenn Ihr meint, Herr Oheim ...«

Immerhin etwas, denkt Raymund. Diese Leute also sind mir sicher. Sollen sich meine Vettern um all das kümmern, was der Herr Oheim nicht aus der Hand geben will.

»Wie geht es deiner Familie, Raymund?«

Eine solche Frage hat Jakob Fugger noch nie an seinen Neffen gestellt. Er wartet nicht auf die Antwort, sondern fährt sogleich fort: »Besuch mich bald einmal mit deinen Söhnen!«

Dann sieht er wieder auf den Damenhof hinunter. Wenn seine Frau doch nur einmal heraufschaute! Nach wenigen Augenblicken tritt auch Raymund zu der Gruppe da unten, um der Frau Tante seine Aufwartung zu machen. Und er, Jakob Fugger der Reiche, sitzt oben am Fenster und fühlt sich allein. Sie sind tüchtig, die Herren Neffen, Ulrich und Anton Fugger, und er spürt, nicht mehr im Mittelpunkt ihrer Welt zu stehen. Für Raymund ist er schon ein Denkmal, eine wertvolle Erinnerung, keine Wirklichkeit mehr. Nein, Diebold und Jockel sollen sich um das Namensfest kümmern.

Jockel hatte ihm erzählen müssen, wie er Herrn Diebold begegnet war. Beim Schembartlaufen!

»Und wie bist du ausgerechnet auf die Fuggerrolle gekommen?« wollte Herr Jakob wissen.

»Nachdem ich den Kaiser aus Lebkuchen gebacken hatte, schoss es mir eben so ein, als Fugger Schembart zu laufen ... Das war ein Hochgefühl, sage ich Euch. So habe ich mich seither nicht mehr gefühlt.«

Jockel erzählte frei und unbefangen, und Jakob Fugger fühlte sich wohl dabei.

»Richte mir meinen Namenstag mit deiner Fuggerstimmung aus, Jockel Wolgemut, ich werde dich dafür reich belohnen!« sagte er mit leiser Stimme.

»Aber gern! Ihr werdet zufrieden sein!« entgegnete Jockel, der sich gern hervortun möchte.

»Es soll ein Fest werden nach dem Herzen der Fugger und nach dem der Augsburger«, wünschte Herr Jakob weiter. »Bedenke, die Augsburger verstehen etwas vom Feiern. Jörg Breu, ein Augsburger Maler, war es, der den Triumphzug des Kaisers Maximilian gezeichnet hat. Vor dem Fest solltest du diese Bilder genau studieren. Vielleicht möchte ich auch noch einmal einen Triumphzug ...«

Aber nein, das stimmt nicht, dachte er bei sich weiter. Kein Triumph, lieber Wärme und Herzlichkeit. Nicht viele Namenstage werde ich noch feiern können, meine Zeit ist vorüber.

»Also du bist mitverantwortlich für das Fest«, hatte Herr Jakob beschlossen und Jockel dann entlassen. '

Nun verabschiedet sich Raymund Fugger von seiner Tante und verlässt das Haus. Er selbst wohnt mit seiner Familie längst in einem eigenen kleinen Palast.

Noch bin ich das Oberhaupt der Sippe, denkt Jakob Fugger. Aber manchmal gleiche ich hier in meinem Palast eher dem Mittelpunkt eines Spinnennetzes ... Ein schrecklicher Gedanke ...

Mein Haus soll bald wieder in festlichem, Glanze erstrahlen, zum Höhepunkt der Augsburger Pracht werden. Alle sollen neu über die gepressten und vergoldeten Tapeten staunen, von Leder gefertigt, in Venedig gekauft, in denen sich die Flammen geheimnisvoll spiegeln. Diese herrlichen Kamine, die sogar in Italien ihresgleichen suchen! Diese prunkvollen Öfen mit den bunten Kacheln aus Majolika! Sogar die Holzdecken sind vergoldet, auch sie blitzen rötlich im Schein der Kerzen.

Einmal noch ein großes Fest, einmal will ich sie noch erfahren, sehen, erleben, die Augsburger Pracht, meine Augsburger Pracht, sie enthält der Veneter Macht, auch der Strassburger Geschütz und der Nürnberger Witz. Auch den des kleinen Lebkuchenbäckers Jockel Wolgemut.

Hier in diesem Haus soll noch einmal getanzt werden, von mir aus in jedem Geschoss, in jedem Gang, in jedem Raum ein anderer Tanz! Die Pavane! Die Bergamasca! Die Intrada! An jedem der vielen Tische soll eine andere Speise serviert, ein anderer feuriger Wein kredenzt werden. Beim Gedanken an funkelnden roten Wein schläft Herr Jakob Fugger der Reiche in seinem Lehnstuhl ein.

Man beginnt mit den Vorbereitungen. Diebold Fugger ist erstaunt darüber, dass ausgerechnet er dieses Fest ausrichten soll. Es kann also nicht schlecht um sein Ansehen stehen. Gemeinsam mit dem Hausmeister Ulrich Lauringer trifft er seine Anordnungen. Das Fuggerhaus wird gesäubert, in den Weinkeller passt bald auch nicht das

kleinste Fässchen mehr hinein. Der welsche Bäcker mit seinen Gesellen kommt Tag und Nacht nicht zur Ruhe. Auch Jockel weiß bald nicht mehr; wo ihm der Kopf steht.

»Hole die kostbarsten Teppiche und Vorhänge aus den Truhen, Jockel«, ordnet Diebold an. »Der Große Hof soll aussehen wie ein Prunksaal, aus jedem der breiten Fenster werden wir einen Teppich hängen.«

Jockel fühlt sich wohl bei diesen Arbeiten. Er hat den Festzug zusammengestellt und geordnet und sich dabei mehr hervorgetan als Diebold. Als Herr Jakob ihn im Vorübergehen fragt, ob denn alles zum Besten stehe, sagt Jockel: »O ja, Herr! Früher war ich ein Schembartfugger, und nun mache ich einen Fuggerschembart!«

Jetzt lasse ich die Männlein tanzen, denkt er noch.

»Aber mit aller Würde und Vornehmheit!« entgegnet Herr Jakob lächelnd.

»Selbstverständlich«, gibt Jockel zurück, »bei so erlesenen Gästen!«

Und vornehm sind die Gäste wirklich, die sich zum Namensfest im Fuggerpalast am Weinmarkt einfinden. An diesem Palast zieht sich Augsburgs breite Hauptstraße von Norden nach Süden vorbei und vereinigt auf engstem Raum drei Herrschaftsgebiete. Im Norden erhebt sich die Domstadt des Bischofs und seines Domkapitels. Im Süden liegt das Reichsstift zu St. Ulrich und St. Afra, dazwischen erstreckt sich die eigentliche Reichsstadt, deren Mitte nicht sosehr vom Rathaus, sondern vom Fuggerpalast geprägt und beherrscht wird.

Die Fugger gehören nun einmal zu Augsburg; man könnte fast sagen, Augsburg gehört den Fuggern. Es gibt kaum eine Stadtangelegenheit, in der sie nicht ein Wort mitzureden hätten, und nicht nur eins ... Es ist selbstverständlich, dass alles zu ihren Gunsten entschieden werden muss.

Es kommen also die Gäste vom Domberg, die schwergewichtigen Prälaten in ihren langen flauschigen Pelzkrägen. Sie finden sich immer gern ein, wenn gute Speisen und Getränke Locken, gehen von Tisch zu Tisch und kommen überall auf ihre Kosten. An einigen Tafeln treffen sie sich mit den ebenso auf das Essen erpichteten Gästen aus dem Reichsstift. Das Gespräch dreht sich vor allem um Gaumen- und Zungenfreuden.

Es kommt ein kaiserlicher Gesandter mit seinem zahlreichen Gefolge und wird von den Augsburgern recht kritisch gemustert. Kaiser Maximilian schon musste von Fuggers Gnaden und mit Fuggers Geld regieren, und so hatten die Augsburgern ihn gern als ihren Bürgermeister bezeichnet, da er sehr oft in den Mauern ihrer Stadt weilte. Dieser Titel konnte ihm ebenso viel wert sein wie der des Kaisers im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation.

Die Augsburgern wollen sich nicht damit abfinden, dass Kaiser Maximilian tot und sein Nachfolger Karl noch immer nicht in ihre Stadt gekommen ist. Auch jetzt müssen sie sich also wieder mit einem Gesandten abspeisen lassen!

Es kommen die vornehmsten Vertreter des Augsburgern Rates, angeführt vom Stadtschreiber Conrad Peutinger, der einer der einflussreichsten Berater des Kaisers Maximilian war. Er ist ein echter Augsburgern, versteht sehr viel von Kunst und Literatur und Historie, auch von Wirtschaft und Geldgeschäften. Kein Wunder, ist er doch Teilhaber des Bankgeschäftes der Weiser und auch hier, auf dem Fest der Fugger, ist Peutinger schnell mit den Mitgliedern der Familie Weiser zusammen und in Gespräche verwickelt.

Herr Jakob Fugger runzelt die Stirn, als er die Gruppe so beieinander stehen sieht, sie hätten ihm erst gratulieren können, bevor sie sich wieder in ihre Geldgeschäfte vertiefen! So schickt er seinen Neffen Raymund mit dessen Söhnen zu den Welsern: »Stelle ihnen deine Söhne vor, damit sie sehen, dass die Fugger Zukunft haben!«

Peutingers Gratulation an Herrn Jakob klingt aufrichtig und freundlich. Mehrere Stunden vereinigt das Fuggerhaus über hundert Gäste zu einer üppigen Mahlzeit, während Fuggerknechte Brot, Braten und Bier an die Augsburgern auf verschiedenen Plätzen gratis verteilen..

Herr Jakob lässt sich in seiner venezianischen Sänfte durch die Stadt tragen, um wieder einmal von allen gesehen zu werden. Er lacht und winkt und fühlt sich in allem Gewimmel, inmitten all der Fröhlichkeit doch einsam. Eigentlich interessiert ihn dieses alles nicht, sosehr er sich das Fest auch gewünscht hat. Aber das darf und möchte er nicht zeigen. Ihm schmecken die feinsten Speisen und der beste Wein nicht.

Ungeduldig wartet er schon auf den Festzug, der wird ihn vielleicht wieder erheitern und auf andere Gedanken bringen.

In Wirklichkeit ist es umgekehrt: der Festzug wartet auf Herrn Jakob. Angestrengt späht Jockel Wolgemut aus dem Uhrturm des Fuggerhauses den lang gestreckten Weinmarkt hinunter, damit es ihm ja nicht entgeht, wenn die Sänfte mit Herrn Jakob wieder sichtbar wird. Er muss das Zeichen zum Aufbruch geben. Wahrscheinlich wird sich Herr Jakob jetzt in der Fuggerei aufhalten, an einem solchen Festtag muss er sich auch dort mit Dankbarkeit überhäufen lassen.

In der Tat wird der Fugger gerade durch die kleinen Gassen seiner eigenen Miniaturstadt getragen, in der Augsburger Bürger seiner Wahl fast umsonst wohnen dürfen. Jedes der winzigen Häuschen der Fuggerei in der Jakober Vorstadt ist festlich geschmückt. Niemand hat mit Blumen, Fahnen, Kränzen und Bändern gespart.

Ja, sie sind mir treu und dankbar, denkt Herr Jakob. Sind sie es wirklich ...? Er winkt lächelnd aus der Sänfte und befiehlt dann: »Zurück zum Weinmarkt!«

Im Palast ist das Festmahl noch immer in vollem Gange.

Wie viel diese Gäste verzehren können, wundert sich Ulrich Lauringer. Als hätten sie tagelang gehungert! Der Domherr Sebastian ist schon beim dritten Huhn.

Die Knechte und Mägde geben zur Unterhaltung einen Tanz zum Besten. Keinen vornehmen, wie Herr Jakob es sich erträumt hat, sondern einen einfachen, lustigen, wie er bei den Vergnügungen der kleinen Leute üblich ist.

»Tanz mir nicht mit meiner Jungfer Käthen,
sonst tanz ich mit deiner Jungfer Greten!«

Sie singen und klatschen und springen die Reihen der Partner auf und ab, bald die Burschen, bald die Mädchen. Jockel hält es auf dem Uhrturm kaum aus, viel lieber hätte er sich unter die Tanzenden gemischt. Wie wollte er da: mit der Jungfer Käthen tanzen!

Der Blick auf die Fuggerhöfe bietet angenehme bunte Bilder. An der Stirnseite des Großen Hofes sitzen die Musikanten auf ihrer Tribüne. Die gesamte Augsburger Ratsmusik muss heute für Herrn Fugger aufspielen. Die reichen orientalischen Teppiche, mit denen die Wände

geschmückt sind, wirken von hier oben besonders prächtig. Man isst und trinkt auch im Freien. Ja, das ist wahre Augsburger Pracht, denkt Jockel und späht wieder einmal nach der anderen Seite den Weinmarkt hinunter.

Da, dort hinten nähert sich die Sänfte mit Herrn Jakob! Jockel springt die Treppen hinab, jetzt muss er den Festzug in Bewegung setzen! Ein Musketenschuss gibt das Zeichen. Die dem Fuggerhaus benachbarten Kirchen beginnen ein feierliches Geläut. Der Tanz auf dem Hof wird abgebrochen, denn auch die Ratsmusikanten und viele Gäste reihen sich jetzt schnell in den Festzug ein. Sie schreiten nach der Ordnung, die Jockel ihnen zugewiesen hat. Jedenfalls glaubt er das. Er glaubt, dass die Männlein nun laufen und dass es seine Männlein sind.

Jockel streift sein eigens für heute gefertigtes Gewand über den Kopf. Es ist eine Toga, wie sie von den alten Römern getragen worden ist, und diese Verkleidung hat Herr Raymund Fugger so bestimmt, denn die Stadt Augsburg ist von den Römern gegründet worden. Das Augsburger Stadtwappen, die Zirbelnuss, einst das Feldzeichen einer römischen Legion, trägt Jockel jetzt übergroß dem Festzug voran. Es krönt die Spitze des dreizinkigen Weberkammes, des Fuggerwahrzeichens. Augsburgs Stadtwappen ist ohne das Fuggerzeichen nicht einmal halb so viel wert.

Langsam bewegt sich der Festzug Herrn Jakobs Sänfte entgegen. Römische Legionäre und Senatoren, Turnierritter mit ihren Knappen, kaiserliche Herolde und Legaten, Vertreter der vornehmen Augsburger Geschlechter, stolze Patrizier mit ihren Frauen, die gesamte Stadtwache, Abgeordnete der einzelnen Zünfte und Gewerke mit ihren Fahnen und Zunftzeichen, die Gold- und Silberschmiede, die für Kaiser und Könige arbeiten, die Steinmetzen, Maler und Kunstschreiner.

Nur einmal wagt es Jockel, sich verstohlen umzusehen. Er ist geblendet von dem, was er da anführt. Was ist dagegen schon der witzige Nürnberger Schembartzug! Die Augsburger Pracht lässt doch alles weit hinter sich!

Langsam und feierlich schreiten sie an Herrn Jakob vorbei. Er hat die Brokatvorhänge seiner Sänfte zurückgeschlagen und versucht ernst und

freundlich zugleich auszusehen. Nun kann er also seinen Namenstag, sein Fest, seinen Festzug genießen.

Strahlend blau wölbt sich der Himmel über der Stadt, hier und dort belebt von weißen Wolkentupfern. Die Teilnehmer des Festzuges verneigen sich tief vor Herrn Jakob; besonders Vornehme winken ihm heiter zu. Er grüßt zurück, aber eigentlich ist ihm das alles hier zu viel. Er sehnt sich nach Ruhe. Den jungen Nürnberger mit dem Stadtwappen und dem Fuggerwahrzeichen hat er gar nicht so richtig erkennen können.

Der Weberkamm ... Wo sind eigentlich die Augsburger Weber? Herr Jakob muss ganz plötzlich an sie denken; denn aus ihrer Zunft ist seine Familie hervorgegangen.

Jetzt sieht er den Neffen Raymund und winkt ihn zu sich heran.

»Wo ist die Zunft der Weber? Habt ihr sie vergessen?«

»Nein, Herr Oheim, aber ... aber ...«

»Heraus mit der Sprache!«

»Sie sind nicht zum Festzug erschienen! Ihre Ältermänner haben erklärt, die Weber seien unzufrieden. Sie müssten arbeiten und arbeiten bis zum Umfallen. Das ist natürlich maßlos übertrieben. Ein fremder Geist ist in sie gefahren. Sie wollen mehr verdienen! Aber wir, sagen sie, die Fugger, kauften alles billig auf und drückten die Preise. Herr Oheim ... Ihr solltet gründlich durchgreifen!«

Raymund Fugger ereifert sich gegen seine Gewohnheit.

Inzwischen ist der Festzug vorbeigeschritten, und Jockel biegt in eine Seitenstraße ein, um den Zug zum Palast zurückzuführen. Herr Jakob zieht die Vorhänge der Sänfte zu und gibt ein Zeichen, dass er weitergetragen werden möchte. Hätte er doch nur nicht nach den Webern gefragt! Und hätte der Neffe doch eine andere Erklärung gegeben als gerade diese!

Kopfschüttelnd folgt Raymund Fugger der Sänfte. Weshalb muss der Oheim nun gerade ihn fragen? Was interessieren ihn schon die Weber! Sein Sinn steht nach Künsten und Wissenschaften. Was also sollen ihm die Weber ...

Als er dann im Kreise der Augsburger Künstler und Gelehrten sitzt, vergisst er die kleine Szene am Rande des Festzuges sehr schnell. Es

fällt ihm auch nicht auf, dass sich Herr Jakob recht früh vom Fest zurückzieht.

Die Vettern Ulrich und Anton Fugger ärgern sich länger über das Fehlen der Weber im Festzug.

»Wir müssen mit Herrn Jakob darüber sprechen«, beschließen sie.

»Unser Haus darf sich eine solche Aufsässigkeit nicht bieten lassen!«

»Es sollen übrigens nicht nur die Weber sich solche Unbotmäßigkeit geleistet haben«, sagt Anton Fugger. »Auch die Fischer vom Lech. Lauringer berichtete, sie hätten sich geweigert, ihm für unser Fest Fische zu liefern. Mir wird fast ein bisschen unheimlich dabei.«

»Pah«, entgegnet Ulrich Fugger. »Lechfischer ... Machtlose Krakeeler ... Ich habe heute ein gutes Gespräch mit dem Hause Weiser geführt. Was kümmern uns die Lechfischer! Die Welsersbank hat zwar nicht halb so viel Vermögen wie das Haus Fugger, aber in diesen unruhigen Zeiten kann es nur nützen, wenn wir zusammenhalten. Mit den Webern 'und Fischern werden wir schon fertig.«

Aber es gibt kein Gespräch mehr darüber mit Jakob dem Reichen. Gleich nach dem Fest begeben sich die Fuggerneffen wieder auf Reisen durch halb Europa.

Es wird sehr spät, ehe sich Jockel in die Lauringerküche zurückziehen kann, und noch später, bis auch Käthe endlich kommt. Sie stolpert vor Müdigkeit über die eigenen Füße, setzt sich aber dennoch zu Jockel an den Tisch, da er sie so herzlich darum bittet.

»Nun, Meister Jockel? Wie hat Euch das große Fest gefallen?«

»Großartig! Ein Höhepunkt der Augsburgsburger Pracht! Und ich habe den Festzug zusammengestellt und angeführt.«

»So, meint Ihr das? Seid Ihr sicher, dass man nicht Euch angeführt hat?«

»Ich verstehe Euch nicht. Eure Rede klingt seltsam. Heute habe ich einmal die Männlein laufen lassen. Und was habe ich alles gesehen! Und gegessen! Und getrunken! Gehört ... Gerochen ... Und wie habe ich getanzt ...«

»Jawohl, getanzt! An Herrn Jakobs langer Leine habt Ihr getanzt und es nicht gemerkt. Und da bildet Ihr Euch ein, der Festzug hätte Euch gehorcht. Meister Jockel, wann werdet Ihr endlich gescheit?«

Jockel ist blass geworden. Er wehrt sich gegen diese Gedanken, aber er ahnt auch, dass die Jungfer Käthe Recht haben könnte ... Er ist und bleibt eben doch nur ein Lebkuchenbäcker. Alle Fugger-Sicherheit ist plötzlich verrauscht. Mit trauriger Stimme sagt er: »Es war doch auch ein schönes Fest.«

»Ja, ja«, erwidert Käthe. »Aber Ihr habt Euch da auf keinen guten Weg eingelassen.«

Auch Herrn Jakob kommen in der Nacht keine freundlichen Gedanken. Mit schweren Schritten geht er in seinem Arbeitszimmer auf und ab. Nur Soliman ist bei ihm. Seine großen weißen Augäpfel leuchten im Kerzenschein. Jakob ist so müde, dass er vor Erschöpfung wieder keinen Schlaf finden wird, wie er aus Erfahrung weiß.

»Wie spät ist es, Soliman?«

»Mitternacht vorüber, Herr.«

»Ich möchte mich noch mit dem jungen Nürnberger unterhalten. Sieh zu, ob er wach ist.«

Soliman gehorcht ohne Widerrede. Schon nach wenigen Augenblicken kehrt er zurück.

»Es ist alles dunkel bei den Lauringers, Herr. Ich habe nicht gewagt, jemanden zu wecken. Befehlt Ihr es, Herr?«

»Nein. Mein Namenstag ist vorüber. Ganz vorüber. Auch der morgige, nein, der heutige Tag wird mir nichts Neues, nichts Besseres bringen. Schade, dass der Nürnberger schläft. Er hat seine Sache gut gemacht. Vielleicht will er dem Hause Fugger doch nicht schaden. Aber trotzdem, ich werde ihm weiter auf den Zahn fühlen.«

Nach dem Gespräch mit Käthe fühlt Jockel sich nicht mehr ganz so sicher im Mittelpunkt des großen Fuggerschen Spinnengewebes. Seit Tagen vermeidet er es, in die Nähe von Herrn Jakobs Wohn- und Arbeitsgemächern zu kommen. Er möchte ihm nicht begegnen. Und das Fuggerspiel? Es geht Jockel gut, er lebt in Hülle und Fülle. Und doch ist es ihm, als läge jemand auf der Lauer.

Jockel erscheint manchmal still und in sich gekehrt. Sogar sein Appetit lässt nach, obgleich er doch nur zuzugreifen braucht.

Was ist denn mit Euch, Jockel?« fragt Käthe, die errät, was in ihm vorgeht. »Habt Ihr etwa gemerkt, dass hier niemand den Fugger spielen kann, weil die Fugger immer mit den anderen spielen?«

»Ach, Ihr habt gut reden, Ihr kennt Euch aus«, seufzt Jockel.

Manchmal macht er sich in den Warengewölben und Schreibstuben zu schaffen. Aber auch hier fühlt er sich beobachtet und belauert. Er wird Zeuge, wie ein Druckereibesitzer um die Verlängerung eines Kredites nachsucht und für noch höhere Zinsen auch erhält. Hofbrugger heißt der Druckherr, und es fällt Jockel auf, wie tief er sich vor einem der unteren Buchhalter des Hauses Fugger verbeugt.

Auch ein Männlein, denkt er und fühlt einen faden Geschmack im Mund.

Er ist nicht wenig erstaunt, als ihn Lauringer schon nach kurzer Zeit auf die Seite nimmt und sagt: »Herr Jakob Fugger wünscht, dass Ihr in die Druckoffizin Hofbrugger geht und den Druckherrn auffordert, möglichst bald seine Schulden an das Haus Fugger zurückzuzahlen.«

Lauringer, überreicht Jockel einen versiegelten Umschlag. Der dreizinkige Weberkamm auf dem Siegel ist zwar ein wenig verwischt, aber doch gut zu erkennen.

In Herrn Fuggers Ohren hat sich der Name Hofbrugger unauslöschlich eingepägt, und zwar mit schlechtem Klang.

Es gibt in Augsburg eine ganze Reihe von Druckereien, und kaum jemand fand eine Ursache, sich über sie zu beklagen, denn was sie druckten, trug zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung bei: Bibeln und Heiligenlegenden und Sagen und Geschichten aus der Welt der Alten. Nun aber scheinen in Augsburg nach den Webern auch die Druckereien zu Unruhenestern zu werden, ähnlich wie in Nürnberg.

Drücker sind gefährliche Burschen, sie' können lesen und schreiben wie die Magister, schnappen gleich alles Neue auf, machen sich ihre Gedanken darüber und verbreiten es weiter. Sie gehen damit nicht etwa auf den Markt oder ins Wirtshaus und erzählen es zwei, drei Freunden, nein, sie drucken es hundertmal, zweihundertmal, und geben die Blätter diesem und jenem unbeobachtet in die Hand, und die Blätter werden gelesen und weitergegeben. Es dauert gar nicht lange, und Hunderte von Menschen haben ihren Inhalt erfahren ... Da ist die Rede von, der

Freiheit des Christenmenschen, der niemandem untertan sein muss ... Reformen und Verbesserungen werden gefordert, ja, es wird zu Aufruhr und Gewalt aufgerufen. Man macht sich über Papst und Kaiser, über Kurfürsten und Herzöge lustig. Die schärfsten Druckblätter kommen aus Nürnberg, aus der Druckoffizin des Hans Hergot. Und nun tut es ihm der Hofbrugger nach.

Vor einigen Tagen hat Soliman ein solches Flugblatt auf den Fuggertisch gelegt.

Seht hier, Herr! Das hat man einem Eurer Knechte vor dem Rathaus in die Hand gedrückt.«

Jakob Fugger der Reiche hat sofort erkannt, dass der un gelenk gezeichnete Kaufherr auf dem Blatt seine Gesichtszüge trägt. Das ist ja ein starkes Stück! Darunter stand ein Text, von dem der Fugger nur die beiden ersten Zeilen las.

»Wider den räuberischen Wucher! Wider die ungerechten Kaufherren!« Das war ein Angriff auf das Haus Fugger. Die Karikatur hätte Jakob noch hingehen lassen, Karikaturen sind jetzt Mode in der großen Welt. Aber, der Angriff ... Zunächst wischte er das Blatt vom Tisch. Welch ein armseliges Machwerk! Doch am nächsten Tag fragte er Soliman:

»Wo ist das Blatt gedruckt worden?«

»Bei Hofbrugger.«

»Soso, bei Hofbrugger.«

Am Abend schickte Herr Jakob nach seinem Hauptbuchhalter, Herrn Matthäus Schwarz.»Wieviel Schulden hat die Druckoffizin Hofbrugger bei uns?«

Schwarz war erstaunt. Nicht mehr und nicht weniger als die anderen Augsburger Druckoffizinen auch. Weshalb interessierte sich Herr Jakob plötzlich für eine solche Kleinigkeit? Wer in aller Welt war dem Hause Fugger nicht verschuldet?

»Seht nach, Schwarz, wir entziehen dem Hofbrugger unseren Kredit.«

Matthäus Schwarz nickte nur und stellte die Summe fest. Sie war nicht einmal hoch. Er verstand ganz und gar nicht, dass Herr Jakob mit Bestimmtheit festlegte: »Der neue Diener unseres Neffen Diebold wird zum Hofbrugger gehen.«

Mal sehen, wie der Nürnberger sich anstellt, denkt Jakob Fugger. Es braut sich etwas über unserem Haus zusammen. Der Hofbrugger jedenfalls soll sich wundern.

»Also in die Druckoffizin Hofbrugger«, wiederholt Jockel, der noch nicht weiß, weshalb es dem Druckherrn an den Kragen gehen soll. Irgendwas wird der schon ausgefressen haben. Er macht sich darüber keine Gedanken, denn ihm kommt auf einmal eine prächtige Idee ... Er geht zu Lauringer.

»Wo ist die Offizin Hofbrugger?« fragt er ihn. Lauringer beginnt mit einer umständlichen Beschreibung, aber Jockel weiß längst eine bessere Lösung. Sie gefällt ihm so gut, dass er über den Zweck seines Auftrags nicht nachdenkt.

»Gebt mir Eure Tochter mit auf den Weg, die kennt sich aus in Augsburg.«

»Das will ich meinen«, sagt Lauringer, aber Jockels Vorschlag gefällt ihm nicht. Jockel ist jung und sieht gut aus, Käthe ist noch jünger und sehr hübsch, man muss aufpassen!

Seine väterlichen Bedenken sind nicht grundlos, Jockel nimmt jede Gelegenheit wahr, dem Mädchen zu begegnen. Und diese Gelegenheit ist ja nun besonders günstig. Sie werden zusammen durch Augsburg gehen, es kommt nicht darauf an, möglichst schnell ans Ziel zu kommen. Sie werden hier bei einem Händler und dort vor einem Warengewölbe stehen bleiben; Käthe müsste kein echtes Augsburger Frauenzimmer sein, wenn sie dafür kein Auge und kein Lächeln hätte. Und vielleicht würde sie sogar etwas von Jockel annehmen; es ist doch gar nicht so schlecht, einen mit Goldstücken gefüllten Beutel am Gürtel zu tragen. Bisher hat Jockel nichts vom Fuggergeld ausgegeben. Aber jetzt!

»Ihr wisst den Weg nicht, Meister Jockel?« fragt Käthe, als sie vor Jockel stehen bleibt, der auf dem Hof auf sie gewartet hat. Sie gibt sich den Anschein, als sei sie eilig von ihrer Arbeit fortgelaufen, um den Auftrag des Vaters zu erfüllen, aber Jockel sieht auf den ersten Blick, dass sie sich umgezogen hat; für wen wohl, wenn nicht für ihn?

»Ja, Jungfer Käthen, ich bin auf Eure Führung angewiesen. Eilig habe ich, es nicht.«

»Dann können wir uns also Zeit lassen«, sagt Käthe nachdenklich. Merkwürdig, dass sie bei Jockels Anblick immer schnell nachdenklich wird, wenn die erste Freude über die Begegnung vorüber ist.

Gewiss, Jockel ist freundlich und aufmerksam, er sieht gut aus und ist meist froh und guter Dinge. Welchem Mädchen würde das nicht gefallen? Aber was will er eigentlich in Augsburg, was macht er hier? Von großem Herkommen ist er nicht, legt wohl auch keinen Wert darauf, und dennoch tanzt er immer um die Fugger herum, als sei er ganz und gar von ihnen abhängig, und das gefällt Käthe nicht.

Seit ihr Bruder von seiner Handelsfahrt nicht zurückkehrte, hat Käthe etwas gegen die Fugger, obgleich sie sich das nicht einzugestehen wagt. Mit niemandem kann sie darüber sprechen, dass der Anblick von Herrn Jakob Fugger dem Reichen ihr fast den Atem raubt und Kopfschmerzen bereitet. Hat dieser Mann überhaupt noch Blut in seinen Adern? Hat er ein lebendiges Herz oder einen Stein in seiner Brust? Wie hält es Jockel nur in seiner Nähe aus? Einmal hat sich Käthe verschämt ein Bild ausgemalt: Jockel müsste von Augsburg wegreiten, irgendwo anders hin, wo es warm und gemütlich und freundlich zugeht, und er müsste sie mitnehmen ... Statt dessen muss sie ihn nun durch Augsburg führen.

An jedem Brunnen bleibt sie stehen und lauscht dem Murmeln des Wassers, das etwas Sehnsüchtiges, Geheimnisvolles; Beruhigendes hat.

In Augsburg gibt es viele Brunnen, und Jockel wird schon ungeduldig, denn vorläufig liegt das Ziel seiner Sehnsucht noch hier, und er glaubt, es erreicht zu haben. Schade, dass Käthe beim Anblick der Brunnen immer verstummt. Doch als er sie schließlich kräftig mit Wasser bespritzt, lacht sie hell auf und spritzt zurück.

»Gibt es in Nürnberg auch so viele Brunnen?« fragt sie. »Ich möchte nämlich gern einmal nach Nürnberg ... Was ist schon Augsburg! Das ist Herr Fugger mit seinen Dienern rund herum ... Weshalb nur wollt Ihr ein Knecht des Herrn Fugger sein?«

So, nun ist es heraus; Käthe erschrickt über ihre Worte und wird rot bis unter die Haarwurzeln.

Jockel wirkt betroffen. Die Stadt, die Kirchen, die breiten Häuser, die Türme, die Brunnen – alles sieht irgendwie anders aus.

Käthe wird mutiger.

»Der Fugger ist kein guter Mann, Jockel, glaubt es mir ...«

Jockel möchte aufbrausen, doch Käthe zeigt ein so trauriges Gesicht, dass er schweigt. Er hält es für nicht ausgeschlossen, dass sie Recht hat. Und wenn ...

Nun stehen sie vor dem Verkaufsgewölbe eines Goldschmiedes, das kommt Jockel gerade recht.

»Kommt, Jungfer Käthen! Ich möchte Euch eine kleine Freude machen.«

Jockel hat es zwar schwer, aber schließlich gibt Käthe Lauringer nach und lässt sich einen klitzekleinen schmalen Silberring schenken; mit einem winzigen bunten Stein darauf, was ihr schon wieder zu viel ist. Dem Goldschmied will es nicht in den Kopf, dass Jockel für ein großes Goldstück nur einen so kleinen Ring will, dafür könnte er schon ein ansehnliches Halsgeschmeide bekommen.

»Später«, entgegnet Jockel.

Und der Mann lächelt verständnisvoll und wechselt das Goldstück.

Sie setzen ihren Weg fort, und Jockel entgeht es nicht, dass Käthe immer wieder verstohlen den Ring betrachtet. Inzwischen haben sie sich aus der Stadtmitte entfernt, diese Gegend kommt Jockel unbekannt vor.

»Wo sind wir jetzt?«

»In der Jakober Vorstadt. In der Fuggerei. In dieser kleinen Stadt am Rande Augsburgs lässt Herr Fugger die Getreuesten seiner Treuen fast umsonst wohnen. Hier in diesen kleinen Häuschen.«

Jockel sieht sich verwundert um, ein Haus sieht aus wie das andere. Aber so klein sind sie wieder nicht, fest und wohl gebaut, und darin fast umsonst wohnen? Nicht schlecht ...

Natürlich hält man Jockel hier für Diebold Fugger, Fenster und Türen öffnen sich, und er wird vom allen Seiten begrüßt, als sei er Herr Jakob der Reiche persönlich. Er lächelt zwar, doch diese Unterwürfigkeit gefällt ihm nicht. Einige Frauen küssen ihm sogar die Hände, und das ist ihm widerlich. Hoffentlich ist hier ein Brunnen in der Nähe, damit er sich waschen kann. Zu seinem Erstaunen fühlt er, auch feindselige

Blicke auf sich gerichtet, ja einmal meint er sogar die Worte zu hören:

»Hol sie der Teufel, die Fugger!«

Nur schnell weiter.

»Es ist nicht mehr weit«, sagt Käthe. Und dann wünscht sie, mit in die Druckoffizin zu kommen. kommen. Warum nicht?

Jockel streicht seine Kleider und Haare glatt und richtet sich in den Schultern auf.

»Ich stehe ganz zu Eurer Verfügung, Jungfer Käthen«, sagt er, als sei er der Druckherr selbst.

Zuerst will sich Hofbrugger ja vor Diensteifer umbringen, als er hört; dass Jockel aus dem Fuggerhaus kommt. Der Fugger hat also einen Auftrag für ihn, der Fugger lässt sich herab, an ihn zu denken, dabei ist er nicht einmal Herr der größten Druckoffizin in Augsburg, nicht einmal der zweitgrößten ...

»Für Herrn Jakob Fugger den Reichen werde ich alles tun, was in meinen Kräften steht, Herr Jakob ist mein Wohltäter, ich verdanke ihm alles!«

Nun wird es Jockel doch seltsam zumute, nun erst wird ihm klar, was er hier auszurichten hat.

Mühsam setzt er die Worte zusammen, die ihm mit auf den Weg gegeben worden sind. Er muss viel Kraft aufwenden, um sie herauszubringen.

»Das Haus Fugger entzieht der Druckoffizin Hofbrugger den Kredit.«

Meister Hofbrugger reißt die Augen auf, sein Gesicht wird grau und ausdruckslos. Dann stößt er hervor: »Was sagt Ihr da?«

Auch Jockel verliert nun die Fassung. Entziehen ... Kredit ... Der Fugger zieht dem Hofbrugger einfach den Boden unter den Füßen weg. Nein, er tut es nicht selber, er schickt einen anderen. Ihn, Jockel Wolgemut. Nun sieh zu, wie du damit fertig wirst! Er fühlt sich plötzlich klein und hässlich und wollte doch groß und prächtig vor Käthe Lauringer erscheinen.

»Habt Erbarmen, Herr, ich werde alles zurückzahlen, aber jetzt kann ich nicht, es würde meinen Ruin bedeuten!«

Jockel schluckt, sprechen kann er nicht. Gebt dem Hofbrugger den versiegelten Umschlag, hat Matthäus Schwarz ihm noch eingeschärft,

beobachtet, was für ein Gesicht er dazu macht ... Aber kann es noch weiter bergab mit Hofbruggers Gesicht gehen? Jockel weiß nicht, was in dem Umschlag ist. Hofbrugger wendet das Blatt hin und her, nachdem er das Siegel mit zitternden Händen gelöst hat. Das Fuggerwappen! Nun hält er das Flugblatt in der Rechten. Schuldbewusst senkt er den Kopf und sagt: »Das Blatt ist bei mir gedruckt, ich erkenne es an den Lettern. Aber ich weiß nichts davon. Ich bin unschuldig. Aber wartet, ich werde schon Ordnung in meinem Hause schaffen. Seid so gütig und wartet ...«

Der Druckherr führt Jockel und Käthe in einen kleinen Raum, in dem es nach frischem Papier riecht. Er schiebt zwei Scherenstühle zurecht: »Setzt Euch!«

Dann jagt er mit dem Flugblatt davon.

Jockel ist der Hals wie zugeschnürt. Auch Käthe bringt kein Wort heraus. Stumm und bewegungslos sitzen sie da. Das kleine Zimmer ist von den Nebenräumen nur durch einen Vorhang abgetrennt. Nebenan werden Schritte laut, mehrere Personen kommen herein. Sie flüstern, aber Jockel und Käthe verstehen doch fast alles.

»Man ist uns auf der Spur ... Haltet zusammen, Brüder ... Unser Platz ist auf der Seite des gemeinen Mannes .. Wir gehören zusammen ... Mir hat er nichts nachweisen können ... Was auf meiner Presse liegt, das drucke ich ... Ich habe nicht gesehen, wer das hingelegt hat, nein wirklich nicht, unsere Arbeit ist schwer genug, ich kann meine Augen nicht überall haben! Lasst euch nicht beirren, Brüder, wenn das Zeichen gegeben wird, schlagen wir los!«

Jockel und Käthe rühren sich nicht, sie wagen kaum zu atmen. Nur mit den Augen verständigen sie sich. Beiden ist klar, was hier vor sich geht. Eine Verschwörung ist im Gange. Gegen wen?

»Der Meister hat ja immer den Rücken vor dem Fugger krumm gemacht, geschieht ihm ganz reih ... Aber auch der Fugger soll endlich dran glauben, noch bevor er in die Grube fährt ... Der Fugger allein ist unser Verderben.«

Jockel ist in Schweiß gebadet. Wie oft hat er in Nürnberg gehört, dass Buchdrucker verdächtige Gesellen sind, Empörer, Aufrührer, gefährliche Leute! Nun wird er Zeuge.

»Ich hoffe, Ihr fühlt Euch wohl, Jungfer Käthen?« bringt Jockel endlich heraus und hofft, dass damit der Redefluss wieder in Gang kommen wird.

»Nein, ich fühle mich ganz und gar nicht wohl«, flüstert Käthe zurück, »aber das eine weiß ich, die da nebenan sprechen die Wahrheit ... Schaut mich nicht so erschrocken an, Ihr weidet auch noch dahinter kommen!«

»Ja, aber ...«

Mehr kann Jockel nicht sagen, denn nun kommt der Druckherr eiligen Schrittes zurück.

»Nun, was ist?« fragt Jockel so forsch, wie es ihm möglich ist. »Was kann ich Herrn Jakob Fugger dem Reichen melden?«

Darauf antwortet der Druckherr jedoch nicht, sondern sagt mit gleichmütiger Stimme: »Kommt mit mir! Ihr sollt selbst zum Zeugen werden, dass in meiner Offizin Ordnung geschaffen wird, koste es, was es wolle!«

Zum ersten Mal betritt Jockel eine Druckwerkstatt. Abgesehen von den Gerüchen erinnert ihn vieles an Meister Würzners Lebkuchenbäckerei. Aber die Stimmung, die sich hier ausgebreitet hat, ist anders, finster, gedrückt, feindselig. Die beiden Männer, die an der Druckpresse mit schwarzer Farbe hantieren, sehen aus, als hätten sie ein Gewitter verschluckt.

Jockel kann seine Hände nicht zurückhalten. Sie müssen einfach über das Holz fahren, über die Gewinde der Schrauben, das blanke kalte Metall. Er fühlt sich auch an die Nürnberger Männleinuhr erinnert. Diese Offizin hier wäre auch etwas für den Vater! Wie mag das alles funktionieren?

Ob die beiden Männer hier vorhin auch solche aufrührerischen Reden geführt haben? Jetzt schieben sie weißes Papier in die Presse hinein, als sei es harmloser Lebkuchenteig. Der eine dreht an den Schrauben und bewegt den Hebel, und der andere zieht das bedruckte Papier heraus. Auf den Druckherrn und seine Gäste achten sie nicht. Soll doch kommen, wer will!

»Hört her, ihr Knechte!« sagt Hofbrugger und zieht das Flugblatt mit dem anstößigen Bild heraus, »auf welchem Wege ist dieses Bild in mein Haus hinein- und aus dieser Offizin wieder hinausgekommen?«

Alle arbeiten verbissen weiter, niemand äußert sich. Der Druckherr hält das Blatt den beiden an der Presse unter die Nase.

»Habt ihr etwas dazu zu sagen?«

»Nein«, sagt der eine. Der andere zuckt nur mit den Schultern.

Bild (Buch S. 134)

»Hört auf zu arbeiten!« befiehlt Hofbrugger. »Auf der Stelle zahle ich Euch euren Lohn aus, und ihr werdet meine Offizin verlassen.«

Der Druckhebel knallt auf hartes Holz, ein Schemel fällt um, im Nu lösen sich alle Hände von der Arbeit. Der Druckherr geht von einem zum anderen, sieht jedem ins Gesicht, kaum ein Auge wird niedergeschlagen. Feindselig ruhen die Blicke auf ihm, finsterer noch auf Jockel.

Solche Blicke kennt Kätthe vom Fuggerhof auch, sie verheißen nichts Gutes. Meist muss dann ihr Vater für Ordnung sorgen, und danach wird bei den Lauringers oft tagelang kein Wort gesprochen. Auch in der Druckoffizin kann es nicht noch stiller werden. Jockel aber kommt es vor, als sei die Druckwerkstatt von Geschrei erfüllt. Er könnte aber nicht sagen, welche Worte hier herausgeschrien werden. Unwillkürlich duckt er sich, richtet sich dann aber gleich wieder auf, er hat ja keine Schuld, nicht er hat die Gesellen soeben zum Gehen aufgefordert. Sollen sie sich mit Hofbrugger auseinander setzen!

»Gut, gehen wir!« sagt einer von ihnen, und Jockel erkennt die Stimme wieder. »Es ist ganz gleich, wo uns der Hals abgeschnitten wird ... Und von wem! Vom Fugger selber öder von seinen Knechten!«

Und doch wendet er sich wieder der Druckpresse zu, bewegt Schrauben und Hebel, als sei nichts geschehen, nimmt ein frisch bedrucktes Blatt auf beide Hände, vorsichtig; damit die Farbe nicht verwischt, legt angefeuchtetes weißes Papier in die Presse. Zielsicher und geschickt sind seine Bewegungen; die Arbeit soll

keine Unterbrechung erfahren, die Arbeit, aus der er soeben entlassen worden ist.

Jockel starrt wie gebannt auf das frische Blatt, das einen scharfen Geruch verbreitet. Es ist auch zum Verbrauch bestimmt wie ein Lebkuchen, doch nicht nur für einen, sondern für viele Menschen.

Der Maler Beham kommt ihm in den Sinn, er muss viele Bücher kennen! Kein Wunder eigentlich, er arbeitet ja mit Druckern zusammen; vielleicht hat er auch gelesen, dass man die Männlein anhalten müsse, aber damit allein ist es ja nicht getan.

Unser Platz ist auf der Seite des gemeinen Mannes ... Wenn das Zeichen gegeben wird, schlagen wir los ...

»Hört auf zu arbeiten«, wiederholt Hofbrugger, »ihr druckt mich sonst um Kopf und Kragen! Seht, Herr«, und er wendet sich an Jockel, »sie gehorchen mir einfach nicht ... Was soll ich nur tun?«

Ganz in Gedanken versunken, antwortet Jockel: »Man muss backen, solange der Ofen heiß ist ...«

»Was?« fragt Hofbrugger zurück, erhält aber keine Antwort. Ganz verwirrt ist er, der Fugger kündigt den Kredit, in seiner Offizin wurden aufrührerische Flugblätter gedruckt, die Gesellen drucken einfach weiter, als hinge davon der Lauf der Welt ab, und er selbst kommt sich dazwischen ganz machtlos und verloren vor.

»Wie könnt ihr mich so in Misskredit bringen«, versucht er das Gespräch wieder aufzunehmen, und eigentlich ist diese Rede nur für Jockel bestimmt. »Habt ihr es nicht gut bei mir? Was habt ihr denn gegen Herrn Fugger den Reichen? Ist er nicht der Wohltäter unserer Offizin? Und darüber hinaus unserer ganzen Stadt Augsburg? Hat er nicht unsere Stadt über alle anderen Städte erhoben, sogar über Nürnberg und Regensburg?«

Jetzt schaut der eine an der Druckpresse auf.

»Was hat der gemeine Mann davon? Immer mehr Steuern zahlen darf er. Und nicht so viel bleibt für ihn übrig.«

Er schnippt mit den Fingern.

»Schweig mir vom Fugger. Mein Vater hat zeitlebens im Fuggerdienst gestanden. Ich kenne die Fuggerschen Wohltaten. Welch ein Geschrei um die Fuggerei, die Siedlung für Arme und Bedürftige und solche, die

sich um Herrn Fugger verdient gemacht haben! Ich kenne die Häuser in der Jakober Vorstadt. Meine Eltern wohnen auch darin. Wie lange noch? Hütet die Zunge Eures Sohnes, hat der Vogt zu meinem Vater gesagt. Sonst werden wir uns trennen müssen. Ich habe mit der Zunge des gemeinen Mannes gesprochen und werde weiter mit ihr sprechen. Es tut mir Leid um Vater und Mutter, sie sehen nicht, dass sie unter der Fuggerschen Gnadensonne doch immer nur gemeine Leute geblieben sind, mit denen man machen kann, was man will. Heute wirft man ihnen eine Wohltat wie ein Almosen zu, morgen jagt man sie auf die Straße. Es kommt aber die Zeit des gemeinen Mannes, verlasst Euch, darauf ... Da hört der Tanz um die Fugger auf!«

Während dieser Rede hat der Drucker ruhig und gesammelt weitergearbeitet, jeder Handgriff sitzt, nichts geht daneben. Die Sonne fällt durch die Butzenscheiben und malt Flecken und Kreise auf den Fußboden.

»Es wird Herrn Jakob Fugger nicht unrecht sein, dass mit seinem Kredit so sorgfältig gearbeitet wird«, sagt Jockel schließlich und wendet sich zum Gehen. Er sieht sich nach Käthe um, erst jetzt bemerkt er; dass sie fortgegangen ist. Weshalb? Jetzt hat Jockel es eilig.

Inzwischen ist Käthe schon im Fuggerhaus angekommen und gerät dort in große Aufregung. Auf dem Hof werden zehn Pferde gesattelt, und die Knechte schießen hin und her, als schnellten sie von einer gespannten Armbrust weg. Inmitten einer händefuchtelnden Gruppe steht Väter Lauringer und zuckt immer wieder mit den Schultern.

»Du musst mir helfen, Vater«, ruft Käthe, »ich will zu Herrn Fugger persönlich. Es geht um den Hofbrugger. Herr Fugger' muss ein Einsehen haben. Ich habe schon einmal einen Streit geschlichtet, weißt du noch? Damals mit den Knechten; die verprügelt werden sollten.«

»Ach was, Hofbrugger«, sagt Lauringer. »Wir haben andere Sorgen!«

Und er dreht sich auf dem Absatz um und stakt ins Haus.

Nun kommt Jockel mit großen Schritten durch das Tor auf den Hof.

»Weshalb seid Ihr denn so schnell verschwunden?« fragt er Käthe.

Doch dann blickt er verwundert um sich: »Was ist denn hier los?«

»Das weiß ich auch nicht«, entgegnet Käthe, »es ist ja richtig unheimlich hier ...«

»Ich werde es schon herausfinden«, versichert Jockel und eilt ins` Haus. Er wird bereits erwartet.

»Ihr sollt sofort zu Herrn Jakob kommen«, richtet Soliman aus, »Ihr seid der einzige, den wir noch nicht gefragt haben.«

»Wonach gefragt?« möchte Jockel wissen, – doch Soliman schiebt ihn sanft, aber mit Nachdruck in Jakob Fuggers Arbeitszimmer. Herr Fugger sitzt nicht hinter seinem Tisch, sondern geht an der Fensterseite des großen Raumes auf und ab.

»Weißt du, wo Matthäus Schwarz ist?« ruft er Jockel zu, ohne stehen zu bleiben. Immer wieder wischt er sich den Schweiß von der Stirn.

Herr Schwarz? Nein ... Woher soll ich das wissen ...«

Fugger winkt mit der Hand, und Soliman führt Jockel wieder hinaus.

»Was ist denn geschehen, Soliman«, fragt Jockel.

»Große Aufregung, Herr! In aller Frühe ist Herr Matthäus Schwarz aus seinem Häuschen aufgebrochen, wie an jedem Morgen. Er hat sich auch nicht schlecht gefühlt, das wissen wir von seiner Frau. Und wo ist er dann geblieben? Hier an seinem Arbeitsplatz ist er jedenfalls nicht angekommen. Der große Aktenschrank ist fest verschlossen, Herr Schwarz hat die Schlüssel bei sich. Ihr habt nichts gesellen?«

»Nein«, sagt Jockel, obwohl ihm nicht ganz wohl dabei ist, denn er denkt sogleich an die geflüsterten Gespräche in der Druckoffizin. Von dem, was er da gehört hat, kann und wird er natürlich nichts sagen. Soliman sieht ihn durchdringend an. Er vermeidet es, zu lächeln, denn schon oft hat er erlebt, dann noch unheimlicher auf die Leute zu wirken.

Die Buchdrucker der Hofbruggerischen Offizin wissen, wo Matthäus Schwarz ist. Zwei von ihnen waren an seiner Entführung beteiligt, die beiden, die an der Druckpresse arbeiten, Wolfgang und Balthasar. Es sind Vettern, und sie haben viel Verwandtschaft in Augsburg. Und beide haben, solange sie sich erinnern können, neben Lobliedern auf das Haus Fugger und seine Wohltaten für Augsburg auch viele Klagen über Zinsen, Lasten und nicht enden wollende Abgaben an die Fugger flüstern und laut sagen hören.

»Dem Fugger muss einmal ein Denkkzettel vergaßt werden«, meinen die Gemäßigten unter den Unzufriedenen.

»Der Fugger muss auch den gemeinen Mann ehren«, sagen die ganz Entschlossenen, man muss ihn dazu zwingen!«

Gespräche gehen hin und her, alles geflüstert, alles in verborgenen Winkeln, auch in der Schreibstube der Offizin Hofbrugger. Bei Balthasar und Wolfgang laufen viele Fäden zusammen. Aber sie legen auch selbst mit Hand an, als Herrn Matthäus Schwarz, dem Nichts ahnenden, in der Frühe ein Knebel in den Mund gesteckt, ein Sack über den Kopf geworfen und er auf einem Bauernkarren durch die Augsburger Gassen bis zu einem geheimen Keller gefahren wird, in dem noch niemals die Einkünfte des Hauses Fugger berechnet worden waren. Kein angenehmer Ort für den ersten Buchhalter des reichsten Mannes der Welt!

Dort sitzt Matthäus Schwarz noch immer. Er hat über seine Entführung einen solchen Schreck bekommen, dass seine Gedanken sich verwirren. Er hockt auf einem Strohbündel, breitet immer wieder die Arme aus, dreht die Handflächen nach oben und murmelt: »100000 Taler an den Dogen von Venedig! 50 000 Taler an die Republik Florenz! 200 000 Taler an den Kaiser!«

Der Geselle, der ihn bewacht, schüttelt den Kopf und sagt: »Einen Taler Zinsen vom Spenglermeister Breitfinger ... Und schon kann er seiner Tochter keine gute Aussteuer mehr kaufen, und sie bleibt sitzen und bekommt keinen Mann ... Einen Taler Zinsen vom Zimmermeister Wohl ... Was, der kann nicht zahlen? Dann muss er umsonst in der Fuggerei arbeiten, Schäden beseitigen, Neues bauen.«

Herr Matthäus Schwarz hört nicht, was sein Bewacher da sagt, sondern verteilt weiter das Fuggersche Gold in der Welt herum. Mit welchen Zinsen wird er es zurückfordern?

Am späten Nachmittag dringt eine neue Hiobsbotschaft in das Fuggerhaus. Ulrich Lauringer bringt sie in Fuggers Arbeitszimmer.

»Herr, Eure beiden großen Lagerhäuser in der Jakober Vorstadt sind von Aufsässigen und Aufrührern besetzt worden. Sie drohen damit, die Speicher anzuzünden, wenn Ihr den Zins an die Augsburger Handwerker nicht herabsetzt!«

Lauringer bemüht sich, nicht gar zu sachlich und unbeteiligt zu sprechen, zweifellos möchte Jakob Fugger Parteinahme aus seinen Worten hören. Aber soll er sich doch nicht so kleinlich mit seinen Zinsen zeigen, das hat er gar nicht nötig!

Es dauert lange, ehe Fugger begreift, was da vor sich geht. Er presst die Lippen noch fester aufeinander und schweigt.

Dieser niedrige Zins! denkt er. Ich bin es gewohnt, mit so hohen Zinsen aus vieler Herren Länder zu rechnen, dass es lächerlich ist, von diesen kleinen Augsburger Summen überhaupt zu sprechen! Wissen denn die Augsburger nicht, welch eine Gnade es für ihre Stadt ist, dass das Geschlecht der Fugger seinen Wohnsitz innerhalb ihrer Mauern genommen und behalten hat? Das allein ist doch ein solcher Gewinn, ist so viel Kredit, dass alles andere daneben verblasst ...

»Herr, in Kürze werden Eure Lagerhäuser brennen! Sie sind bis zum Dach mit Seidenballen angefüllt; die wir aus Venedig gekauft haben!« sagt Lauringer mit erhobener Stimme und schüttelt den Kopf. In diesem Augenblick wird es ihm besonders deutlich, dass der Fugger alt geworden ist und den Überblick verloren hat. Nun endlich öffnet Herr Jakob seinen Mund.

»Seidenballen? Das sind die Geschäfte meiner Neffen ... Was kümmern mich ihre Seidenballen? Aber man soll endlich den Schwarz freilassen. Kein Zweifel, sie haben ihn entführt ... Man muss die Unruhestifter finden und bestrafen, dann wird wieder Ruhe sein. Jemand muss mit den Empörern reden!«

Seine Stimme klingt ruhig. Er entschließt sich zu einem besonders originellen Gedanken – der Mohr Soliman soll in die Jakober Vorstadt reiten und mit den Rebellen verhandeln. Vor ihm werden sie sich fürchten, ihm aus Angst gehorchen, denn in den Augsburger Häusern wird Soliman der böse Blick nachgesagt, mit dem er hexen und bannen und alle Gedanken verwirren könne. Diesen bösen Blick wird Herr Jakob jetzt für sich nutzen. Die Verhandlungen werden schnell vor sich gehen, damit man Soliman möglichst schnell wieder los wird.

Der aber sträubt sich: »Herr, ich weiß nicht, wie man mit diesen Menschen redet! Sie werden mich nicht verstehen, und alles wird noch schlimmer!«

»Du gehst, Soliman!« sagt Herr Jakob leise und böse, und Soliman geht.

Um die Lagerhäuser hat sich viel Volk versammelt. Es wimmelt nur so von Menschen, und viele machen ihrem Herzen und ihren sorgenvollen Gedanken Luft.

»Der Fugger weiß nichts von uns und unserem Leben«, sagt einer der Webergesellen, die das Tor bewachen, zu seinem Nachbarn.

»Ja, das empört mich auch«, gibt der zurück, »Du hast Recht! Er umgibt sich mit schwarzen Zauberern und Zahlen und redet italienisch. Wie soll er dabei erfahren, wie es uns zumute ist? Wir müssen es ihm sagen, und zwar unmissverständlich!«

»Sieh mal, da kommt ja schon sein finsterer Hexenmeister!« ruft der Webergeselle. »Diesmal werde ich mich nicht vor ihm fürchten!«

Soliman reitet auf einem prächtig aufgeputzten Schimmel. Er hat die Augen niedergeschlagen, denn ihm sind so viele böse Blicke begegnet, dass es ihm körperlich wehtut. Immer wieder tastet er nach dem kleinen perlenbesetzten Dolch, den er im breiten Seidengürtel trägt. Die Schärfe des Stahls macht ihn ruhiger. Nun steht er am Eingang zu den Lagerhäusern. Den Schimmel drängt es weiter, er wirft den Kopf hin und her und wiehert.

»Ruhig, Bianco, ruhig«, murmelt Soliman und tätschelt dem Pferd den Hals.

»Wo sind die Wortführer der Aufsässigen?« fragt er die Männer am Tor.

»Du kannst auch mit uns reden, du sollst auch von uns hören, was wir fordern!« erwidert der Webergeselle.

»Darum geht es nicht«, sagt Soliman. »Das Haus Fugger erwartet, dass ihr alle zur Botmäßigkeit und zum Gehorsam zurückkehrt und die Speicher sofort freigibt.«

Die Männer am Tor lachen kurz auf, weisen mit dem Daumen zum Lagerhof, treten zur Seite und geben Soliman den Weg frei. Niemand weicht ihm aus. Manche der Männer tragen Schwerter an der Seite, andere haben sich mit dicken Knüppeln bewaffnet.

»Halt, Fuggermohr!« ruft ein bärtiger älterer Mann, der sich eine Lederschürze umgebunden hat. »Bist du gekommen, um uns mitzuteilen, dass dein Herr uns die Zinsen erlässt?«

»Herr Jakob Fugger der Reiche erinnert seine Augsburger Mitbürger an die vielen Wohltaten, die sein Haus der Stadt erwiesen hat«, ruft Soliman mit zitternder Stimme. Er verbietet sich ein versöhnendes Lächeln und reißt die Augen auf; wann endlich werden sich diese Leute vor seinen kugelrunden weißen Augäpfeln fürchten? Aber hier weicht niemand seinen Blicken aus.

»Herr Fugger spricht von Wohltaten!« höhnt der Mann in der Lederschürze. »Wir aber sprechen von Ungerechtigkeit gegen den gemeinen Mann, wir fordern unser Recht! Wir fordern Zinserlass!«

»Wir fordern Zinserlass!«

Der Ruf breitet sich aus. Soliman hebt beschwichtigend die Hände, der Schimmel bäumt sich auf. Drei Männer ziehen den Mohren vom Pferd, binden ihm die Hände und führen ihn in das Verlies zu Herrn Matthäus Schwarz. Noch ein Faustpfand, eine Geißel! Mal sehen, ob sich der Schwarze freizaubern kann!

Herr Fugger wartet und wartet und starrt auf den Großen Hof hinunter. Warum kommt der Mohr nicht zurück? Das Tor zum Weinmarkt ist verrammelt und mit allen verfügbaren Riegeln gesichert: Von den benachbarten Kirchen läuten die Sturm und Feuerglocken und verbreiten Unruhe und Aufregung. Jakob Fugger geht in seinem Arbeitszimmer auf und ab, er wird müde, dabei, aber nichts ereignet sich. Allmählich bricht der Abend herein.

Man muss noch einen Unterhändler schicken, denkt Fugger, öffnet die Tür und trägt dem Diener auf: »Mein Neffe Diebold soll kommen!«

Diebold ist unten auf dem Hof. Wäre ich doch bloß weit weg, denkt er, als ihn die Botschaft des Onkels erreicht.

»Du wirst an unseren Lagerhäusern Ordnung schaffen!« sagt Herr Jakob.

»Ich? Weshalb gerade ich? Warum nicht Georg, Anton oder Raymund?«

Herr Fugger schweigt.

»Aber dann müsst Ihr mir Euren Tross von bewaffneten Knechten mitschicken ...«

Herr Jakob lacht nur leise, es ist ein hartes böses Lachen.

»Bist du nicht Manns genug, es mit einer Rotte von Pflichtvergessenen und Gesetzesbrechern aufzunehmen? Was ist dir der Name Fugger wert?«

Diebold muss sich fügen. Während er sein Pferd sattelt, denkt er auch daran, Jockel mitzunehmen, doch er verwirft den Gedanken gleich wieder. Auch Jockel soll von seiner Angst nichts sehen. Überhaupt – Jockel ... Auch über den verfügt ja bereits Herr Jakob der Reiche. Diebold hat fast schon vergessen, weshalb er eigentlich diesen Schembartfugger mitgebracht hat. Wo ist er denn nur, der Doppelgänger? Diebold muss ja doch seine eigene Haut zu Markte tragen.

»Da kommt der Nächste«, sagen die Wachen am Tor der Lagerhäuser. »Jetzt haben die Fugger keine schwarzen Teufel mehr zum Schicken, jetzt müssen sie schon selber kommen!«

Diebold rafft allen Mut zusammen und will zu einer Rede ausholen.

Seid doch vernünftig, Leute, möchte er sagen, ihr schadet euch nur selber, wenn ihr hier Feuer legt! Vielleicht lässt Herr Jakob mit sich reden, aber gebt erst einmal sein Eigentum frei!

Bild (Buch S. 143)

Doch er kommt nicht dazu, auch nur ein einziges Wort zu sagen, denn die Aufsässigen ziehen auch ihn vom Pferd, stecken ihm einen Knebel in den Mund und sperren ihn in einen Hundezwinger. Warum nicht zu Matthäus Schwarz und dem Mohren Soliman?

In dem finsternen Raum hat sich inzwischen etwas Schreckliches ereignet.

Zuerst hat Soliman starr vor Entsetzen auf dem Boden gelegen, unfähig, seine Lage zu begreifen. Erst ganz allmählich hat er wieder nachdenken können. Angst um sich selbst empfand er nicht. Aber um Herrn Jakob Fugger den Reichen. Aus ihm, Soliman, würden sie schließlich herausbekommen, wie Herr Jakob über die Augsburger kleinen Handwerker und ihre Kredite und Zinsen dachte und wie er mit ihnen verfahren würde ... Wie viele Gespräche zwischen ihm und seinen Buchhaltern hatte Soliman gehört.

»Der Spengler Fritz hat einen unserer Knechte nicht begrüßt. Er braucht also unser Geld nicht mehr. Oder er muss noch höhere Zinsen zahlen ...«

Herr Jakob Fugger ist ein eiskalter Mann. Soliman hasst ihn in diesem Augenblick. Aber Jakob Fugger der Reiche ist sein Herr, und das wiegt mehr. Ihm darf nichts geschehen. Aus Soliman sollen sie nichts herausbekommen. Soliman wird ihnen zuvorkommen.

Es gelingt ihm, sich aus den Handfesseln zu befreien. Aber er denkt nicht an Flucht. Es kommt ihm auch nicht in den Sinn, den Buchhalter zu befreien, obgleich das doch sehr nahe gelegen hätte. Lass den ruhig sitzen und vor sich hin murmeln, mit dem sind die Fuggerschen Zahlenreihen einfach davongaloppiert, dem wird nichts geschehen.

Soliman fingert nach dem kleinen spitzen Dolch in seinem Gürtel, dass sie ihm den nicht abgenommen haben! Aber es war ja so schnell gegangen! Soliman stößt sich den Dolch, dessen Spitze vergiftet ist, in die Brust und stirbt, ohne einen Laut von sich zu geben.

Bis in die letzten Augenblicke hinein sieht er die Kuppeln und Minarette der Stadt Konstantinopel, in der er aufgewachsen ist.

Matthäus Schwarz bemerkt nichts vom Tode Solimans.

Nun wird der Keller aufgeschlossen, und eine Frau kommt herein, um den Gefangenen Hirsebrei und Brot zu bringen. Hunger sollen sie nicht leiden.

»Hier, esst«, sagt sie und stellt die irdenen Schüsseln auf den Boden.

»Ach, da fällt mir ein, ihr tragt ja eure Löffel nicht ständig bei euch wie unsereiner ... Ich werde euch welche holen.«

Inzwischen haben sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt. Sie sieht, dass der Mohr in einer Blutlache liegt und schreit auf. »Ein Toter ...!«

Herr Schwarz murmelt seine Zahlen. Der kann den Mohren nicht umgebracht haben, er ist ja gefesselt ... Die Frau hat noch niemals gehört, dass jemand sich selbst umgebracht hätte. Das muss der Teufel gewesen sein! Der hat den Mohren geholt! Entsetzt flieht die Frau aus dem Keller. Diebold rüttelt an den Gitterstäben des Hundezwingers. Dass man es wagt, einen Fugger wie einen Hund einzusperren! Aber er

musste sich wenigstens gar nicht erst mit den Aufständischen herumstreiten. Was sollte er ihnen entgegenhalten? Dem Onkel hätte er es ohnehin nicht recht gemacht ... Wäre ich doch nur in Amerika, denkt er. Nur gut, dass sich hier niemand an seiner Ohnmacht weidet! Wäre hier doch auch Herr Raymund gefangen, der vornehme Gelehrte und Kunstsammler, dem würde er es von Herzen gönnen!

Jakob Fugger der Reiche wartet und wartet. Das Glockengeläut drückt auf seine Stimmung, und es macht ihn ganz kribbelig, dass die Leute auf dem Großen Hof dauernd hin und her laufen. Nun meldet ein Beobachter vom Uhrturm mit greller Stimme: »In der Jakober Vorstadt brennt es!«

Der Fugger schlägt die Handknöchel aneinander. Die Fuggerei darf nicht in Flammen aufgehen!

»Der Nürnberger soll kommen!« befiehlt er und bereut es im gleichen Augenblick. Er sollte sich doch nicht so sehr an diesen jungen Mann klammern! Hat er das wirklich nötig? Aber wenn die anderen nicht zurückkommen! Doch was sollte ein Lebkuchenbäcker wohl noch ausrichten, wo ein Soliman und ein Diebold versagen ... Und dennoch – der Nürnberger Witz ...

Jockel hat sich inzwischen auf den Uhrturm zurückgezogen. Man glaubt, er wolle die Umgebung beobachten, aber er möchte nur allein sein.

So sieht also die Wahrheit aus, denkt er. Hier bin ich noch weniger als ein Nürnberger Lebkuchenbäcker, ich bin ein Fuggerscher Handlanger. Und ich habe gedacht, selbst etwas zu tun ... Nein, ich bewege nichts, ich darf die Fuggerschen Befehle ausführen ... Die anderen, die Druckergesellen, die tun etwas, und zwar zusammen, nicht jeder für sich. Und das wird sogar Jakob dem Reichen gefährlich. Das hat etwas mit dem zu tun, was der Beham erzählt hat. Und dafür hatte ich doch eigentlich gar kein Ohr. Bin ich denn nur zum Schembart zu gebrauchen? Taugt mein Nürnberger Witz nur dazu?

»Jockel Wolgemut!« schallt es über alle. Höfe des Fuggerpalastes.

Was? Ich? denkt Jockel und springt die Treppen hinunter. Jetzt wird Herr Jakob wissen wollen, was ich beim Hofbrugger ausgerichtet habe. Also schnell!

»Nun zeig, was du kannst!« ruft ihm Fugger entgegen. »Du weißt, was geschehen ist, wem könnte es hier verborgen geblieben sein? Bringe die Unvernünftigen zur Vernunft; es soll dein Schade nicht sein!«

»Ich?« fragt Jockel.

Fugger presst die dünnen Lippen aufeinander und trommelt mit den Fingerknöcheln auf den Tisch. Weshalb schicke ich nicht meine Neffen und Erben? fragt er sich. Anton ist unterwegs, aber die anderen sind ja in Augsburg ... Raymund ... Doch der würde wohl mit den Aufsässigen über neue Bücher reden, zuzutrauen wäre es ihm. Es bleibt mir nur der Nürnberger.

»Ja, du! Du siehst aus wie ein Fugger, du weißt es. So verkleide dich nun, tritt auf, wie es eines Fuggers würdig ist, und rette das Haus Fugger!«

»Verlangt Ihr nicht zu viel, Herr? Weshalb schickt Ihr mich auf die Fuggerstraße?«

»Geh!« befiehlt Jakob der Reiche.

Jockel schwindelt es. Er schließt die Augen und sieht sich daheim die Fuggerrolle proben. Er kämmt sein Haar nach hinten, denn die Fugger haben eine sehr hohe Stirn. Nun spürt er das Verlobungstuch der Mutter auf seinem Haar. Der Bruder Nilekel lässt Eicheln und Kastanien in die Geldkatze gleiten. Dann noch schnell den Lebkuchenkaiser mit dem Fuggerfähnlein in die Hand genommen, und ab geht es zum Nürnberger Schembart!

Doch hier in Augsburg gibt es keinen Schembartzug, sondern Unfrieden, Aufruhr und Empörung. Es geht nicht mehr um ein Possenspiel, sondern um Gerechtigkeit.

Jockel öffnet die Augen und richtet sich hoch auf.

»Nun gut, Herr Fugger. Aber Ihr müsst dann auslöffeln, was ich Euch einbrocke.«

»Geh!« sagt Jakob Fugger noch einmal.

»Gleich, Herr Fugger, gleich! Werdet Ihr die Kuckucksschreie auch aushalten? Denn Ihr habt Euch selbst ein Kuckucksei in Euer Nest geholt.«

Jakob Fugger ist dunkelrot im Gesicht, und seine Schläfenader pocht. Jockel möchte die Aufforderung zum Aufbruch nicht noch einmal hören und geht. Käthe hilft ihm bei der Verkleidung.

»Mach es gut, Jockel!«

»Darauf kannst du dich verlassen, Käthe. Wenn ich nun schon an der langen Leine tanzen muss, soll es mein eigener Tanz sein! Du wirst dich wundern!« Dann reitet er hoch erhobenen Hauptes in die Jakober Vorstadt und bringt sein Pferd vor den Lagerhäusern zum Stehen. Man umringt ihn sogleich und möchte ihn vom Pferde ziehen.

»Hört mich an, ehrenwerte Augsburger Bürger! 'Herr Jakob Fugger der Reiche erlässt euch die Zinsen und verspricht euch einen zinslosen Kredit! Bessere Zeiten für die Drucker und Weber, für die Fischer und auch für die Lebkuchenbäcker! Jawohl, so wahr ich ein Fugger bin!«

Die Wachen an den Lagerhäusern und die anderen, die hier die Straßen bevölkern, trauen ihren Ohren nicht. Diesen Fuggerherrn kennt zwar niemand, doch das will nichts besagen, die Fuggerfamilie ist groß. Jakob der Reiche hat sich besonnen. Also Sieg! Die Wachen treten zur Seite, und Jockel reitet auf den Hof.

»Zinserlass! Zinsloser Kredit! Mehr freie Plätze für Arme und Bedürftige in der Fuggerei!«

Jockel fühlt sich zwar recht sicher und siegesgewiss, es überrascht ihn aber trotzdem, dass er so schnell zum Ziel gekommen ist. Ein solches Gewicht hat also ein Fuggerwort. Ist dieser Auftritt hier noch Maskerade oder Schelmenstreich oder schon viel mehr?

»Bessere Zeiten für den Handwerker und den gemeinen Mann!«

Die Worte gehen wie eine Zauberformel von Mund zu Mund. Schon verlassen die ersten Aufrührer die Gassen vor den Lagerhäusern. Andere löschen den Brand, den sie an einen hölzernen Schuppen gelegt haben. Zinserlass! Zinsfreiheit! Gerechtigkeit für den gemeinen Mann! So wahr der fremde junge Herr Fugger ein Fugger ist!

»Kommt morgen mit euren Schuldscheinen zu Herrn Jakob, er wird euch alles erlassen! Morgen steht Herr Jakob ganz zu eurer Verfügung. Und nun: wo ist Herr Matthäus Schwarz? Wo Herr Diebold Fugger? Und wo ist unser Mohr Soliman?«

Da wankt Herr Schwarz schon über den Hof, blinzelt in die Sonne und streckt die Glieder. Langsam kehren seine Gedanken in die Wirklichkeit zurück.

»Wo war ich? Was ist mit mir geschehen? Und wer ist dieser Fugger hier?«

»Das werdet Ihr noch früh genug erfahren! Ihr Trauerkloß und Zahlenanbeter! Ihr müsst ein paar Jahre geschlafen haben!« läst sich Jockel vernehmen. »Geht jetzt erst einmal nach Hause und wascht Euch, ehe Ihr Herrn Jakob unter die Augen kommt!«

»Unerhört, Frechheit«, zischt Herr Matthäus Schwarz durch die Zähne und geht. Die Aufsässigen führen Jockel vor den Hundezwinger, in dem Diebold Fugger noch immer auf und ab rennt.

»Sieh da, mein Vetter Diebold«, sagt Jockel lachend. »Ja, ein Fugger lebt gefährlich, er sollte sich Doppelgänger halten! Doch nun wollen wir ein Familienfest feiern und auf unser Wiedersehen trinken. Und Soliman?«

»Der Mohr ist tot, Herr«, sagt der bärtige Mann in der Lederschürze. »Von uns ist ihm nichts geschehen«, versichert er mit bestürzter Miene. »Wir sind keine Mörder, wir wollen nur Gerechtigkeit. Der Mohr hat selber Hand an sich gelegt.«

Jockel verliert sofort seine Siegerlaune. Auch er hat noch nie davon gehört, dass ein Mensch sich selbst umbringen kann. Tränen steigen ihm in die Augen.

Was konnte Soliman dafür, der schwarze Schatten des Herrn Fugger sein zu müssen.

Jakob Fugger ist außer sich, als er vom Tode Solimans erfährt. Nun bin ich ganz allein, geht es ihm durch den Kopf. Und als Jockel ihm erzählt, mit welchen Worten und Versprechungen er die Aufsässigen beschwichtigt und zum Aufgeben bewogen hat, weiß er überhaupt nichts mehr zu sagen. Es bleibt ihm nichts übrig, als die Schuld zu erlassen, denn ein Fugger hat es versprochen. Und er muss zinslose Kredite gewähren, was er in seinem ganzen Leben noch nicht getan hat. Aber ein Fugger, wenn auch ein falscher, hat sein Wort gegeben. Eine schöne Suppe hat ihm dieser Nürnberger da eingebrockt. Der Mann ist gefährlich, der muss so schnell wie möglich aus dem Hause! Er muss

Hintermänner haben, die meinem Hause schaden wollen. Des Fuggers Zuneigung ist wieder der Vorsicht gewichen. Er beschließt noch im gleichen Augenblick, Jockel auf die Reise zu schicken.

Und mit leiser Stimme sagt er: »Wer auch immer du bist, du wirst so bald als möglich nach dem Norden aufbrechen. Zum Kurfürsten von Wittenberg. Halte dich bereit.«

»Gibt es in Wittenberg auch Druckereien?« fragt Jockel.

»Druckereien? Was geht das mich an?«

In einer dunklen stillen Nacht geht Matthäus Schwarz mit seinem Diener Jörg in eine der vergitterten Geldkammern.

»Hast du alles besorgt, Jörg?«

»Ja, Herr Schwarz.«

Der Diener zeigt auf die beiden prall gefüllten Säcke, die er am späten Nachmittag heranschaffen ließ. Er kann sich noch immer nicht vorstellen, was Schwarz mit Eicheln und Kastanien vorhat. Es war nicht leicht, um diese Jahreszeit solch ein Schweinefutter in Augsburg aufzutreiben. Und der Ackerbürger, bei dem sich schließlich doch noch Eicheln und Kastanien fanden, konnte nicht begreifen, weshalb er einen so hohen Preis dafür erhielt. Ja, wenn es sich so verhielt, dann könnte er ganze Wagenladungen davon liefern, das warf ja mehr ab als Hopfen und Kohl!

Der Diener Jörg fragt natürlich nicht nach dem Verwendungszweck, den würde er noch früh genug erfahren.

»Das ist das Geld für den sächsischen Kurfürsten«, erklärt Herr Schwarz. »Für diesen Transport werden wir wieder Hafertonnen verwenden.«

»Für dieses Geld verwenden wir Hafertonnen«, wiederholt der Diener Jörg.

Das Geld, das aus dem Hause Fugger rollt, muss gut getarnt werden. Diesmal wandert es also wieder in Hafertonnen, die zur Pferdefütterung mitgeführt werden. Manchmal wird es auch in Tuchballen gewickelt oder in Honigtöpfen versteckt.

Jakob Fugger der Reiche ist alt, müde und böse. Es wird ihn freuen, dass er nun gleich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen kann. Dem

sächsischen Kurfürsten, den er sowieso nicht leiden kann, wird er eins auswischen. Der bekommt kein Geld und wird dennoch vom Fugger bedient. Die Kastanien und Eicheln wird er nicht dem Fugger anlasten können, da müssen wohl noch andere im Spiel sein. Die Hintermänner des pfiffigen Nürnbergers. Und dem kann der Fugger auch gleich eins auswischen und ihm ein für allemal sagen, wer die Fäden in der Hand hält ... Und wer nach diesen Fäden greift, verfängt sich in einem Spinnennetz! Soll der Nürnberger sehen, wie er da wieder herauskommt!

Für den Mohren Soliman bleibt nur ein Begräbnis außerhalb der Friedhofsmauer. Die toten Augsburger wollen nicht mit einem schwarzen Teufel zusammenliegen, und sei er auch der Leibdiener des Herrn Jakob gewesen. Ulrich Lauringer und Käthe gehen mit zum Grab, Jockel schließt sich ihnen nach einigem Zögern an, der bevorstehende Abschied von Käthe hat sich schon wie ein Schatten auf sein Gemüt gelegt, und er möchte noch jede Gelegenheit des Zusammenseins ausnutzen. Es ist Nacht. Sie stehen stumm, bis die Grube zugeschüttet ist.

»Ich vermisse Herrn Jakob Fugger den Reichen«, sagt Jockel, während er sich zum Gehen wendet. »Macht er es sich nicht zu leicht damit, sich überall von einem falschen Fugger vertreten zu lassen?«

Ulrich Lauringer hat zwar seine eigenen Gedanken, die seinem Herrn nicht gut gefallen würden, doch er behält sie für sich.

»Auch Herr Jakob Fugger der Reiche wird es nicht mehr lange machen«, sagt Käthe, »er ist schwerkrank, das Leben verlässt ihn«. Und ihr Vater schweigt auch zu diesen Worten.

Am Tag darauf geht jeder schweigsam seinen Pflichten nach, Lauringer sieht bei den Speichern nach dem Rechten, wie er es nennt, lässt aufräumen, prüft Vorräte. Jockel traut sich nicht aus dem Palast, er mag draußen nicht als Fugger auftreten, er fürchtet, man könnte ihn erkennen und entlarven; es ist schon gut, dass die Reise in den Norden unmittelbar, bevorsteht.

Er weiß jedoch nichts mit sich anzufangen und verbringt fast den ganzen Tag in seiner Kammer, liegt auf dem Bett und schaut zur Decke

hinauf. Käthe besucht Verwandte in der Jakober Vorstadt; daher hantiert heute nur Frau Afra in der Küche herum, eine stille blasse Frau, zu' der sich Jockel nicht besonders hingezogen fühlt. Da ist seine Mutter denn doch ganz anders!

Erst am späten Nachmittag geht es in der Küche wieder lebendiger zu, also ist Käthe zurückgekommen. Jockel steht auf, wäscht und kämmt sich und begibt sich hinüber in die Küche, wo sich für gewöhnlich ein großer Teil des Lauringerschen Lebens abspielt.

Hast du Hunger, Jockel?« fragt Käthe. »Sieh nur, Welch gute Honigkuchen ich von meiner Patin bekommen habe, probiere davon, wenn du magst.«

Jockel mag eigentlich nicht, aber er möchte Käthes Freundlichkeit nicht zurückweisen.

»Der Vater wird hoffentlich auch bald kommen, dann werden wir erst einmal richtig tafeln, damit wir auf andere Gedanken kommen.«

»Ich habe keinen Hunger«, wispert Mutter Afra, »ich kann mich jetzt wohl wieder zurückziehen.«

Jockel und Käthe widersprechen nicht, sie sind natürlich lieber unbeobachtet.

»Mir ist das Herz schwer«, sagt Jockel leise, »ich freue mich zwar auf die Reise, aber trotzdem ziehe ich ungern. Ich weiß einfach nicht, was ich nun wirklich will ... Ein dummes Gefühl!«

Ich glaube dir, Jockel«, erwidert Käthe, »ich bin auch nicht eben fröhlich: Aber du wirst ja zurückkommen.«

»Ja«, sagt Jockel, »natürlich! Aber was wird dann?«

»Eine solche Frage höre ich von dir zum ersten Mal; wie kommst du denn darauf?«

»Weil ich der Frage nicht länger ausweichen kann, das weiß ich jetzt.«

Nun nähern sich Schritte.

»Das ist der Vater«, ruft Käthe. Schade, denkt Jockel.

Auch Lauringer wirkt gedrückt.

»Unsere Speicher sind ja noch einmal davongekommen, aber wie lange? Eigentlich ist doch alles beim Alten ... Die Unzufriedenheit ist nicht aus der Welt geschafft, auch wenn Herr Jakob seine Geldkatze einmal hart am Schwanz ziehen musste.«

»Ich hätte nie geglaubt, dass es die Augsburger ihrem obersten Stadtherrn einmal so zeigen würden, dass sie das überhaupt wagen!« sagt Käthe. »Dass sie so mutig und furchtlos sind.«

Bild (Buch S. 153)

»Ja, aber was haben sie nun davon? Meinst du, das Haus Fugger wird diese Schmach jemals vergessen? Es kommt ärger, als es zuvor war, verlass dich drauf. Ein Fugger vergisst nichts ...«

Es klopft leise ans Fenster. Jockel schrickt zusammen, Käthe öffnet und fragt, wer draußen sei. Inzwischen ist es fast finster geworden.

»Ich habe eine Bitte an Herrn Lauringer, lasst mich doch ein!«

Käthe geht hinaus und kommt mit einem hageren, gebückten Mann zurück.

»Verzeiht, dass ich Euch störe, aber es geht um Brot und Leben. Ihr müsst mir wieder Fische abkaufen, Herr, Ihr müsst ... Denn sonst verhungern wir.«

»Wer seid Ihr denn?« fragt Lauringer.

»Ein Fischer vom Lech; Herr Jakob der Reiche hat angeordnet, dass wir seiner Familie keine Fische mehr liefern dürfen.«

»Ach ja; weil Ihr Herrn Jakob bei seiner Namenstagsfeier den Rücken gekehrt habt! Wie konntet Ihr aber auch ... Nun habt Ihr also das Nachsehen!«

»Und vor allem Hunger ... Denn in Augsburg nimmt uns nun kaum noch jemand Fische ab. Helft uns, Herr!«

»Ich werde mit dem Küchenmeister reden«, mischt sich Käthe ein. »Er ist schließlich der Bruder von meiner Patin. Aber heute ist es schon zu spät.«

Dem Fischer läuft beim Anblick des gedeckten Tisches das Wasser im Mund zusammen, und er kann seine Augen einfach nicht losreißen.

»Hier habt Ihr Brot und Käse«, sagt Käthe. Und eine kleine Wurst. Für heute und morgen langt es vielleicht.«

Der Fischer reißt alles an sich und kann sich nicht länger beherrschen, er muss eine Ecke vom angeschnittenen Brotlaib in den Mund stopfen.

Dann entfernt er sich eilig, als fürchte er, die guten Sachen wieder loszuwerden.

»Da haben wir's«, sagt Vater Lauringer. »Das bessert meine Stimmung nicht.«

Käthe holt eine neue Wurst aus der Vorratskammer, dann greifen sie tüchtig zu.

»Also das muss ich nun doch sagen, der Jockel hat eine gute Figur gemacht und so hoch zu Ross«, sagt Käthe, um die beiden auf andere Gedanken zu bringen. »Und irgendwie muss sich Herr Jakob doch am Zeug flicken lassen, obgleich er wieder andere Gewänder anziehen kann, er hat ja genug davon. Meinen Respekt, Jockel, wenn du sonst schon keinen Dank erntest ...«

Jockel kann nicht anders, er muss Käthe in die Arme schließen, obwohl der Vater dabei ist.

»Na, na«, brummt der denn auch, »nun treibt es nicht zu toll! Sagt mir lieber, wie es weitergehen soll!«

Seufzend setzt Jockel sich wieder auf seinen Schemel.

»Das ist es ja, Vater Lauringer, das ist es ja! Ich finde mich in diesem Verkleidungsspiel bald nicht mehr zurecht. Und ich fühle mich auch nicht mehr wohl dabei. Falls Ihr es noch nicht wisst: ich bin doch nur ein kleiner Nürnberger Lebkuchenbäcker, der sich von Herrn Diebold mitlocken ließ ... Bis jetzt ist ja alles einigermaßen gut gegangen, aber ich werde bei diesem Spiel noch auf die Nase fallen.«

»Das wirst du wohl, Jockel«, sagt Lauringer, aber es klingt nicht etwa tadelnd. »Da ich weiß, dass du wieder aufstehen wirst, mache ich mir keine Sorgen. Eigentlich gefällst du mir, Jockel!«

»Aufstehen ja, aber dann?« fährt Jockel fort. »Ich möchte mich endlich einmal nicht mehr verkleiden. Aber ich will auch nicht wieder in die Backstube. Was könnte ich tun?«

»Nun, nun«, beschwichtigt Lauringer. »Das wird sich finden. Mit der Verkleidung hast du natürlich Recht, davon verstehe ich etwas, laufe ich doch auch mein Leben lang in einer Fuggerverkleidung herum ... Und ich weiß auch nicht, wer oder was ich ohne solche Gewänder wäre ...«

Mir geht es ja vor allem um Käthe, möchte Jockel sagen, wagt es aber nicht. Tollkühnheit und Schelmenstreiche dürften ihr wohl nicht

genügen. Und mir selbst auch nicht. Es ist nichts Besonderes für mich, als Fugger Schembart zu laufen ... Oder die Uhr auf dem Fuggerhof einfach eine Stunde vorzudrehen ... Oder als Fugger den Empörern gegenüberzutreten ... Aber das, ist es ja gerade – bin das noch ich?

»Es kommt wohl nicht nur auf die Gewänder an, Vater Lauringer«, sagt Jockel nach einer Weile, »sondern, ob man bleibt, was man ist ...«

»Ja, Jockel, ja«, stimmt Käthe zu, »da hast du mir aus dem Herzen gesprochen. Ich traue dir zu, dass du es lernen wirst ... vielleicht auf deiner Reise.«

Nach diesen Worten wird Jockel wieder wohler.

Sie sitzen noch lange und erzählen. Vater Lauringer zeigt sich ganz aufgeräumt. Er holt sogar seine Frau in die Runde.

»Du kannst jederzeit zu uns nach Augsburg zurückkehren«, sagt Lauringer, als sie sich endlich zum Schlafengehen voneinander trennen.

»Dann werden wir weitersehen.«

»Ich lasse dir Zeit, Jockel. Und ich warte auf dich«, flüstert Käthe zum Abschied.

4.

Jockel unterwegs

Diebold Fugger hört am frühen Morgen Pferdegetrappel und Räderrollen auf dem Hof, reibt sich die Augen, rollt sich aus dem Bett und sieht aus dem Fenster. Draußen wird es gerade grau. Da rumpelt er aus dem Tor, der Fuggersche Wagenzug nach dem Norden, begleitet von zwanzig bewaffneten Knechten. Die Stadt Augsburg stellt zusätzlich berittene Knechte bis nach Ingolstadt. Dann werden Ingolstädter den Fuggerzug nach Nürnberg geleiten. Die Nürnberger sollen den Schutz bis Würzburg übernehmen. Alle Städte sind dem Hause Fugger verpflichtet; solche Dienste sind selbstverständlich.

Und ich? denkt Diebold Fugger. Ich will nach Amerika und komme nicht einmal aus Augsburg heraus. Ich habe mir diesen Rollenwechsel ausgedacht, und mein Onkel verbucht ihn auf sein Konto. Du bleibst zu Hause, Diebold, du bist mir hier nützlicher ... Ist ja auch gleich. Am besten, ich schlafe weiter.

Jockel hingegen ist es ganz und gar nicht nach Schlaf zumute. Welch ein Abenteurer! Für ihn laufen die Männlein nun wirklich einmal anders herum. Eigentlich kann er sie laufen lassen, wie er will.

Doch sogleich melden sich Zweifel und Einspruch. Kann er es wirklich? Muss er nicht auch gehorchen, einer Macht, die sich zwar mit menschlichem Antlitz schmückt, die aber nicht menschlich ist? Dem Geld ... Es geht um Geld, nur um Geld ...

Ist er wirklich auf einer abenteuerlichen Fahrt?

Im ersten Wagen sitzt der Anführer der Fuggerknechte, im zweiten Jockel. Im Dritten rollen die Hafertonnen mit den Kastanien und Eicheln, aber davon weiß Jockel ja nichts. Diebold? Der ist doch auch nur ein Fuggersches Männlein, und Jakob dem Reichen hat es gefallen, ihn jetzt einmal nicht laufen zu lassen. Die Knechte fragen nicht danach, welcher Fugger sie befiehlt. Sie fragen überhaupt nicht, sondern gehorchen und arbeiten. Sie würden sogar einer Strohpuppe gehorchen, wenn Jakob der Reiche es befiehlt.

Am Ingolstädtischen Kreuztor warten schon die Abgesandten der Stadt, um dem Haus Fugger zu huldigen. Jockel ist müde, er langweilt sich bei den nicht enden wollenden Höflichkeitsbezeigungen, möchte am liebsten in einer schlichten Bürgerstube schlafen, muss sich aber in einen Prunkraum des Herzogschlosses einquartieren lassen.

Der Anführer der Fuggerknechte ist außer sich, als Jockel am nächsten Morgen befiehlt: »Wir fahren nicht nach Nürnberg! Wählt einen anderen Weg!«

»Aber Herr, das ist unmöglich, in Nürnberg wartet ein kampfgeübtes Häuflein von Stadtknechten, Herr Jakob hat es so befohlen ...«

»Hier befehle ich! Sind wir nicht Manns genug, uns selbst zu verteidigen?«

Der Anführer zieht den Kopf ein und lenkt seinen Wagen in Richtung Ansbach–Würzburg.

Jockel möchte nicht nach Nürnberg, weil er fürchtet, dort werde ihn seine Sicherheit und sein Fuggerbewusstsein verlassen, und die sind ja sein einziges Kapital. Die Augsburger aufständischen Handwerker hat er mit seinem Selbstbewusstsein überzeugt, bei den Nürnbergern aber würde er nicht so leicht davonkommen. Außerdem hat er ein schlechtes Gewissen und schämt sich.

Oder wehrt er sich gegen die Reden von Vater und Mutter?

Wenn du mit deinem Stand nicht mehr zufrieden bist, kommst du vom rechten Weg ab und unter die Räder, hat der Vater gesagt. Wir haben im Schutz unserer Mauern und Türme immer gut und sicher gelebt ...

Die Mutter hatte Pläne.

Was alles kannst du im Fuggerhaus lernen! Neue Lebkuchenrezepte und das allerfeinste Benehmen.

Ein eigenes Backgewölbe sollte er sich einrichten und eigenen Kuchen verkaufen. Etwa türkische Fledermäuse?

Nein, nicht nach Nürnberg, es ist herrlich, auf der Straße zu leben, unterwegs zu sein.

Uffenheim. Ochsenfurt. Der Main. Würzburg, die Bischofsstadt. Um wie viel lieblicher ist die Landschaft hier als in Mittelfranken! Jockel schaut und schaut und freut sich über so viel Schönheit; er ist nicht mehr nur davon gefesselt, als Fugger durch die Gegend zu fahren,

zumal das auch Beschwerden mit sich bringt, denn er muss immer steif und gemessen auftreten und darf nie mit seiner Rede herausplatzen, wie ihm gerade ums Herz ist.

Sie fahren den Main abwärts, und Jockel tauscht den Platz im Reisewagen mit einem Pferdesattel, damit er freier sehen kann.

Welch eine herrliche Landschaft! Das Pferd tänzelt leichtfüßig hindurch, als freue es sich ebenfalls über den Anblick der sonnigen bewaldeten Hügel, den Gesang der Vögel und die frische würzige Brise vom Main herauf.

In der Ferne blitzen Rüstungen durch die Baumstämme, verstecken sich Pferde hinter dichten Büschen; der Anführer des Fuggerzuges erfasst blitzschnell die Gefahr: Raubritter! Immer und überall muss man mit ihnen rechnen. Wie konnte dieser neue junge Fugger nur so leichtsinnig sein und auf das sichere Geleit durch die Nürnberger Stadtknechte verzichten?

»Angreifen!« entscheidet Jockel. »Zeigt ihnen die Zähne!«

Die Fuggerknechte greifen zu Schwert und Speiß, der Wagenzug nähert sich den Raubrittern wie ein stacheliger Igel, und die ziehen sich in das Waldesdickicht zurück. Mit solcher Übermacht können sie es nicht aufnehmen ...

Der Fuggerzug holt einen anderen Kaufmannstross ein, sie schließen sich zusammen und ziehen in Richtung Schweinfurt. Seit Wochen sind sie unterwegs. Jockel lernt so viele Menschen kennen, wie in seinem ganzen bisherigen Leben nicht: Bürgermeister, Ratsherren, Studenten, Magister, Wahrsager, Bischöfe, Domherren, Handwerksburschen ... Manchmal kann er sich nicht mehr vorstellen, dass er einmal Lebkuchen gebacken hat.

Es ist üblich, Fahrende, die mitgenommen werden möchten, auch aufzunehmen, ihnen den Schutz zu gewähren, den sie brauchen, um ungehindert von Stadt zu Stadt zu gelangen. Eines Tages bittet ein Magister um Platz zum Mitfahren im Reisewagen, er möchte nach Leipzig, um eine gelehrte Disputation zu führen, es geht um Wahrheit und Recht, und der Herr Fugger sollte seinen Teil dazu beitragen, dass Wahrheit und Recht sich durchsetzen!

»Aber natürlich«, sagt Jockel, »für das Haus Fugger sind Wahrheit und Recht eine Ehre ...«

Der Magister lacht, steigt auf und setzt sich neben Jockel.

»So? Ihr lasst mich zwar mitfahren, aber die Wahrheit über das Haus Fugger werde ich dennoch nicht verschweigen. Wahrheit; Recht, Ehre? Hört, was ich weiß! In Venedig wurde Jakob Fugger der Reiche zum Kaufmannsfürsten. Dieser Stadt verdankt er alles. Dem Kaiser lieh er 170 000 Dukaten gegen Wechsel. Und was machte der Kaiser damit? Er führte Krieg gegen Venedig. Sollte Herr Jakob Fugger das nicht gewusst haben? Doch! Er wusste auch, dass eigentlich er die Stadt bekämpfen ließ. Wer Reichtümer erwerben und verteidigen will, darf seinem Herzen nicht folgen. Geld rollt eine andere Bahn als Wahrheit, Recht und Ehre.«

Ach, bei Fuggern und Welsern und wie sie alle heißen gehören Geld und Recht nicht zusammen, Jockel weiß es längst. Was der Magister da sagte, gefällt ihm. Aber darf er dem gelehrten jungen Burschen offen zustimmen, solange er das Fuggerkleid trägt? Doch wenigstens ein bisschen will ich ihm Recht geben, beschließt Jockel und antwortet:

»Ihr seid bemerkenswert gut unterrichtet! Aber das Haus Fugger steht zu fest, als dass es solches Wissen fürchten müsse. Das Haus Fugger ist stark, Ihr glaubt nicht, was es sich alles leisten kann. Wahrheit und Recht und Ehre kann es sich ebenso als Schmuck an die Wände hängen wie Teppiche und Bilder.« Jockel lächelt dem Magister zu.

Die Landschaft verliert an Lieblichkeit, wird herb, eintönig. Bald sind sie am Ziel.

Endlich, an einem Waldrand, wird der Fuggerzug von kurfürstlichen sächsischen Jagdknechten aufgehalten. Nein, hier dürfe nicht einmal der Wagenzug des Herrn Fugger weiterfahren. Hier werde nämlich der Hirsch gejagt, und zwar vom allergnädigsten Herrn Kurfürsten persönlich. Selbstverständlich werde der allergnädigste Herr Kurfürst den Abgesandten des Hauses Fugger empfangen, doch wahrscheinlich erst in Wittenberg.

Man muss einen Umweg benutzen.

Jockel gibt Befehl zum Weiterfahren.

Wittenberg wirkt auf Jockel nur wie ein großes Dorf; im Osten und Süden fließt breit und träge die Elbe, im Norden dehnen sich unwegsame Sümpfe am Fuß des Flämings. Man sieht spitze Türme, ein Schloss hinter Baugerüsten – oder ist es nur eine Burg? –, drumherum ein bescheidenes Gewimmel von Häusern.

Die Fuggerknechte rümpfen die Nase, in solchen Häusern würden sie nicht wohnen wollen. Ein ärmlicher Aufenthaltsort für einen Kurfürsten!

Der Wagenzug rollte über eine lange breite Brücke. Welch merkwürdige Sprache sprechen die Zollknechte! Sie klingt laut und unbehaglich.

Es widerstrebt Jockel; in den Schlosshof einzufahren, als sei es selbstverständlich, dass er in kurfürstlichen Räumen wohnen würde. So belegt er mit seinen Leuten zwei städtische Gasthöfe; die Wirte bringen sich vor Verwunderung und Dienstfeier fast um. Ein Fugger im Wirtshaus! Das hat es in Wittenberg noch nie gegeben!

Und es dauert auch nicht lange, denn Johannes Tertius, inzwischen in der Gunst des Kurfürsten noch einige Stufen gestiegen, erscheint in einem prächtigen Gewand und bittet Herrn Fugger mit seinen Dienstleuten ins Schloss. Jockel brummt nur: »Später!« und möchte schlafen, doch der kurfürstliche Briefschreiber, Uhrmacher, Schnapsbrenner, Orgelbauer und Horoskopkundige dreht und wendet sich mitsamt seiner wertvollen Pelzschaube so lange in der Tür, bis Jockel ungeduldig und überdrüssig wird und mitgeht.

Der Kurfürst hätte natürlich schon im Wald mit dem Fugger sprechen können, sogar beim Jagen hatte er ihn genau beobachtet, er hätte den Fuggerzug in seinem Jagdlager empfangen können, doch Friedrich der Weise geht niemals gerade auf ein Ziel aus, sondern beobachtet es erst lange aus der Ferne, lässt sich gewissermaßen vom Ziel umkreisen. Jetzt hat er sich ins Bett gelegt, er ist müde von der Jagd, der Fugger kann warten, Johannes Tertius wird ihn schon abwechslungsreich unterhalten, wozu gäbe es ihn sonst?»Darf ich Euch jetzt die Nativität stellen, Herr Fugger?« fragt Tertius. Sie sitzen in einem kleinen behaglichen Raum, Teppiche auf dem Fußboden und an den Wänden,

farbige Bildscheiben in den Fenstern, ein lichtstarker Leuchter aus Hirschgeweih an der Decke – hier ist gut sein!

»Zweifellos habt Ihr inzwischen Erkundigungen eingezogen, unter welchem Planeten Ihr geboren seid, Ihr wisst ja, in Nürnberg musste mein Papier leider weiß bleiben ...«

Jockel weiß natürlich nicht, wovon die Rede ist, er hat nur verschwommene Vorstellungen von einer Nativität; es muss etwas mit dem Lauf des Schicksals zu tun haben, das man aus dem Stand, den Bewegungen und dem Zusammentreffen der Gestirne voraussagen kann, gut, soll der Kleiderständer da vor ihm die Nativität stellen, die Nürnberger Lebkuchenbäcker werden sich später darüber totlachen.

»Unter welchem Planeten? Unter dem Jupiter!«

Jockel nennt willkürlich einen Stern, mal sehen, was dabei herauskommt, wenn man so kundig und gelehrt daherredet.

Viel lieber freilich hätte Jockel das Gespräch mit dem Kurfürsten hinter sich gebracht, es drückt ihm doch ein bisschen die Luft ab, wenn er daran denkt, einem leibhaftigen Kurfürsten entgetreten zu müssen. Doch dann kommt ihm wieder in den Sinn, dass ausgerechnet der sächsische Kurfürst damals im Winter vom Männleingiebel heruntergestürzt und auf einen Bauernkarren gefallen war, ja, so kann es einem gehen, allergnädigster Herr Kurfürst!

Johannes Tertius hat sein weißes Blatt inzwischen schon mit einem Liniengerüst überzogen, in das Quadrat des Bogens ein auf der Spitze stehendes Quadrat gezeichnet, das wiederum ein kleines Quadrat umschließt, dessen Ecken verbindet er mit den Ecken des Gesamtblattes, und schon stehen ihm viele Flächen zur Verfügung, Quadrate und Dreiecke, das Spiel der Planeten mit den Menschen kann beginnen. Tertius setzt geheimnisvolle Zeichen und Zahlen in die einzelnen Flächen, Jockel schaut halb belustigt, halb benommen zu.

»Wie alt seid Ihr jetzt, Herr Fugger?«

»Zwanzig Jahre habe ich erreicht.«

»Soso, zwanzig Jahre ... Ein sieghaftes Leben, ein steiler Aufschwung! Zwar stünde einem Fugger die Geburt im Zeichen des Merkurius besser an, des Planeten der Kaufleute, doch Ihr sollt noch höher steigen! Ein Herrenleben sollt Ihr führen. Das Weidwerk mit Hunden

ist Euch vorbehalten und die Falkenbeize. Ihr werdet mit Dichtern und Gelehrten zusammensitzen und in ihrer Runde nicht der Geringste sein. Ihr sollt die vortrefflichsten schönsten Worte hören und die weisesten Reden führen: Wohl Euch, Herr Fugger! Ihr seid ein Kind des höchsten Glückes!»

Johannes Tertius ist stolz auf seine wohlgesetzten Worte, und Jockel lächelt. Da hat er unter den Planeten doch keine schlechte Wahl getroffen, obgleich er nicht ein Wort von dem glaubt, was der Wittenberger ihm aufgetischt hat. Doch die Rede vom Herrenleben hört sich gut an, und Jockel genießt wieder einmal das Bewusstsein, Gewinner zu sein.

Was soll er nun dem prächtig Gekleideten für dieses Horoskop geben? Johannes Tertius kann es sich leisten, großzügig und uneigennützig aufzutreten.

»Für Euch und Euresgleichen mache ich ein solches. Horoskop umsonst. Es ist mir eine Ehre, Euer Glück vorauszusagen. Es ist mir Lohn genug, dass Ihr Wert auf meine Künste und Wissenschaften legt.« Tertius hat schon genau ausgerechnet, was für ihn bei diesem Dienst herauspringt. Der Hinweis, dass auch das Haus Fugger sich seiner Künste bedient hat, wird ihm weitere Türen öffnen. In Wittenberg ist jetzt Fuggerzeit. Er, Johannes Tertius, vormals Hans Dreyer, wird ein Wörtchen mitzureden haben, wie das Geld der Fugger in Wittenberg anzulegen ist. Auch für ihn soll dieses Geld arbeiten. Der Gewinn daraus wird um ein Vielfaches höher liegen als das Honorar von diesem jungen Mann. Vielleicht wäre es ein Ring oder ein seltenes Geldstück. Was soll's ... Er möchte Sicherheit für alle Zukunft.

»Und hier ist Eure Nativität. Nehmt sie entgegen, das Blatt gehört natürlich Euch.«

Jockel spürt Unbehagen als er das Papier mit den geheimnisvollen Zeichen in seine Tasche steckt. Das gilt nun als sein zukünftiges Leben? Es ist doch ein Entwurf, der auf falschen Voraussetzungen beruht. Den Jupiter hat er nur ganz willkürlich genannt, und schon laufen wieder die Männlein ...

So wird das also gemacht ... Und er, Jockel, lässt es so mit sich machen ... Er muss an das Bild denken, das Barthel Beham von ihm gezeichnet

hat. Die Erinnerung daran sticht. Aber dies hier ist noch schlimmer! Am liebsten würde er das geheimnisvolle Papier wieder aus der Tasche ziehen und zerreißen. Und sich selbst ein Donnerwetter an den Kopf werfen. Doch besser später! Jetzt hat er es noch mit Johannes Tertius zu tun.

»Wann wird mich der allergnädigste Herr Kurfürst empfangen? Ich bin nicht zu meinem Vergnügen hierhergereist.«

Johannes Tertius versteht es, seinen Kurfürsten noch weiter schlafen zu lassen und den Abgesandten des Hauses Fugger abzulenken. Er soll sich erst einmal dieses prächtige Residenzschloss ansehen.

Beim Rundgang zeigt sich Jockel sehr beeindruckt vom Schloss. Er ist zum ersten Mal in solch einem Gebäude. Der Fuggerpalast war anders, städtischer, bürgerlicher, und Jockel kann seine Bewunderung für so viel alten und neuen Reichtum nicht verbergen, er vermag zwischen wertvoll und weniger wertvoll nicht immer zu unterscheiden, und das macht Tertius stutzig. Ein Fugger, für den nicht alles altbekannt und selbstverständlich ist. Sehr merkwürdig ...

Währenddessen liegt der Kurfürst in seinem breiten warmen Bett unter einem gewaltigen Baldachin und schläft nach den Anstrengungen der Hirschjagd einen tiefen traumlosen Schlaf. Die Genugtuung und Befriedigung darüber, dass der Fugger in Wittenberg ist, hat er mit in den Schlaf genommen. Alles wird gut werden und wunschgemäß verlaufen. Er hat den Hirsch getroffen und sein Vergnügen gehabt, nun ist der Fugger gekommen und bringt Geld. Ist es solange unterwegs gewesen, soll es auch noch warten, bis der Kurfürst ausgeschlafen hat.

Endlich ist es so weit. Der Kurfürst erwacht, ruft nach dem Diener, lässt sich ankleiden, langsam, nur keine Eile. Dann lässt er sich berichten, was der Fugger bis jetzt in Wittenberg getrieben hat. Danach ruft er Johannes Tertius zu sich und befiehlt ihm, das Geld in Empfang zu nehmen und die Schuldscheine zur Unterschrift vorzubereiten. Der Kurfürst möchte den Fugger auch jetzt noch nicht sehen, seine Diener werden ihn schon gut vertreten. Soll der Fugger unterdessen zum Cranach gehen, der Hofmaler wird gut mit vornehmen Gästen fertig.

Tertius verbeugt sich tief und geht zurück in das Zimmer, wo der Fugger noch wartend beim Wein sitzt, und fragt nach dem Geld. Jockel

ist froh, dem Kurfürsten nicht gegenübertreten zu müssen, und die Aussicht, in das Haus eines Malers zu kommen, erfüllt ihn mit Neugierde. Gut, dass dieses Geschäft so schnell und so diskret abzuwickeln geht. Er braucht nur zu sagen: »Hier ist das Geld, und wo sind die Schuldscheine?« Und damit gut.

So beauftragt Jockel den Anführer der Fuggerknechte damit, die Geldbehälter heraufschaffen zu lassen, und ist vom reibungslosen Ablauf fest überzeugt. Endlich am Ziel, der Abschluss der Mühen! Er hat sein Vergnügen gehabt und seine Pflicht erfüllt. Nun wird er sich noch ein wenig Herrenleben gönnen und dann nach Nürnberg zurückkehren. Herr Jakob Fugger der Reiche? Jockel kann sich fast nicht mehr an sein Aussehen erinnern. Augsburg ist so weit entfernt.

Nun wird ein Bote ins Cranachhaus geschickt, der Ratsherr und Hofmaler möge einen würdigen Empfang für den Neffen des Fugger vorbereiten. Er möge ihm seine Werkstatt zeigen, nach seinen Wünschen fragen, es werde sein, Schaden nicht sein. Er erhalte Gelegenheit, mit dem kunstfreundlichen Haus Fugger in Verbindung zu treten, ohne eine weite beschwerliche Reise unternehmen zu müssen.

Lucas Cranach runzelt die Stirn, er sträubt sich dagegen, in alle Verlegenheiten des Kurfürsten als Helfer einzuspringen. Da hat er nun schon einen vertriebenen Dänenkönig in seinem Haus beherbergen müssen, er musste mit dem Kurfürsten nach Nürnberg reisen, er wird sich um die bevorstehende Hochzeit des Professors Martin Luther kümmern müssen, und er ist doch vor allem Maler! Für die Arbeit bleibt ihm kaum noch Zeit, er muss sie seinen Gesellen und Lehrlingen überlassen. Es sind ihm schon Meinungen zu Ohren gekommen, seine Bilder seien nicht mehr so gut wie früher. Und nun auch noch ein Fugger? Doch was nützt ihm alles Sträuben; der Kurfürst hat befohlen, der Hofmaler muss gehorchen.

Cranach lässt eilig seine Werkstatt kehren und aufräumen, in der prächtigsten Stube des Hauses wird ein Mahl bereitet, obgleich sich Cranach nicht vorstellen kann, dass ein Fugger nur an Essen und Trinken denkt. Die Lehrlinge und Gesellen müssen sich waschen und umziehen, damit der Gast den besten Eindruck vom Wittenberger

Cranachhaus erhält. Vielleicht wird er sich selbst malen lassen, vielleicht Aufträge vermitteln. Dabei kann sich Lucas Cranach vor Aufträgen kaum noch retten.

Es dauert nicht lange, und der schwere Klopfer schlägt gegen die Tür des Hauses, es gibt im Innern ein dumpfes Echo. Dann wird die Tür geöffnet. In der Diele steht der Hausherr selbst zur Begrüßung bereit, Cranach ist neugierig, wie ein Fugger aussieht.

Der Hofmaler ist schon weit in der Welt herumgekommen, er sah den Kaiser, Kurfürsten, Herzöge, Grafen, Professoren und Doktoren, einen Fugger aber noch nicht. Ein Fugger müsste wohl ein hartes, entschlossenes Gesicht haben. Man müsste ihm ansehen, dass er fähig ist, sofort seinen Vorteil zu sehen und auszurechnen, wichtige Entscheidungen zu treffen.

Doch dieser junge Mann, der da in der Diele steht, kommt herein, als sei er ein neuer Lehrling und bäte darum, in der Werkstatt des berühmten Hofmalers Lucas Cranach die Malerei zu erlernen. Er wirkt neugierig, offen und frisch wie ein Mensch im Aufbruch. Es ist recht merkwürdig, dass die Familie Fugger auch solche Gesichter hat. Cranach, findet es beruhigend.

Ob er ein solches Gesicht malen sollte? Er wird dann dazuschreiben müssen: Dies ist ein Fugger im Alter von ... Nun, wie alt kann der junge Mann sein? Höchstens zwanzig Jahre. Es sieht nicht so aus, als habe er schon einiges von der Welt gesehen. Seine Züge sind wissbegierig und aufnahmebereit, da kann noch nicht viel gewesen sein. »Willkommen in meinem Haus, Herr Fugger! Ich wünsche, dass ihr Euch wohl fühlt.«

Cranach bittet Jockel in die Prunkstube, und es entspinnt sich ein Gespräch. Cranach stellt sich, seine Familie und seine Mitarbeiter vor, spricht in herzlichen Worten, aber doch nüchtern und knapp, eigentlich möchte er ganz anders reden, aber der junge Herr ist ein Fugger, und man muss auf der Hut sein.

Jockel freut sich über den freundlichen Empfang, und es fällt ihm nicht schwer, offene, herzliche Worte zu finden.

»Ich freue mich sehr, auch hier im Norden im Hause eines Malers willkommen zu sein«, sagt er. »Es ist noch nicht lange her, da hatte ich

das Glück, in der Werkstatt des Nürnberger Malers Barthel Beham zu weilen und mich von ihm malen zu lassen. Vielleicht werde ich Euch um den gleichen Dienst bitten. Gewiss haben wir in Augsburg auch gute Maler, aber ein Bild aus der Ferne wiegt schwerer.«

Cranach nickt.

»Sicher wart Ihr auch bei meinem Freund Albrecht Dürer? Er ist ein Mann, den ich aus tiefstem Herzen bewundere. Doch nun sagt mir, wie kommt es, dass Ihr sprecht wie ein Franke? Ich habe ein besonderes Ohr für diesen Klang, denn auch ich stamme aus Franken, aus Kronach.«

Jockel freut sich, einen Landsmann vor sich zu haben, aber zugleich weiß er nicht so recht, was er Cranach antworten soll, und murmelt verlegen, er habe mehrere Jahre in Nürnberg gelebt und spreche daher nicht die Sprache der Augsburger.

»Mir ist es angenehm«, sagt Cranach, »dass ich wieder einmal den Klang der Sprache meiner Jugend höre. Wollt Ihr ein Glas Wein trinken, oder zieht Ihr ein anderes Getränk vor? In Wittenberg wird ein vorzügliches Bier gebraut.«

Jockel muss lachen.

»Wenn Ihr schon von Bier sprecht, so wisst, dass ich manchmal den Gerstensaft dem Blut der Reben vorziehe. Ich brauche etwas Herzhaftes. Und ich merke, dass es in Eurem Hause herzhaft zugeht. Also Bier, wenn Ihr so freundlich sein wollt.«

Cranach hat eigentlich nicht erwartet, dass ein Fugger Bier verlangt. Wenn er das dem Kurfürsten erzählt!

Bald trinken sie schäumendes Bier aus großen blank geputzten Zinnhumpen. Dazu essen sie kalten Wildschweinbraten. Es macht Cranach wieder einmal Spaß, nach jedem Schluck den Deckel des Zinnhumpens herunterklappen zu lassen, eine fast vergessene Gewohnheit aus jungen Jahren.

»Auch das gehört zum Genuss«, sagt er. »Was möchtet Ihr sehen, Herr Fugger?« fährt Cranach fort. »Was darf ich Euch zeigen?«

»Ich möchte ein Bild des Kurfürsten sehen«, sagt Jockel, »ich möchte sehen, wem diese lange Reise galt.«

Dafür hat Cranach Verständnis.

»Ich gehöre zu den wenigen, die den Kurfürsten öfter sehen, muss ich ihn doch im Bilde fest halten. Es ist sicher in seinem Sinne, wenn er sich Euch im Bilde vorstellt. Wartet bitte einen Augenblick.« Cranach geht in seine Bilderkammer und holt eine Mappe mit Kupferstichen.

»Hier habt Ihr schon ein Konterfei des allergnädigsten Herrn Kurfürsten, vor einigen Jahren gefertigt. Vielleicht genügt es Euch nicht, denn der Kurfürst hat sich sehr verändert. Doch wartet, hier habe ich auch einen Kupferstich meines Freundes Dürer, er hat einen anderen Blick für meinen Herrn. Vielleicht sieht er überhaupt tiefer in die Menschen, als ich es vermag. Es ist Euch sicher recht, wenn Ihr den Fürsten mit Nürnberger Augen seht.«

Jockel erschrickt; was meint der Maler? Dann sieht er auf das Blatt und erschrickt noch einmal. Dieser alte Mann, der sein Gesicht hinter einem mächtigen gekräuselten Bart und in einem ebenso mächtigen Pelzkragen versteckt, ist der sächsische Kurfürst? Jockel hatte immer das harmlose Kurfürstenmännlein an der Nürnberger Frauenkirche vor Augen. Wie passt der Mann mit dem düster drohenden Blick an jenen heiteren Ort?

»Und wer ist das?« fragt Jockel und zeigt auf einen Männerkopf im strengen Profil.

»Das ist unser berühmter Doktor Martin Luther«, sagt Cranach nicht ohne Stolz. »Zweifellos werdet Ihr in Nürnberg von ihm gehört haben, denn dort steht man seiner Lehre von der Freiheit des Christenmenschen ja besonders freundlich gegenüber.«

Jockel nickt. »Ja, ich habe von ihm gehört.«

Er kann sich an den vielen Bildern der Mappe nicht satt sehen, vergisst darüber sogar das Bier zu trinken.

»Und dies?«

Jetzt zeigt er auf einen Bauernkopf, der in Wasserfarben gemalt ist. Dieses Blatt gefällt ihm am besten. Es ist, als müsse der Mann gleich in voller Größe lebendig hier erscheinen.

»Ich weiß nicht, wer es ist«, sagt Cranach. »Ich habe den Mann im vergangenen Sommer in einem Wirtshaus gesehen. Eigentlich habe ich ihn aus Langeweile gezeichnet und gemalt. Doch das ist ein starker Kopf, nicht wahr? Gefällt er Euch?«

Jockel nickt.

»Es ist, als könne man mit ihm sprechen.«

Draußen lassen sich Räder hören. Dazwischen Pferdegetrappel. Cranach hebt den Kopf. Gleich darauf wird der Türklopfer so heftig betätigt, als wolle man die Türflügel damit einschlagen. Jockel erschrickt. Er fühlt sich ohnehin nicht wohl, denn es ist ihm unangenehm, Lucas Cranach mit Lügen unter die Augen zu treten. Hier wäre er viel lieber Jockel Wolgemut. Nun kommen noch mehr Besucher, nun muss er noch mehr den Diebold Fugger spielen.

»Wer mag das sein?« murmelt Cranach. »Ich werde selbst nachsehen.«

Draußen steht Tertius mit kurfürstlichen Knechten. Helme und Schwerter blitzen. Es sieht aus, als stehe ein Kriegszug bevor.

Bild (Buch S. 169)

»Ihr?« fragt Cranach, mustert den Ankömmling von Kopf bis Fuß und stellt sich in die offene Tür. Er ist groß und breitschultrig; soll es nur jemand wagen, ihn zur Seite zu drängen! Der Anblick des Johannes Tertius missfällt ihm. Er mag den undurchsichtigen, stets auf seinen Vorteil bedachten Menschen nicht. Weshalb umgibt sich der Kurfürst mit solchen Kreaturen? Und nun wagt es dieser Emporkömmling, dieser gescheiterte Student, Winkelmechanikus und Giftmischer in das Cranachhaus zu kommen?

»Wie könnt Ihr Euch unterstehen, einen derartigen Lärm aufzuführen?« fragt Cranach. »Ich habe einen weit gereisten Gast im Hause.«

»Wo ist dieser Mensch?« keucht Tertius.

»Wie spricht Ihr von meinem Gast, den der allergnädigste Herr Kurfürst selbst in mein Haus geschickt hat?«

»Er ist ein Betrüger! Ich habe den Auftrag, ihn zum Kurfürsten zu bringen.«

»Untersteht Euch!« ruft Cranach und weicht nicht von der Schwelle. Noch ist er Gast in meinem Haus! Und in meinem Haus darf jedermann sich frei fühlen.«

»Ich muss diesen Menschen sprechen«, bringt Johannes Tertius mühsam hervor und macht ein so hilfloses Gesicht, dass er Cranach nun Leid tut.

»Selbstverständlich könnt Ihr mit ihm sprechen. Aber über die Schwelle meines Hauses kommt kein Bewaffneter. Tretet ein, ich werde die Tür schließen, und Ihr könnt vorbringen, was geschehen ist.«

Johannes Tertius wird nun kleinlaut.

Etwas Ungeheueres ist geschehen«, flüstert er Cranach zu. »Wir haben in den Geldbehältern keine einzige Münze, wohl aber Eicheln und Kastanien gefunden. Stellt Euch vor, Eicheln und Kastanien! Ich konnte es nicht verhindern, dass der allergnädigste Herr Kurfürst selbst dazukam und Zeuge unserer Entdeckung wurde. Wer ist der Mann, der sich zu solchem Betrage hergab?«

»Fragt ihn selbst«, sagt Cranach.

Jockel stärkt sich gerade mit einem zweiten Humpen Bier, als Johannes Tertius ihm die Frage stellt: »Wer seid Ihr? Wer hat Euch geschickt?«

Jockel ahnt, dass sein Spiel zu Ende ist. Nun ist es so weit, die Stunde der Wahrheit ist gekommen. Er schließt die Augen und fühlt, wie ihm das Blut zu Kopf steigt. Doch dann sagt er ganz ruhig: »Was fragt Ihr? Ihr habt mich doch fürstlich empfangen, Ihr habt mir meine Zukunft vorausgesagt, ein Herrenleben, einen steilen Aufstieg ... Ich werde das Weidwerk mit Hunden betreiben und mit Falken jagen, das tun, was den Herren vorbehalten ist! Ihr habt mich als Diebold Fugger aufgenommen, was fragt Ihr? Auf jedem meiner Wagen prangt das Fuggerwappen, Ihr wisst, woher ich komme.«

»In Euren Geldbehältern befinden sich Eicheln und Kastanien! Erklärt mir das!«

Nun verstummt Jockel. Hat er richtig gehört? Kastanien und Eicheln, die harten Früchte, mit denen er beim Schembartlaufen seine Geldkatze stopfte! Eine Weile herrscht Schweigen über den Bildern und Kupferstichen. Cranach ist zuerst ungehalten, ja böse. Warum diese Störung seines Arbeitstages? Warum muss sich das nun ausgerechnet unter seinem Dach abspielen? Doch dann siegen Großmut und Gerechtigkeitssinn. Auch aus dieser verworrenen Lage muss es einen

Ausweg geben. Auch deswegen schätzt der Kurfürst seinen Hofmaler so hoch, weil der immer an einen Ausweg glaubt.

»Nun, Nürnberger?« beginnt Cranach. »Ihr seid mir wohl eine Erklärung schuldig.«

Jockel ertappt sich bei dem Wunsch, jetzt am liebsten zur Mutter zu laufen und seinen Kopf in ihren Schoss zu legen. Doch er reißt sich sofort zurück. Wenn das Spiel jetzt zu Ende sein soll, dann muss es eben geschehen.

»Gut«, sagt er, »ich werde die Männlein noch einmal anhalten...«

»Welche Männlein?« fragt Cranach.

»Die Fuggermännlein. Damals in Nürnberg stürzte das Kurfürstenmännlein ab, nachdem Ihr, Herr Johannes Tertius, das Werk in Augenschein genommen hattet ... Wisst Ihr noch? Der Beham wäre Euretwegen fast ins Gefängnis gekommen. Und nun stürze ich ab, das Fuggermännlein. Doch das versteht Ihr gewiss nicht. Ich bin eine kleine Strecke mit den Fuggern gelaufen, und hier ist das Spiel zu Ende. Gut, ich will alles bekennen. Ich bin kein Augsburger Fugger, sondern ein Nürnberger Lebkuchenbäcker. Ich heiße Jockel Wolgemut.«

Johannes Tertius springt' auf und möchte Jockel am liebsten an die Kehle fahren.

»Zurück!« schreit Cranach. »Hier entscheide ich! Soso, Jockel Wolgemut heißt du. Das klingt nicht schlecht, was mir aber nicht gefällt, ist, dass du mit falschem Namen zu mir gekommen bist. Was hast du dazu zu sagen?«

»Nichts«, antwortet Jockel. »Das Spiel ist aus, ich habe verloren. Mein Fuggerschembart reichte nur bis Wittenberg. Wer mir die Kastanien und Eicheln eingepackt hat, weiß ich nicht, aber ich ahne es. Vielleicht war mein Schembart schon in Augsburg zu Ende, ich habe es nur nicht gewusst.«

»Ihr seid – du bist ein Betrüger?« schreit Johannes Tertius.

Der allergnädigste Herr Kurfürst wird dich hängen lassen, daran kann kein Zweifel bestehen. Wahrlich, ein steiler Aufstieg!

Komm jetzt mit, dein Geständnis hast du abgelegt; deiner Strafe wirst du nicht entgehen.«

Jockel ballt die Fäuste, denn er fühlt sich so gedemütigt und übertölpelt wie in seinem ganzen Leben nicht. Da ist er nun überführt und entlarvt und muss stillhalten, kann nichts zu seiner Verteidigung sagen.

Er wird abwechselnd rot und blass und atmet schwer.

Cranach aber lächelt.

»Mein Gast wird so lange in meinem Hause bleiben, wie er mag. Mir gefällt es, einmal wieder die Nürnberger Sprache zu hören. Ich möchte mich noch ein bisschen mit diesem falschen Fugger unterhalten.«

Dann gibt Cranach Anweisungen an sein Hausgesinde.

»Räumt das Fuggeressen vom Tisch und zieht eure Fuggerkleider aus. Legt eure Werktagstracht wieder an, es ist gewöhnlicher Alltag im Cranachhaus. Wir haben einen ganz gewöhnlichen Gast, der uns nicht stören muss.«

Cranach zieht die reiche, mit Pelz besetzte Schaubе aus und den Werkstattkittel an.

»Gut, dass der Fuggerbesuch vorüber ist!« sagt er. »Ich will heute endlich wieder einmal malen. Selbst malen ... Du musst wissen, Lebkuchenbäcker, das meiste muss ich meinen Mitarbeitern überlassen, denn ich werde oft von hohen Herren gestört. Daher freut es mich sogar ein bisschen, dass du kein Fugger bist. Ein Lebkuchenbäcker aus Nürnberg stört mich nicht. Komm mit in meine Werkstatt und erzähl mir von Nürnberg, auch, wie du zu diesem Schembart gekommen bist ... Wir wollen uns einen vergnügten Abend machen.«

»Und ich?« fragt Johannes Tertius.

»Ihr geht zurück zu unserem allergnädigsten Herrn Kurfürsten und meldet ihm, dass ich selbst den falschen Fugger bewache. Nehmt die Eisenknechte mit, dass Ihr unterwegs nicht abhanden kommt. Und nun – lebt wohl!«

Das Cranachhaus beherbergt eine große Werkstatt, in der Gesellen und Lehrlinge tätig sind, während Cranach gern allein in einer kleineren Malerstube arbeitet. Hierher führt er Jockel, bietet ihm einen Sitz an und nimmt dann vor seiner Staffelei Platz. Cranach malt, und Jockel erzählt und erzählt, als könne er durch Reden sein Leben retten. Der Kurfürst wird dich hängen lassen – dieser Satz klingt ihm noch immer im Ohr.

Jockel berichtet von seinem Leben in Nürnberg, vom Vater und der Kunstuhr am Giebel der Frauenkirche, vom Männleinlaufen und vom Schönen Brunnen, vom Schembartlaufen und von der Begegnung mit Diebold Fugger. Cranach nickt nur ab und zu, und er wird nicht müde zuzuhören.

»Du hast das Herz auf dem rechten Platz«, sagt er schließlich, »schade, dass du als Betrüger gelten musst ...«

Und nach einer nachdenklichen Pause: »Und was wirst du jetzt beginnen, Jockel Wolgemut? Wenn der Kurfürst dich am Leben lässt, wirst du wieder anfangen, wo du aufgehört hast? Wieder Lebkuchen backen?«

»Ich weiß nicht«, sagt Jockel.

Cranach fährt fort: »Maler bin ich geworden. Hausbesitzer bin ich geworden. Ratsherr bin ich; Stadtkämmerer war ich. Ich besitze auch eine Buchdruckerei.«

»Ihr seid ein Druckherr?« fragt Jockel. »Wie gern würde ich Eure Offizin sehen!«

»Warum nicht?« gibt Cranach zurück. »Wenn es sich einrichten lässt ...« Ob es in Cranachs Druckoffizin ähnlich aussieht wie beim Hofbrugger in Augsburg? Jockel kann sich auch noch genau an den Geruch erinnern. Drucken, ja, das wäre etwas!

Jetzt findet Jockel auch einen Blick für das, was Cranach malt. Ein kräftiger Mann bezwingt einen Löwen. Steilauf peitscht der Schwanz, aber der Mann hat schon die Oberhand. Über ihm auf einem steilen Felsen thront eine Burg.

»So muss man es machen«, sagt Cranach noch. »Gut, gehen wir in die Offizin hinüber!«

Die Buchdrucker sind erstaunt, als Cranach noch so spät mit einem reichgekleideten Gast in ihre Werkstatt tritt. Sie sind in Eile, bei Cranach hat es jedermann eilig. Jockel atmet tief, es riecht nach Papier und Druckerschwärze.

»Das ist ein Landsmann von mir«, erklärt Cranach, »lasst euch nicht stören!«

Die Drucker wenden sich sogleich wieder ihren Pressen zu; Jockel hätte ihnen gern über die Schulter geschaut, aber Cranach drängt weiter. In

den Nebenräumen türmen sich gedruckte Schriften Dr. Martin Luthers, die in den nächsten Tagen abgeholt und in entfernten Städten verkauft werden sollen. Lucas Cranach betreibt einen weit reichenden Buchhandel.

Ja, das wäre etwas, denkt Jockel noch einmal, aber auf mich kommt wohl erst etwas anderes zu ...

Der Hofmaler Lucas Cranach bringt es fertig, den Kurfürsten zu besänftigen. Er erreicht, dass Jockel nicht gehängt wird, kann es aber nicht verhindern, dass der Kurfürst den falschen Fugger unter die Landsknechte steckt. Büßen soll er, der Nürnberger! Bei den Landsknechten kommt wenigstens ein kleiner Gewinn für den Fürsten heraus, dort wird sich Jockel Wolgemut gut machen, da kann man solche Kerle brauchen.

Niemandem aus der Umgebung ist aufgefallen, dass der Kurfürst über diesen Fuggerschwindel hinter seinem dichten Bart gelächelt hat. Eine verrückte Geschichte!

Über Johannes Tertius aber lächelt der Kurfürst nicht einmal im Verborgenen, im Gegenteil, er ist wütend auf ihn. Dieser entlaufene Student ist eben doch nur ein elender Stümper; er hätte solchen Schwindel viel eher durchschauen müssen! Soll er wieder Hans Dreyer heißen und dorthin gehen, wo der Pfeffer wächst. Und es wird in Wittenberg kein Männleinlaufen geben, das steht fest.

Wir werden ohne die Fugger auskommen, beschließt Friedrich der Weise. Wir haben den Luther in Unseren Mauern, der wiegt schwerer als ein Fuggerkredit. Der Luther hat Unsere Stadt Wittenberg groß gemacht, und sie wird auch noch größer werden. Der Luther hat die Papstkirche besiegt. Wir selbst werden bei der Papstkirche bleiben, aber Luthers Sieg werden Wir nutzen ...

Der Kurfürst schickt den Fuggerzug mit Eicheln und Kastanien nach Augsburg zurück. Im ersten Augenblick sind die Knechte sehr betroffen darüber, dass ihr Herr gar kein Herr war. Auf ihren Reisen haben sie schon viel erlebt, das jedoch nicht.

Jockel steckt nun in der bunten Kleidung der Landsknechte. Man staunt ihn an wie ein seltsames Tier. Ein Landsknecht aus Nürnberg!

Das hat es unter den Söldnern des sächsischen Kurfürsten noch nie gegeben, obgleich sie doch von überallher zusammengewürfelt sind, aus der Schweiz, aus Sachsen und Thüringen und Brandenburg. Ein Nürnberger, der seine Dienste verkaufen muss? Der muss es wohl nötig haben, bei dem stimmt etwas nicht. Der hat den Kopf in der Schlinge, und das Wasser steht ihm bis zum Hals.

Die Obristen des Kurfürsten haben so viele Landsknechte angeworben, dass ein neues Fähnlein von 500 Mann zusammengestellt werden kann. Nun sind alle angetreten und sollen in die Musterrolle, das Namensregister des Fähnleins, eingetragen werden. Die Werber nehmen nicht jeden, er muss schon etwas aufweisen, für Kleidung und Bewaffnung selbst aufkommen können. Jockel aber hat nichts als seine prächtige Fuggerkleidung, die freilich schon hier und da zerfetzt und zerrissen ist.

»Nun und?« fragt der Weibel, als Jockel vortritt und sich selbst in die Musterrolle einträgt, »wo sind deine Waffen? Hast du Spieß oder Lanze, Schwert oder Hakenbüchse?«

»Nein«, erwidert Jockel.

»Und du willst zu uns? Dass du ein Spitzbube bist und deshalb den Nürnbergern den Rücken gekehrt hast, ist nicht so schlimm, aber dass du auch ein Schlappschwanz bist und noch nicht einmal Waffen erbeutet hast! Was sollen wir mit einem solchen Nürnberger Waschlappen? Geh, wo der Pfeffer wächst!«

»Ich werde dich pfeffern!« ruft Jockel und stürzt sich auf den Weibel, packt ihn an der Gurgel und schüttelt ihn, dass dem Verblüfften die Zähne klappern, »ich habe mir eure Gesellschaft nicht ausgesucht; wehe dir, du sagst noch ein Wort gegen Nürnberg! Von Totschlägern kann keiner einem Nürnberger das Wasser reichen, merke dir das!«

Bild (Buch S. 178)

Niemand eilt dem Weibel zu Hilfe, niemand will sich einmischen, da lenkt der Weibel ein.

»Lass mich, ist ja nicht so gemeint ... Hör auf, du kannst ja Spieß und Hakenbüchse von mir bekommen ...«

Da lässt Jockel los. »Gut! Aber merke dir, ich bin nicht dein Trossknecht, mit dem du machen kannst, was du willst!«

Und lange bleib ich bei diesem Haufen sowieso nicht, setzt er für sich selbst hinzu. Noch liegen die Landsknechte in ihrem Feldlager vor der Stadt Wittenberg. Gegen wen werden sie ziehen? Man hört allerlei Gerüchte. Die Bauern, wird geflüstert, es soll gegen die Bauern gehen

...

Jockel findet das Leben im Feldlager hart. Der Obrist befiehlt, der Weibel gibt den Befehl weiter, die anderen gehorchen, und wenn nicht, droht der Profoss, und schon verstummt jede Widerrede. Jockel friert, wenn der Wind um die Planwagen und Zelte heult und die Fähnlein und Wimpel der Landsknechte zerfetzt. Als er zuschaut, wie unter dem kupfernen Essenkessel im Freien das Feuer entfacht wird, winkt man ihn heran: »Komm, Kurfürstenknecht, tritt auf den Blasebalg und füttere das Feuer! Dann geh in den Wald und bring trockenes Holz!. Herumsteher und Zuschauer brauchen wir nicht.« Jockel lässt das Feuer hoch auflodern und freut sich, als ihm endlich warm wird und man zu ihm sagt: »Du bist ein geschickter Feuerteufel!«

Er ist auch zur Stelle, um den langen Spieß zu drehen, an dem ein Ochse über dem Feuer steckt. Das Fett tropft in die Flammen und verwandelt sich in ein Zischen. Jockel säbelt Stück für Stück vom Fleisch herunter, – und die Landsknechte schlagen ihre Zähne hinein.

»Fleisch braten, das kannst du, aber verstehst du auch etwas von den Gestirnen?«

»Soll ich Euch die Nativität stellen? Aber was hättet ihr schon davon! Ich weiß ja auch nicht, wie es mit mir weitergehen soll ...«

»Nativität ... Davon kennen wir hier nichts. Aber wir können nach dem Stand der Gestirne die Himmelsrichtung bestimmen, und das musst auch du lernen.«

Jockel lernt es. Bald kann er auch aus einer Hakenbüchse schießen und hinter einem Geschütz marschieren. Fast jeden Abend sitzt er mit den anderen am Feuer und lässt die Würfel über das Tonnenrund laufen, das sonst als Tisch oder als Sitz dient. Im Kartenspiel ist er unübertrefflich und streicht viele Batzen als Gewinn ein.

Doch wenn das Feuer verglimmt und Jockel sich neben die anderen auf die Strohschütte legt, ist er allein mit seinen Gedanken und Gestalten. Viele gehen an ihm vorüber, Johannes Tertius, Ulrich Lauringer, der welsche Bäcker. Zwei andere bleiben bei ihm und drängen auf ihn ein: Herr Jakob Fugger der Reiche, auf den er eine Wut hat, und Käthe Lauringer, die er liebt. Beiden möchte er offenen Auges entgegentreten, so müde er auch ist.

»Herr Fugger, Ihr habt mir unrecht getan. Ihr hättet mein Spiel zerstören können, aber Ihr habt ein anderes ausgedacht, ein tödliches, Ihr habt mir unrecht getan.

Und du, Käthe, hast nur einen Spielbeutel kennen gelernt, nicht den wahren Jockel Wolgemut, dir habe ich unrecht getan. Ich bin doch mehr als ein Männlein– und Schembartläufer, wie kann ich dir das nur beweisen?«

Der Wind peitscht den Regen um das Zelt.

Der nächste Tag bringt wieder ein Feuer im Freien, einen gefüllten Kupferkessel, hungrige Landsknechte, einen Braten am Spieß, diesmal ein Ferkel, Würfel– und Kartenspiel, und wieder unruhige Träume. Und so geht es fort, Tag für Tag.

Jockel ist erleichtert, als die Landsknechte aus dem Feldlager aufbrechen. Endlich eine Abwechslung! Der Fähnrich führt das Häuflein zunächst in ein Dorf und lässt die Landsknechte rings um den Teich lagern. Dann müssen sie oberhalb des Dorfes auf einem lang gezogenen Hügel aufmarschieren. Steil stehen ihre Lanzen und Spieße in die Höhe, und die Bauern blicken stumm zu ihnen empor.

Nach kurzem Aufenthalt geht es an den Teich zurück. Hier wird das Feuer entzündet und das Essen gekocht. Im ganzen Dorf riecht es nach der kräftigen Suppe, und den Kindern läuft das Wasser im Mund zusammen. Aber die Landsknechte lassen niemanden probieren, denn sie selber können auch nicht essen, weil der Fähnrich befiehlt, wieder oberhalb des Dorfes aufzumarschieren. Jockel muss mit seinem Nebenmann den heißen schweren Essenkessel hinterherschleppen.

»Was soll das?« schimpft er laut vor sich hin, »bin ich denn ein willenloser Stein auf einem Spielbrett, der einfach nur so hin und her geschoben wird?«

Die anderen murren auch, doch der Fähnrich hört sie nicht an. Nachdem sie endlich gegessen haben, waten sie durch einen Fluss und erreichen schließlich eine Stadt. Doch man verschließt die Tore vor dem Landsknechtshaufen, sie müssen im Freien übernachten, denn ihre Zelte und Planwagen sind im Feldlager zurückgeblieben.

»Was soll das?« schreit Jockel schließlich auch auf den Fähnrich ein. Der bleibt ruhig.

»Wir müssen die Bauern und andere Aufsässige und Aufrührer einschüchtern, deshalb ziehen wir hin und her.«

So geht es tagelang. Als Jockel einmal bis auf die Haut durchnässt ist, wird es ihm zu bunt.

»Also gut!« sagt er zu sich, selbst. »Das ist allein meine Sache, und ich muss es wagen.«

Niemand von den Landsknechten möchte in den Wald, um Holz zu holen. Jockel bietet sich an, pah, was macht ihm schon das bisschen Regen aus! Die anderen bauen sich Reisighütten

Aber Jockel macht kein Feuer mehr, sondern rennt, so schnell ihn seine Füße tragen, durch den dichten Wald. Jetzt darf er seine Flucht einfach nicht mehr hinauschieben. Was soll ihm die Landsknechtsverkleidung! Er wird nicht länger gegen die Bauern ziehen, denn er hat nichts gegen sie, im Gegenteil ... Nur fort, heim nach Nürnberg! ... Nein, nicht gleich nach Hause, sondern zuerst nach Augsburg, zu Käthe Lauringer, zu Jakob Fugger!

Aber in welche Richtung muss er gehen?

Jockel stolpert über Baumwurzeln, klettert auf einen hohen Stamm, um einen freien Blick auf die Gestirne zu gewinnen, die dann und wann zwischen den Regenwolken sichtbar werden. Dort müsste Süden sein und dort Norden. Augsburg liegt im Süden, irgendwo im Süden, also vorwärts!

Endlich lichtet sich der Wald, ein Schimmer wird sichtbar, ein Fenster, ein kleines Haus. Dort wird es trocken und warm sein. Jockel klopft an die Tür. Es dauert lange, ehe der obere Teil der Tür einen Spalt breit

geöffnet wird, und bei bedrohlichem Hundegebell fragt eine misstrauische Männerstimme: »Wer ist da?«

»Ich bin Jockel Wolgemut, ein Nürnberger Lebkuchenbäcker und gezwungener Landsknecht, lass mich ein, ich habe keine Waffen bei mir! Dir kann nichts geschehen, lass mich meine Sachen trocknen und gib mir ein Stück Brot, ich muss weiter, immer nach Süden ...«

»Ich verstehe deine Sprache nicht gut, du bist nicht von hier, aber ich will dich wenigstens anschauen.«

Der Mann lötet mit seiner Laterne durch den Spalt und murmelt: »Ein junges Blut, was soll der uns antun? Du bist nass und siehst müde aus, tritt also ein!«

Jockel hängt seine Kleidungsstücke ans Fenster, lässt sich keine Zeit, das harte Bauernbrot gründlich zu kauen, sondern spült es mit der sauren Milch hinunter, sinkt auf das harte Strohlager und murmelt noch im Einschlafen: »Mit dem Fugger da, mit dem werde ich aber abrechnen, sage ich dir!«

Der Mann, ein gräflicher Waldaufseher und Wildhüter, schüttelt den Kopf und legt sich schließlich auch zur Ruhe.

Des Nachts erlebt Jockel endlich keinen Traum. Am Morgen erwacht er frisch und ausgeruht, hilft seinem Gastgeber, die schweren Fischreusen aus einem kleinen Waldsee zu bergen, bedankt sich für die Hilfe und zieht weiter.

Jockel hat einen weiten Weg vor sich. Wie lange hat es schon gedauert, ehe er mit dem schnellen Fuggerfuhrwerk im Norden war! Und nun marschiert er zu Fuß und kennt den Weg nicht. Tagsüber verbirgt er sich in Scheunen und verlassenem Ställen, nachts ist er unterwegs und richtet sich nach den Sternen. Sein Beutel füllt sich mit Brot und Wurst, denn er hat inzwischen gelernt, wie man sich mit Lebensmitteln versorgt, und nicht beim Krämer.

Auch der Fuggerzug ist auf dem Rückweg nach Augsburg. Die Knechte sind noch immer wütend, denn der Vetter Fugger war ein Betrüger, und sie sind auf ihn hereingefallen.

Dennoch fühlten sie sich sicherer, wäre jetzt der junge Herr bei ihnen! Zwischen zwei endlos scheinenden Waldrevieren blitzen wieder

Rüstungen durch das Gebüsch, es müssen viele sein. Jetzt fehlt dem Fuggerzug das kräftige, entschlossene Kommando.

Hinter den Büschen lauert ein Ritter mit seinen Knechten. Er traut seinen Augen nicht, als er den dreizinkigen Weberkamm an den Wagen erblickt. Ein Fuggerzug! Das wird sich lohnen.

Im Nu sind die Wagen von allen Seiten umringt. Zu langsam greifen die Fuggerknechte zu Schwert und Speiß. Der Ritter selbst setzt dem Anführer das Schwert auf die Brust.

»Geld oder Leben!«

»Wir geben dir das Geld«, erwidert der Knecht. »Händigt ihnen die Tonnen mit dem Fuggergeld aus!«

Bild (Buch S. 184)

Der, Ritter hat seine Erfahrungen damit, wie und worin die Kaufleute ihr Geld transportieren. Hier sind es also wieder einmal Hafertonnen. Und wie schwer! Das war ein Schlag, ganz ohne Verluste und Blutvergießen. Gewissermaßen nur ein kleiner Tausch. Die Ritterknechte laden die Tonnen aus, dann geben sie den Weg frei, und der Fuggerzug darf weiterfahren. Der Anführer lächelt. Na, die werden Augen machen!

Im Augsburger Fuggerpalast läuft das Leben seinen altgewohnten Gang, nur, dass man Herrn Jakob den Reichen noch seltener zu Gesicht bekommt, Käthe Lauringer sich jedoch sehr oft auf dem Hof zeigt. Sobald Räderrollen hörbar wird, schaut sie nicht nur aus dem Fenster, sondern tritt an' die Knechte heran. Ob es nun endlich die Sachsenfahrer sind? Immer wieder ist sie enttäuscht, wenn sie hört: Nein, wir kommen aus Tirol, wir aus Ungarn, und wir aus München ...

Den Fuggerzug aus Kursachsen hört Käthe dann nicht einmal, denn der schleicht sich am späten Abend auf den Großen Hof. Sogar Ulrich Lauringer erfährt erst am nächsten Morgen, dass die Knechte aus dem Norden zurückgekehrt sind.

»Und wo ist der junge Nürnberger?«

Der Anführer der Knechte druckst herum und will nicht mit der Sprache heraus.

»So rede doch, ich muss Herrn Fugger berichten.«

Und nicht nur ihm, denkt Ulrich Lauringer ...

Doch als der Knecht dann berichtet, was geschehen ist, kann Lauringer es kaum glauben.

»Nichts für ungut, Herr Lauringer, ich kann Euch nur sagen, was mir zu Ohren gekommen ist. Der junge Herr war ein Betrüger. Das hat uns der Sekretär des sächsischen Kurfürsten zugeschrien. Da tragt ihr nun alle das Fuggerwapp auf euren Wämsern, und dann lasst ihr Euch so an der Nase herumführen! Schützt und bewacht nicht Geld, sondern Eicheln und Kastanien! Der junge Herr sollte gehängt werden, aber es scheint, als sei er noch einmal davongekommen.«

»Und das Geld? Wo ist das Geld?« fragt Lauringer.

»Wir hatten kein Geld bei uns, Herr, wirklich nicht! Eicheln und Kastanien waren in den Hafertonnen, ich habe es selbst gesehen. Und die Hafertonnen hat uns dann unterwegs ein Raubritter weggenommen. Wir haben nicht darum gekämpft, das werdet Ihr verstehen.«

Jetzt muss der Knecht doch ein bisschen lachen, doch Ulrich Lauringer verzieht keine Miene.

Ich könnte den Verstand verlieren, denkt er. Wer hat hier wen betrogen?

»Es ist gut, du kannst gehen. Halte dich bereit, wahrscheinlich wird sich Herr Jakob Fugger selber von dir berichten lassen. Das alles ist ja unerhört!«

Ulrich Lauringer geht auf der Stelle ins Wohngeschoss von Jakob Fugger, wird aber nicht vorgelassen, denn Herr Jakob sei so krank und schwach, dass er keinen Besuch empfangen könne. Es stehe sehr, ernst um ihn, man könne nicht wissen ...

So kehrt Lauringer zurück und erzählt seiner Tochter, was geschehen sein soll. Käthe wird leichenblass.

»Jockel ein Betrüger? Niemals! Ein leichtsinniger Schelm vielleicht, aber ein Betrüger, nein!«

»Aber wie kommen Eicheln und Kastanien in die Geldtonnen?«

Beide schweigen, beide haben einen Gedanken und wagen nicht, ihn auszusprechen. Käthe kann ihre Tränen nicht länger zurückhalten, geht in die Kammer und wirft sich weinend auf das Bett. Wo mag Jockel nun sein? Wird er sich nach Augsburg zurück wagen? Und wenn sie sich nun niemals wieder sehen? Das darf nicht geschehen! Sie selbst wird zum Fugger vordringen! Er muss sie anhören.

Doch auch Käthe hat keinen Erfolg. Vor den Gemächern des Herrn Jakob steht statt des Mohren Soliman jetzt ein venezianischer Diener und lässt niemanden ein.

»Il Signore ammalato, der Herr sind krank, sagt er, »zurück, bella Signorina!«

»Dann werde ich eben zu Herrn Matthäus Schwarz gehen«, entschließt sich Käthe, »der muss ja etwas von der Sache wissen.«

Matthäus Schwarz hat zwar überhaupt keine Zeit, wie er Käthe immer wieder versichert, es gäbe so viele Mahnbriefe zu schreiben und so viele Rechnungen zu überprüfen.

»Ihr wisst ja, Jungfer Käthen, es geht dabei nicht um Pfennigbeträge, sondern um große Summen. Also macht es kurz!«

»Geht es manchmal auch um Eicheln und Kastanien, Herr Schwarz?«

Diese Frage kommt dem obersten Buchhalter des Hauses Fugger so unerwartet, dass er erschrickt und verstummt und sein Erschrecken auch gar nicht verbergen kann.

Eine dumme Sache! Nicht nur dumm, sondern auch peinlich und unangenehm. Gewiss, Herr Jakob hat davon gewusst, dass sein Buchhalter Eicheln und Kastanien beschaffte, um die Geldtonnen damit zu füttern, aber mit Herrn Jakob steht es nicht mehr zum Besten, und wenn er sich nun bald davonmachen sollte, wird alles an ihm, Matthäus Schwarz, hängen bleiben. Und der neue Herr Fugger wird ihn nicht in seinen Dienst übernehmen, das hat er schon gesagt, vielleicht wird er ihm sogar etwas am Zeug flicken ... Hat er sich vielleicht schon hinter die Lauringertochter gesteckt?

»Ich weiß nicht, wovon Ihr sprecht, Jungfer Käthen«, sagt Schwarz schließlich. Was gehen mich Eicheln und Kastanien an! Ich habe mit Zahlen zu tun, mit großen Zahlen, und keine Zeit, mich um solche lächerlichen Kleinigkeiten zu kümmern!«

»Hat Euch der junge Nürnberger nicht das Leben gerettet? Damals, beim Unfrieden?«

»Wieso der Nürnberger? Die Empörer haben aufgegeben, weil sie schließlich einsehen mussten, dass sie im Unrecht waren. Und sie sind dann ja auch dem Galgen entgangen, wir haben sie nur ausgewiesen. Geht jetzt, was habt Ihr eigentlich mit dieser Sache zu tun? Das ist nichts für Frauenzimmer! Euer Vater sollte. Euch strenger halten!«

Herr Matthäus Schwarz wendet sich wieder seinen Büchern zu.

»Ja, ich bin nur ein schwaches Frauenzimmer, Herr Schwarz, aber besser ein schwaches Frauenzimmer mit ein bisschen Mut als ein gefühlloser Zahlenzähler und Fuggergehörcher und Feigling, Herr Schwarz!«

Herr Matthäus Schwarz fährt hoch, das geht denn doch zu weit! Doch als Käthe seinem Blick nicht ausweicht, bleibt ihm das Wort im Halse stecken, und er schaut verlegen auf den Fußboden. Käthe geht hinaus. Dem Schwarz hat sie es zwar nun gegeben, und das war gut so, aber deshalb weiß sie doch nichts von Jockel. Er muss zurückkehren, das darf er sich nicht gefallen lassen

Jockel schlägt sich Meile um Meile nach Süden durch. Hier und da verdingt er sich als Tagelöhner bei Bauern und Handwerkern. Jemand schenkt ihm einen blauleinen Bauernkittel und Bundschuhe, wie sie die Bauern tragen, denn seine Kleider sind längst zerfetzt. Jockel stellt sich geschickt an und ist fleißig, und bald klingen wieder einige Geldstücke in seiner Tasche. Gut, er wird mit dem Fugger abrechnen und Käthe wieder sehen. Aber dann? Er kann doch nicht einfach so nach Nürnberg zurückkehren, als sei nichts geschehen ...

Eines Tages kommt er an ein Flösschen und fragt einen Jungen, der im Wasser wadet und Krebse fängt: »Wie heißt dieser Fluss?«

»Das ist doch der Lech!«

»Der Lech! Dann bin ich ja bald in Augsburg!«

Und er geht mit eiligen Schritten weiter.

Endlich tauchen die Augsburger Türme in der Ferne auf. Jockel kommen Tränen, und er bleibt erst einmal stehen. Die Gestalt des Fugger tritt zurück. Irgendwo dort lebt Käthe. Ob sie sich in der langen Zeit verändert hat? Es kommt Jockel so vor, als liege über der Stadt ein

leises Summen und Raunen. Es wird umso stärker, je näher er kommt. Die Augsburgsburger Glocken! Warum läutet es denn von allen Türmen, als finde ein Reichstag statt?

Am Stadttor hält man sich nicht lange mit Jockel auf. Es ist ja nur mit einem alten Wächter besetzt, und der sagt: »Beeil dich, wenn du noch etwas sehen willst!«

»Was gibt es denn hier zu, sehen?«

»Den Trauerzug von Herrn Jakob Fugger dem Reichen. Heute wird er zu Grabe getragen.«

»Der Herr Fugger ist tot? Ich habe doch noch eine Rechnung mit ihm zu begleichen!«

»Das ist wohl jetzt zu spät? Und was hat ein Bauernbursche wie du schon mit den Fuggern zu tun! Lauf schnell; der Trauerzug wird gleich den Fuggerpalast verlassen!«

Alle Straßen um das Stadttor sind leer. Glocken dröhnen betäubend, auf die niedrigen Dächer herunter. Jockel holt eine Gruppe von Menschen ein, die in Trauergewändern und mit brennenden Kerzen in den Händen dem Fuggerpalast zuschreiten. Es sind die Bewohner der kleinen Fuggerstadt am Jakober Tor, die ihrem Wohltäter die letzte Ehre erweisen wollen, gebeugte, verhutzelte Gestalten in steifen Kleidern, zur ewigen Dankbarkeit verpflichtet. Ihnen wird heute die Ehre zuteil, dem Trauerprunkwagen vorangehen zu dürfen. Mit ihnen findet sich nun auch Jockel vor dem Fuggerpalast ein, neugierig und betroffen zugleich, doch bald verlässt er die Gruppe und stellt sich auf eine Haustreppe, um das Geschehen besser übersehen zu können. Und er möchte nicht zu den ganz und gar vom Hause Fugger abhängigen Armen, zu den Bewohnern der Fuggerei gerechnet werden.

Wofür sollte er dem Fugger wohl dankbar sein?

Rechts und links vom Portal haben sich Trommler aufgestellt und erfüllen hart und rhythmisch die Luft mit ihrem dumpfen Wirbel. Jockel muss natürlich an das Nürnberger Männleinlaufen denken, aber dieser Aufzug hier ist denn doch etwas anderes.

Nun öffnen sich die großen Torflügel des Fuggerpalastes, und Herr Ulrich Lauringer, der Ordner des Trauerzuges, zeigt sich als Erster. Er winkt den Trommlern, und sie eröffnen den Zug, gefolgt von

Fahnenträgern und Herolden in schwarzer, mit Silberfäden bestickter Kleidung. Hinter ihnen schreiten die Augsburger Ratsherren und Bürgermeister. Alle tragen ihre goldenen oder silbernen Amtsketten um den Hals. Ihnen schließen sich die Bewohner der Fuggerei an, und dann verlässt der von acht Rappen gezogene Prunkwagen mit dem Sarg den Fuggerpalast.

Niemand bleibt unbeeindruckt von dieser düsteren Pracht, auch Jockel nicht. Auch der reichste Mann der Welt muss sterben. Nichts bleibt ihm von seinem Reichtum, vorbei ist es mit seiner Pracht.

Und doch, was wahr ist, muss wahr bleiben: Ihr habt mir Unrecht getan, reicher toter Herr Fugger, und habt mich ins Verderben stoßen wollen! Ich kann Euch nicht beweinen. Das hättet Ihr wohl nicht gedacht, dass der Doppelgänger des Herrn Diebold hier im Bauernkleid an Eurem Sarge steht! Ich bin noch am Leben!

Jockel muss plötzlich an Barthel Beham denken. Was würde der wohl empfinden, stände er hier an der Straße und zeichnete diese letzte Fahrt von Jakob Fugger dem Reichen? Und vielleicht auch ihn, Jockel Wolgemut, den falschen Fugger, in Bauernkleidern?

Hinter dem Prunkwagen schreiten die Neffen des Fugger mit ihren Frauen und Kindern. Einen Augenblick schießt es Jockel durch den Kopf, dass er sich in diese Schar einreihen könnte, denn Herr Diebold ist nicht dabei. Er brauchte sich nur ein wenig zu verkleiden, und jedermann würde auch ihn für einen Erben halten. Aber nein, nur das nicht!

Wenn doch der Zug bald ein Ende hätte, es wäre jetzt eine gute Gelegenheit, in den Fuggerpalast zu schlüpfen und Käthe aufzusuchen. Oder ob sie auch an diesem Trauerzug, an dieser kalten Augsburger Pracht teilnimmt?

Jockel friert. Er verspürt auch Hunger und Durst, aber vorläufig würde ihm wohl kein Wirt etwas ausschenken und vorsetzen.

Fast hundert schwarz gekleidete Fuggerknechte ziehen nun an ihm vorüber. Auch jene sind dabei, mit denen er an den Hof des sächsischen Kurfürsten gefahren war. Niemand erkennt ihn.

Nun kommen die Hausbedienten des Fuggerpalastes, und mit ihnen geht Käthe Lauringer im Trauerzug. Jockel bleibt für einen Augenblick

das Herz stehen. Auch sie wird an ihm vorbeigehen, wie sollte er sich in dieser Menge wohl bemerkbar machen und zu erkennen geben?

Aber immerhin weiß er nun, dass sie nicht im Fuggerpalast ist, dass er mit der Begrüßung warten muss, bis Herr Jakob Fugger, der tote Reiche, in seiner Gruft in der St.-Anna-Kirche beigesetzt sein wird.

Doch jetzt richtet Käthe ihre Augen auf ihn, stutzt, errötet, ein Lächeln fliegt über ihr Gesicht: Sie hat ihn erkannt! Sogleich verlangsamt sie ihre Schritte, bleibt zurück, schlüpft aus der Reihe, verschwindet in einem Pfortchen, und nach kurzer Zeit sieht Jockel sie aus einem Fenster des Fuggerpalastes winken.

Inzwischen hat der Trauerzug das große Tor durchschritten. Jockel schlüpft auf den Großen Hof. Da bin ich also wieder, spricht er vor sich hin. Den Herrn Fugger habe ich nicht mehr erreicht, aber Käthe, ja, die scheint auf mich gewartet zu haben...

Käthe steht an eine Säule gelehnt.

»Da bin ich also wieder, Käthe«, sagt Jockel leise.

»Ich wusste, dass du eines Tages zurückkommen würdest. Heute muss ganz und gar kein Trauertag für uns sein. Komm, Jockel, wir wollen leben und fröhlich sein!«

Sie stehen umarmt und wollen sich gar nicht mehr loslassen.

Fast ganz Augsburg versammelt sich zu Herrn Fuggers Begräbnis. Jockel aber sitzt in Lauringers Küche und lässt sich Braten und Wein schmecken, isst auch knusprige türkische Fledermäuse und erzählt von seinem abenteuerlichen Weg.

»Niemand wird mehr nach dem Fuggerschen Doppelgänger fragen«, sagt Käthe. »Ich schon gar nicht! Sei wieder ganz Jockel Wolgemut! Freilich könnte ich mir auch einen anderen Jockel vorstellen, einen stolzen, erfolgreichen.«

Jockel lächelt, aber dann seufzt er.

»Ach, weißt du, Käthe, das eben wollte ich ja sein, und dabei kam ich auf die Fuggerfährte. Ich wollte mehr sein, als ich war. Es war zwar nur ein Spiel, ich wollte ja nur im Schembartzug ein Fugger sein, auch, als es dann Ernst wurde, hielt ich das alles noch für ein Spiel. Aber jetzt, glaube ich, ist es Ernst für mich geworden.«

»Was wirst du tun, Jockel?«

»Ich möchte jemand sein, dem du gern folgen möchtest, Käthe.« Nun ist es heraus, und es war gar nicht schwer.

»Willst du mich denn, Käthe?«

»Ja, Jockel, ja ... Ich möchte dich auch schon so, wie du gerade bist. Aber wir brauchen wohl auch ein Haus, ich möchte heraus aus dem Fuggerpalast!«

»Ja, ich werde uns ein Haus bauen, ich brauche eins, denn bei den Eltern kann ich nicht immer bleiben.« Es wird Ernst mit dem eigenen Leben. War das Fuggerdasein vielleicht doch mehr als nur ein Spiel? Eine Stufe zum eigenen Leben?

»Lass uns tanzen, Käthe! Zuerst eine Pavane, einen Pfautanz, wie er in den Fuggersälen getanzt wird, du hast es öfter gesehen als ich ... Lass uns ausschreiten, als wären wir Pfauen. Die Musik spielt eine langsame getragene Melodie, als eröffne sie einen Trauerzug ... Doch es gibt bessere Tänze! Erinnerst du dich noch an den Namenstag des Fugger?«

Und Jockel singt: »Tanz mir nicht mit meiner Jungfer Käthen, sonst tanz ich mit deiner Jungfer Greten ...«

Aber es wird nicht mehr viel mit dem Tanzen, denn Jockel ist erschöpft und müde und ist dankbar, dass ihm Käthe wieder in der Kammer des Bruders ein Bett richtet.

Jockel fühlt sich ein wenig wie vor der Reise nach Wittenberg, und doch ist alles anders. Der Fugger ist gestorben. Nicht nur Herr Jakob der Reiche. Auch der Schembartfugger. Was tu ich denn nun in Augsburg? denkt Jockel. Für einige Tage habe ich noch Geld im Beutel. Ich darf mich aber nicht einfach an Käthes Tisch setzen und das Brot ihres Vaters essen. Ich muss Brot für uns beide schaffen. Mit Lebkuchenbacken? Ich mag nicht mehr, mir ist das zu wenig ... Aber anderes habe ich nicht gelernt. Ach, Jockel, du hast dir das alles so schön gedacht mit Käthe und Braut und Bräutigam!

So erschöpft sich Jockel auch fühlt, es dauert lange, ehe er eingeschlafen ist.

Am nächsten Morgen bittet ihn Ulrich Lauringer mit großer Freundlichkeit an den Frühstückstisch.

»Iss und trink und stärke dich, man hat dir ja übel mitgespielt. Meine Frau hat dir ein Töpfchen Honig hingestellt, iss, so viel du willst, du musst dich wieder an den Geschmack gewöhnen, denn es bleibt wohl nichts anderes übrig, als weiterhin Lebkuchen zu backen ...«

»Ja, so wird es wohl sein, Vater Lauringer«, seufzt Jockel und versüßt sich die schweren Gedanken mit einigen Löffeln Honig.

»Übrigens gehe ich heute in die Druckoffizin Hofbrugger, um zu prüfen, ob die letzten Aufträge unseres verstorbenen Herrn und Wohltäters ausgeführt worden sind. Willst du mich begleiten?«

»Ihr sprecht das so komisch aus, Vater Lauringer. Bei den Worten Herr und Wohltäter macht Ihr ein Gesicht, als tränket Ihr sauren Wein. Ja, wenn Ihr erlaubt, würde ich die Druckoffizin gern wieder aufsuchen. Wird auch Eure Tochter mitkommen?«

»Natürlich, wenn sie will und ...«

Ulrich Lauringer zwinkert mit den Augen und rührt in seiner Breischüssel herum.

»Da möchte ich mich aber schöner anziehen, Vater«, sagt Käthe, »und der Jockel soll auch nicht in seinen Bauernkleidern durch Augsburg gehen. Ich werde ihm etwas anderes heraussuchen, vom Bruder Ambrosius.«

»Lass mich in meinem Bauernkittel«, sagt Jockel. »Ich habe mich daran gewöhnt!«

Käthe gefällt Jockels Aufzug nicht, aber sie findet sich damit ab.

Es wird Nachmittag, ehe Ulrich Lauringer Zeit hat, in die Offizin zu gehen, denn er hat genug damit zu tun, nach dem Begräbnis von Herrn Jakob in Haus und Hof wieder Ordnung zu schaffen. Da haben Knechte die Trauergeschirre der Pferde einfach wieder fortgeräumt, ohne sie gründlich geputzt zu haben! Und die schwarzen Tücher, mit denen die Galerien verkleidet waren, haben sie auch nicht ordentlich zusammengelegt.

»Sie meinen wohl, der neue Herr Fugger sieht es nicht«, schimpft Lauringer noch, während sie den Fuggerpalast verlassen. »Vielleicht sieht er es wirklich nicht, aber solange ich im Amt bin, herrscht Ordnung. Das werde ich auch gleich dem Hofbrugger klar machen!«

»Mach es nur nicht so stark, Vater«, sagt Käthe, »es gibt auch anderes als die Fuggersche Ordnung.«

»Und was wäre das, du Naseweis?«

»Gerechtigkeit und Freundlichkeit und ... und ...«

»Was denn – und?«

»Du weißt schon, Vater ... Dass ich den Jockel gern habe!«

Jockel hört es nicht, denn er geht einige Schritte hinter den Lauringers und hängt seinen Gedanken nach.

In der Offizin Hofbrugger verschworen sich Unzufriedene, um mit dem Fugger abzurechnen. Wie gut kann er sie jetzt verstehen! Eigentlich ist er ihnen in den Rücken gefallen, als er da als falscher Fugger auftrat. Gewiss, er hat Aufruhr, Empörung und vielleicht auch Blutvergießen verhindert, aber auch die zu Recht Empörten um ihre Abrechnung gebracht. Was mag aus ihnen geworden sein? Müsste er nicht Abbitte leisten?

Der Weg ist heute viel kürzer als damals. Und ganz anders. Jockel hat keine Lust, nach rechts und links zu schauen. Weder die bemalten Häuser noch die murmelnden Brunnen fesseln seine Aufmerksamkeit. Schon betreten sie das Hofbruggersche Haus.

Der Druckherr muss Herrn Lauringer bereits durch das große Straßenfenster gesehen haben, denn er ist sogleich zur Stelle, verbeugt sich viele Male und versichert: »Ich stehe Euch und dem Hause Fugger ganz zu Diensten; kommt und seht, alles ist fertig, Druckarbeit von der besten Handwerkskunst!«

Während Ulrich Lauringer die Druckbogen betrachtet, kommt Jockel ein Gedanke, ein Plan, ein Hoffnungsfünklein. Er atmet tief den Geruch von Druckfarbe und feuchtem Papier und erinnert sich an Cranachs Druckoffizin in Wittenberg. Dann tritt er an den Druckherrn Hofbrugger heran und fragt:

»Könnt Ihr nicht einen Drucklehrling gebrauchen? Ich würde gern bei Euch eintreten?«

Hofbrugger mustert Jockel von Kopf bis Fuß, verzieht geringschätzig das Gesicht und sagt griesgrämig:

»Du? Ein so alter Lehrling? Und in Bauertracht? Ich hatte schon genug Ärger mit deinesgleichen. Nein. Nie.«

Versucht es doch wenigstens. Ärger sollt Ihr mit mir nicht haben.«

»Das sagt jeder. Und wo sind meine ehemaligen Gesellen jetzt? Verbannt, in alle Winde zerstreut! Und wie viel habe ich in sie hineingesteckt! Nein!

Jockel sieht auf Käthe und seufzt.

»Es nützt nichts, ich muss nach Nürnberg zurück!«

Das glaube ich auch«, sagt Ulrich Lauringer. »Ein Nürnberger kann nun einmal kein Augsburger werden.«

Aber es geht doch nicht nur darum, Vater«, murmelt Käthe. »Was könnte Jockel nur tun?«

»Lass nur, Käthe«, sagt Jockel laut; »ich weiß jetzt, wen ich danach fragen kann, wie es mit mir weitergehen könnte ... Den Beham in Nürnberg!«

Jockel bleibt noch einige Tage in Augsburg, dann rüstet er sich zur Rückkehr nach Nürnberg. Zu Fuß und in Bauernkleidern.

5.

Rückkehr

Das Jahr neigt sich dem Ende zu, der Wind reißt die letzten Blätter von den Bäumen, und die Felder stehen schon kahl und leer. Hier und da verdient sich Jockel unterwegs einen Zehrfennig beim Holzfällen, und einmal hilft er beim Schweineschlachten und darf auch am Schmaus teilnehmen. Man bittet ihn zu bleiben, doch es drängt ihn weiter, denn er möchte noch vor dem Schnee in Nürnberg sein.

Als er eines Nachts in einem Heuschober vor Kälte mit den Zähnen klappert, vergleicht er seine Rückkehr mit dem Aufbruch, damals ein Fugger, wenn auch ein falscher, heute ein Bauernknecht, doch er schiebt die Bitterkeit sogleich zur Seite. Was soll's? Heute ist heute, und ich bin Jockel Wolgemut! Was nützen die Spiele? Und er schläft ein.

Die Sprache, die Jockel jetzt entgegenklingt, hört sich schon heimatlich an und bestätigt ihm, dass Nürnberg nicht mehr weit ist. Er atmet erleichtert auf, dass er nun bald daheim ist, denn die Wolken sehen nach Schnee aus. Als dann die ersten Flocken fallen, befindet sich Jockel schon auf Nürnberger Gebiet, doch es ist schon Nachmittag, und er sucht für die Nacht eine Herberge, da er die Stadt vor Toresschluss nicht mehr erreichen wird.

Der Bauer, den er um Nachtlager bittet, lässt ihn sogar in der Küche auf 'einer weich gepolsterten Ofenbank schlafen, so gut ist es Jockel schon lange nicht gegangen. Das Feuer aus dem Küchenherd wirft einen warmen rötlichen Schein auf Decke und Wände: Beruhigend schnurrt eine Katze im Weidenkorb.

Als die Hausleute sich in aller Frühe erheben, fühlt sich auch Jockel frisch und ausgeruht. Nachdem er mit den anderen eine Schüssel Hafergrütze gelöffelt und einen knusprigen Brotkanten dazu gegessen hat, bricht er auf. Vielen Dank für die Gastfreundschaft!

Bild (Buch S. 197)

Kurz vor Mittag trifft er am Nürnberger Stadttor ein, und zwei Stadtknechte mustern ihn misstrauisch. Wieder einer im Bauernkittel und in Bundschuhen!

»Was willst du in Nürnberg? Ist doch kein Markttag heute!«

»Ich will nichts verkaufen«, sagt Jockel heiser und hustet. »Ich bin Jockel Wolgemut, mein Vater ist über die Männlein am Giebel der Frauenkirche gesetzt, er ist Meister Melchior Wolgemut.«

Wie sollte der Stadtknecht diesen Namen nicht kennen?

»Ach so, du bist der Fugger aus dem Schembartzug? Ja, ich erinnere mich. Jetzt siehst du nicht gerade wie ein Fugger aus. Also dann komm herein nach Nürnberg!«

Es ist schon etwas Besonderes für Jockel, als er das Stadttor durchschreitet. Ich bin wieder in Nürnberg, jubelt er, ich bin wieder zu Hause!

Gleich neben dem Tor liegt eine winzige Gastwirtschaft, in der man zu jeder Tageszeit knusprige wohlriechende Bratwürste verzehren kann, und nebenan werden Leb- und Honigkuchen verkauft, die nicht weniger gut duften, und an diesen heimatlichen Gerüchen kommt Jockel nicht vorbei. Bereitwillig zählt er dem Bratwurstwirt die Hälfte seiner letzten Pfennige auf den Tisch, für den Rest wird er sich Lebkuchen kaufen. So gut hat es ihm schon lange nicht geschmeckt, und die Welt sieht doch gleich ganz anders aus, auch wenn es schneit, und der Schnee sofort wieder zu Schmutz und Schlamm zerschmilzt. Dennoch geht es auf den Nürnberger Straßen, Gassen und Plätzen lebendig und geschäftig zu wie eh und je, und auch Jockel gibt seinen Schlenderschritt auf und fällt in Eile.

Was werden die Eltern sagen? Nur zweimal hatte er Gelegenheit, ihnen eine Nachricht aus Augsburg zu senden. Seit dem Aufbruch nach Wittenberg konnte er nichts mehr von sich hören lassen, und sie werden sich Sorgen gemacht haben.

Eilig kommt ihm ein Mann entgegen, die Blicke nachdenklich auf den Boden geheftet. Dem muss ich ausweichen, denkt Jockel, sonst rennt der mich noch um. Doch wohin in diesem Schlamm? Doch er traut seinen Augen nicht – es ist Barthel Beham, der da auf ihn losstürmt.

»Einen guten Tag, Maler Beham, wohin denn so eilig? Ihr kennt mich nicht mehr? Ihr werdet Euch nicht mehr an mich erinnern ... Ich bin Jockel Wolgemut; wir begegneten uns zum ersten Mal beim Männleinlaufen.«

Beham hat zuerst einen kleinen Schrecken bekommen, als er sich so plötzlich aus seinen Gedanken gerissen sieht, doch dann erinnert er sich.

»Jockel Wolgemut ... Ja, das ist lange her! Wie kommt Ihr denn in die Bauernkleider?«

»Ich bin da in eine bunte Geschichte geraten, und glaubt mir, ich habe keinen größeren Wunsch, als sie Euch zu erzählen. Ich brauche Euren Rat, Maler Beham!«

Barthel Beham ist zwar daran gewöhnt, dass man ihn um Rat und Hilfe in den verschiedensten Nöten bittet, doch dieser Fugger-Wolgemut in Bauernkleidern macht ihn neugierig.

»Dann kommt am besten gleich mit, ich bin auf dem Weg nach Hause.«
Ja aber, möchte Jockel sagen, ich habe die Stadt erst vor wenigen Augenblicken betreten, und nun soll ich gleich ... Doch er geht mit. Diesen Weg ist er zuletzt mit Diebold Fugger gegangen, welch ein Unterschied! Jetzt fühlt er sich wohler.

»Ihr habt' mir die Sache mit den Männlein erklärt, Maler Beham ... Wisst Ihr, damals, als sie stehen geblieben waren. Und dann wollte ich mich als falscher Fugger malen lassen. Nun komme ich als Jockel Wolgemut zurück«, sagt Jockel unterwegs und bemüht sich, mit dem Maler Schritt zu halten. »Ich möchte aber nicht einfach in die Lebkuchenbäckerei zurück«, fügt er leiser hinzu, »ich weiß, das ist fast so unmöglich wie ein Fugger sein zu wollen ... Es geht auch um Käthe, wisst Ihr, Käthe ist meine Braut ...«

»Nun kommt erst einmal herein, Jockel, dann wollen wir weitersehen.«
Vater Beham steckt den Kopf aus seiner Kammer, als er Stimmen, und Schritte auf der Diele hört. Schon wieder ein Bauer? Kann sich das Behamhaus denn dauernd solche Gäste leisten? Man hat schon Scherereien genug!'

»Wir können gleich essen, Vater«, sagt Barthel. »Ich habe Jockel mitgebracht, den Sohn von Melchior Wolgemut.«

Vater Beham beruhigt sich. Ein guter Name, von dem keine Unruhe droht.

Margarethe, die den Beham-Haushalt führt, hat schon längst den Tisch gedeckt und Sebald bereits dreimal aufgefordert, aus der Werkstatt zu kommen.

»Gleich, Grete, gleich«, sagt der immer wieder, »nur noch dieses Strohdach! Und dann noch die tanzenden Bauern!«

Nun aber steht Barthel in der Tür, nun können sie sich zu Tisch setzen. Barthel stellt seiner Schwester den Gast vor.

»Herzlich willkommen, Jockel Wolgemut«, sagt Margarethe, die sich noch erinnern kann, ihn hier in der Werkstatt als Fugger gesehen zu haben; Barthel hatte ihr damals von diesem Schembart-Wagnis Jockels berichtet.

»Ihr seid lange fortgewesen und habt uns sicher viel zu erzählen. Doch wartet, setzt Euch erst einmal an den Ofen, damit Eure Kleider trocknen. Ich bringe heiße Honigmilch.«

»Ja, ich kann viel erzählen«, gibt Jockel zurück und setzt sich gehorsam.

»Ich habe das Leben der Fugger kennen gelernt, und auch Augsburg kenne ich. Nichts gegen Nürnberg, es ist meine Heimat, aber auch Augsburg ist eine schöne Stadt, das muss ich schon sagen. Und die Leute wissen, was sie wollen. Stellt euch vor, sie haben sogar dem Hause Fugger die Stirn geboten, haben den Mann angegriffen, der den Kaiser in der Hand hat. Ungeheuerlich, nicht wahr? Aber sie waren im Recht, ich kann es ihnen nachfühlen. Der Fugger ist keine harmlose Schembartfigur, wie konnte ich nur ... Jakob der Reiche ist zwar nun gestorben, doch es wird immer neue Fugger geben. Beinahe hätte er auch mich auf dem Gewissen gehabt. Wenn der Cranach in Wittenberg mich nicht geschützt hätte, säße ich jetzt nicht hier. Ich habe genug vom Fugger!«

Jockel kommt außer Atem, die Worte überstürzen sich, denn er möchte sich alles auf einmal von der Seele reden.

»Da hat es Euch weit in der Welt umhergetrieben, dass unsereiner ganz neidisch, werden könnte«, sagte Margarethe Beham bewundernd.

»Hier ist das Leben aber auch nicht stehen geblieben«, versichert Sebald, »auch die Nürnberger wissen, was sie wollen ... Auch wir

bieten der Obrigkeit die Stirn! Auch in unserer Stadt gibt es Spiele, wie sie der Fugger treibt. Doch wir wollen eine andere Obrigkeit!«

Nun findet Vater Beham keinen Geschmack mehr an Bier und Salzfleisch; es wird noch ein schlimmes Ende nehmen mit seinen Söhnen, Aufrührer sind sie, Empörer, Unruhestifter, doch es nützt nichts, sie deshalb immer wieder zur Rede zu stellen, sie wissen, was sie zu tun haben, sagen sie ...

Jockel aber sitzt mit großen Augen und offenen Ohren.

»Wenn das so ist, kann ich doch nicht einfach wieder Lebkuchen backen, als sei nichts geschehen.«

Barthel lacht.

»Hunger werden die Menschen ja immer haben! Aber ich kann schon verstehen, dass Ihr neu beginnen wollt. Es ist ja auch wegen Eurer Braut – wie heißt sie doch gleich? Ich hab's Käthe!«

Jockel kann nicht verhindern, dass er errötet.

»Ihr werdet mir helfen, Maler Beham?«

»Wollen sehen, was sich tun lässt! Arbeit gibt's genug in Nürnberg. Kommt in den nächsten Tagen wieder vorbei, Jockel Wolgemut, dann werden wir sehen.« _.

Die Brüder Beham müssen sich schon seit langem nicht mehr über einen Mangel an Aufträgen beklagen. In der Druckoffizin von Hans Hergot stehen die Pressen nicht still: Die Kammern, in denen frische Druckschriften aufbewahrt werden, sind schnell wieder leer. Seine Buchführer, die die Druckwaren verteilen, ziehen in alle Himmelsrichtungen; sie können gar nicht so viel heranschaffen, wie es Käufer gibt. Besonders gefragt sind kleine Zeichnungen der Brüder Beham, die man auch ohne Worte versteht: Da wird die Obrigkeit angegriffen, da kämpfen und tanzen Bauern, immer wieder Bauern. Niemals zuvor sind so viele Bauernbilder gezeichnet, gedruckt und verkauft worden. Manchmal arbeiten die Brüder Beham bis tief in die Nacht hinein, um alle Aufträge und Wünsche zu erfüllen.

»Ihr müsst uns einmal ganz ausführlich erzählen, was Ihr alles erlebt habt, Jockel Wolgemut, jetzt reicht die Zeit nicht«, sagt Barthel und kramt in seinen Zeichnungen, bis er findet, was er gesucht hat: die Zeichnung, auf der Jockel als falscher Fugger in ganzer Figur dargestellt

ist, breitbeinig und wichtigtuertisch. Barthel Beham hat das gewünschte Bild nicht gemalt, er wusste ja, dass dies kein echter Auftrag war, sondern nur ein Schembartspiel.

»Wollt Ihr es noch einmal sehen, Jockel Wolgemut?«

Jockel wird still, betrachtet das Bild, möchte es wegschieben, lässt es aber doch vor sich liegen und nickt.

Ja, so hat er sich selbst einmal sehen wollen. Ihr habt Euch da auf keinen guten Weg eingelassen, Jockel Wolgemut, hatte Käthe nach Herrn Jakobs Namenstag zu ihm gesagt. Jetzt aber ist es ihm, als stände er in größter Entfernung von diesem Bild. Es lockt und es drückt ihn nicht mehr, es ist ganz weit weg.

Barthel Beham kramt in einer Schieblade.

»Hier habt Ihr Euer Goldstück zurück, Jockel, ich habe es nicht angerührt. Damit Euch wenigstens etwas von Eurem Fuggergewinn bleibt:«

Jockel bedankt und verabschiedet sich und geht nach Hause.

Am Abend, während schon die meisten Nürnberger Bürger mit ihren Familien zu Mahlzeit und Gespräch zusammensitzen, machen sich die Brüder Beham in die Pegnitzmühle auf, in der sie schon seit Monaten zu den Stammgästen gezählt werden. Wie viel Kundschafter und Nachrichtengänger, wie viele Bauern und fahrende Leute haben sie dort schon kennen gelernt, beobachtet und gezeichnet.

»Ja, hier wird das richtige Korn gemahlen«, pflegt Harm Hauser, der Wirt und Müller, immer zusagen, wenn die Flügel kreisen und die Mühle klappert. »Und daraus kann dann auch das richtige Brot gebacken werden.«

Überall in den deutschen Landen rüsten sich die Bauern zum Kampf. Hier und da ist es schon zu Gefechten gekommen. Auch in der Pegnitzmühle werden Schlachtpläne geschmiedet. Einmal haben die Brüder Beham einem Bauernführer gelauscht; jeder Satz ist ihnen im Gedächtnis geblieben.

Dran! Dran! Dran! beginnt eines der Flugblätter, das sie hier gelesen haben. Es ist Zeit! Die Bösewichter sind schon verzagt wie die Hunde. Regt die Brüder an, lasst euch nicht davon abbringen, achtet nicht auf

das Winseln der Ungerechten! Sie werden euch freundlich bitten, greinen und flehen wie die Kinder. Lasst euch nicht abbringen. Wir dürfen nicht länger schlafen. Dran, solange das Feuer heiß ist! Schmiedet Pinkepank auf den Ambossen, werft den Turm zu Boden!

Von den Nürnberger Türmen aber schauen die Stadtoberhäupter und ihre Wächter besorgt sowohl ins Bauernland als auch in die Nürnberger Ecken und Winkel. Man wird nicht länger zulassen, dass sich unzufriedene Handwerker zusammenrotten, dass in aller Öffentlichkeit aufsässige Gespräche geführt werden, dass das aufrührerische »Dran! Dran! Dran!« auch in Nürnberg von Mund zu Mund geht. Man hat längst ein Auge auf solche, die sich dem Stadregiment und den alten Sitten und Gewohnheiten nicht länger anpassen wollen. Man lässt sie beobachten und hat soeben festgestellt, dass sich die Brüder Beham mit dem Magister Hans Denck treffen und schon wieder am Abend die Stadt verlassen, obwohl es stürmt und schneit, dass man keinen Hund vor die Tür jagen möchte.

»Habt Ihr Meister Hergot nicht mitgebracht, Magister Denck?« fragt Sebald Beham und zündet seine Laterne an.

»Nein, er hat sich auf eine weite Reise begeben. Habt Ihr davon nicht gehört? Bis nach Leipzig.«

»Alle Wetter! Um diese Jahreszeit?«

»Ein Kaufmannszug hat ihn mitgenommen. Ich könnte ihn beneiden.«

Dann begeben sich die drei schweigend auf den wohlbekanntem, heute verschneiten Weg, Sebald mit 'der Laterne voran, Denck in der Mitte. Schon von weitem hören sie die Mühle klappern. Vor dem Wirtshaus empfängt sie wachsames Hundegebell, Harm Hauser hat sich erst kürzlich den dritten scharfen Kettenhund angeschafft. Man muss auf der Hut vor Spähern sein.

»Ihr seid die Letzten«, empfängt der rotbärtige Mühlenknecht etwas vorwurfsvoll die Ankömmlinge. »Es sind allerhand Leute da. Beeilt Euch!«

Die Brüder Beham und der Magister Denck klettern in Eile hinauf und ziehen die Leiter hoch. Sie finden die kleine Gaststube über den Mühlensteinen gedrängt voll. Bauern aus dem Odenwälder Haufen treffen sich mit Bundesgenossen, aus dem Taubertal. Das ist ein

Durcheinander von Erzählen, Fragen und Antworten! Alle scheinen sich darüber einig zu sein: »Lasst erst das Frühjahr kommen, dann schlagen wir los!«

Harm Hauser setzt sich zu den Malern.

»Unser Botengänger Balzer ist nicht zurückgekehrt. Wisst Ihr einen anderen, der an seine Stelle treten könnte?«

»Ich wüsste schon einen«, sagt Barthel und denkt an Jockel, »aber ich müsste ihn noch genauer kennen ...«

»Nun, dann durchforscht ihn und werbt ihn an ... Es soll sein Schade nicht sein.«

Draußen schlagen die Hunde an, Pferdegetrappel wird laut, Geräusche von Waffen, Stimmengewirr. Harm Hauser erblasst.

»Das sind nicht unsere Leute!«

Und dann geht alles ganz schnell. Eine Leiter wird unten angestellt, auf der nun Nürnberger Stadtknechte in die Gaststube hinaufklettern, obwohl sie dort kaum noch Platz zum Stehen finden. Ihr Anführer fasst den missgestalteten Harm Hauser ins Auge: »Ihr seid also der Wirt! Leugnet nicht, wir wissen, dass Eure Mühle kein gewöhnliches Gasthaus ist!«

Er schaut sich in der Runde um.

»Wir haben Befehl, die Brüder Beham und den Magister Denck als Gefangene nach Nürnberg zu bringen. Und alle anderen nehmen wir gleich mit.«

Der Magister Denck protestiert.

»Was wirft man uns vor? Wir sind unbescholtene Nürnberger Bürger!«

»Es wird sich zeigen, ob Ihr es bleibt, Magister Denck! Es genügt wohl, Euch gerade hier angetroffen zu haben!«

Zweien der Bauern gelingt es, in der Dunkelheit zu fliehen, obgleich die Mühle von bewaffneten Stadtknechten umstellt ist, als gelte es, eine Räuberbande auszuheben. Alle anderen werden gefesselt nach Nürnberg gebracht.

Es ist Mitternacht, als sie durchs Tor ziehen, das eigens offen gehalten worden ist.

Sie werden zum Rathaus geführt und in den eiskalten Lochgefängnissen eingeschlossen. Der arme Vater, denkt Barthel Beham, wenn der das morgen erfährt!

Im Hause Wolgemut ist alles beim Alten, als Jockel heimkehrt. Der Vater sitzt im Giebel der Frauenkirche bei den Männlein, während die Mutter gerade dabei ist, einen Kuchen zu backen, und es duftet bis auf die Straße hinaus nach Gewürzen.

»Jockel!« ruft Mutter Wolgemut, als ihr so plötzlich der Sohn gegenübersteht, lässt ihren Kuchen fallen und schließt Jockel in die Arme. »Dass du endlich wieder daheim bist! Aber wie siehst du aus?« Sie tritt einen Schritt zurück. »Hat man dich unterwegs überfallen und ausgeraubt?«

»Schlimmer als das, Mutter! Hereingelegt!«

Die Mutter schaut ihn an. »Hereingelegt? Was soll das heißen? Ist es dir denn nicht gut gegangen bei den Fuggern? Was hast du gelernt, Jockel?«

»Gut ist es mir gegangen, am Anfang jedenfalls, Mutter, aber dann...«

Er steht in seinem Bauernkittel in der Küche und ihm ist nun doch etwas jämmerlich zumute. Aber er überwindet sich. Schließlich kann er der Mutter jetzt nichts vorheulen. Jockel ist ein erwachsener Mann geworden, und gelernt hat er schon was, eine ganze Menge sogar. – Also setzen sich die beiden auf die Bank am Herd, und Jockel berichtet

...

Die Mutter hört stumm zu, nur ab und an schüttelt sie ungläubig und verwundert den Kopf, und erst zum Schluss, als nun alles heraus ist und er nur noch von Käthe spricht und davon, dass sie seine Frau werden soll, unterbricht sie ihn.

»Und wovon willst du heiraten und einen Hausstand begründen? Möchtest du mit deiner, Braut vielleicht oben bei den Männlein wohnen?« Sie ist wieder ganz die alte.

Jockel schluckt.

»Mutter, bin ich dem Fugger und dem Kurfürsten davongekommen, wird sich wohl auch ein Weg finden, den ich gemeinsam mit Käthe gehen kann.«

»In diesen zerlumpte[n] Kleidern vielleicht? Mir brauchst du nichts zu erzählen, ich bin eine Nürnberger Marktfrau und kenne das Leben zur Genüge. Schlag dir die Augsburgerin aus dem Kopf, Schluss jetzt mit den Possen Wenn Vater ein gutes Wort für dich einlegt, kannst du vielleicht wieder bei Meister Würzner Lebkuchen backen.«

Frau Wolgemut sagt das alles vollkommen ruhig, denn sie ist froh, dass ihr Sohn nach dieser Geschichte heil wieder nach Haus gekommen ist, und sie findet, dass es nun das Beste für ihn ist, wenn er sich nach der schmalen Nürnberger Gesellendecke streckt. Und auch in Nürnberg gibt es Mädchen zum Heiraten.

Wie gut, dass ich zuerst bei den Malern war, denkt Jockel, doch davon werde ich hier zu Hause nichts sagen.

Als der Vater kommt und Jockel sieht, kann er vor Freude kaum sprechen, und auch Nickel begrüßt den endlich heimgekehrten Bruder, umso mehr, als er hört, welcher Gefahr Jockel entronnen ist.

»Stell dir vor«, erzählt Nickel dann beim Abendessen, »in diesem Jahr hat der Rat das Schembartlaufen verboten, wir sind mit vielen Bittstellern hingegangen, aber vergeblich ...«

»Warum denn?« möchte Jockel wissen.

»In der Stadt ist zu viel Unruhe«, erklärt der Vater. »Aufwiegler treiben ihr Unwesen, Empörer, Verschwörer ... Wie leicht könnten sie sich hinter solchem Mummenschanz verstecken.«

Die Wolgemuts sitzen noch die ganze Nacht hindurch. Noch nie ist es vorgekommen, dass sie erst gegen Morgen schlafen gehen, dass Meister Melchior seine Männlein allein lässt und dass ein Besucher am Mittag die Familie aus dem Bett klopfen muss. Es ist Vater Beham, der aufgereg[t] in die Diele des Hauses drängt.

»Nichts für ungut, Meister Melchior, ich weiß, Ihr seid ein angesehener ehrenwerter Mann und tut keiner Fliege etwas zuleide, ich muss Euch dringend warnen ...«

»Was ist denn geschehen? Setzt Euch erst einmall«

Dazu ist Vater Beham jedoch nicht zu bewegen.

»Ich habe meinen Söhnen ja immer gesagt, dass es ein schlechtes Ende mit ihnen nehmen wird, wenn sie sich mit Hinz und Kunz und Bauern und Aufrührern zusammentun, und dahin ist es nun gekommen, man

hat sie ins Gefängnis geworfen ... Und nicht genug damit, heute früh war der Kirchenvogt der Frauenkirche mit Stadtknechten bei mir und wollte genau wissen, mit wem meine Söhne Umgang gehabt hätten, denn das seien allesamt Empörer und Aufwiegler! Euer Sohn, Meister Wolgemut, gestern war Euer Sohn mit Barthel und Sebald zusammen, zügelt Euren Sohn, Meister Melchior ... Es blieb mir ja nichts anderes übrig, ich habe gesagt, dass Euer Sohn bei uns war, ich hatte Angst ... Und nun will ich Euch warnen, denn ich weiß, wie es ist, wenn es den Söhnen an den Kragen geht ...«

Melchior Wolgemut hat Mühe, sich in die neue Lage hineinzufinden, und dann wird er erst einmal böse. Wie kann der Jockel nur! Noch bevor er nach Hause kommt, geht er zu den Malern und weiß nicht, worauf er sich da einlässt, er hat ja keine Ahnung, wie es in Nürnberg augenblicklich zugeht, der dumme Bursche!

»Habt vielen Dank, Vater Beham, wir müssen schleunigst handeln, aber was sollen wir bloß machen?«

»Was geht denn hier vor?« fragt Mutter Wolgemut, die sich inzwischen angezogen hat. Vater Beham erzählt seine Geschichte noch einmal und entschuldigt sich immer wieder, dass er den jungen Wolgemut angegeben hat, aber aus Angst, nur aus Angst ...

»Der Jockel muss also so schnell wie möglich verschwinden«, sagt Frau Wolgemut ganz ruhig. »Geht nur wieder nach Hause, Vater Beham, dass Euch hier ja niemand sieht!«

Doch wohin mit Jockel?

»Auf die Frauenkirche! In die Männleinkammer«, flüstert die Mutter, als der alte Beham gegangen ist. »Melchior, du wirst dort oben wohl ein Versteck ausfindig machen, auf das niemand kommt, schon gar nicht der dicke Kirchenvogt! Des Nachts kann der Jockel in deinem Werkstattkämmerchen schlafen, du hast ja dort oben sogar einen kleinen Ofen.«

Am Abend schleicht sich Meister Wolgemut mit seinem Sohn auf den Männleingiebel.

»Wie konntest du nur!« sagt er immer wieder. »Dem Fugger und dem Kurfürsten bist du entkommen, und nun hockst du hier oben gefangen!«

Bild (Buch S. 209)

Als es auf Mittag zugeht und die mächtige Uhr zu den zwölf Schlägen ausholt, haben sich auf dem Nürnberger Hauptmarkt wie üblich die Schaulustigen versammelt, um das Männleinlaufen zu sehen. Jockel hockt hinter dem mechanischen Werk und erlebt, wie es sich von der rückwärtigen Seite ausnimmt. Er muss seine Hand in der Tasche verstecken, denn am liebsten würde er irgendwo ins Räderwerk greifen und den ganzen Männleinzug zum Stehen bringen.

Nun beginnt die Figur des Ausrufers unter der vergoldeten Uhr das kleine Schauspiel mit dem Geläut des Glöckchens. So wird der Zug der Kurfürsten angekündigt. Der Ordner gibt mit seinem Stöckchen den Takt für die Begleitmusik an. Die Posaunenbläser, die Trommelschläger und der Flötenpfeifer spielen einen langsamen festlichen Tanz.

»Ihr Dummköpfe!« ruft Jockel den Figuren zu. »Da glaubt ihr nun, ein wenig Glanz von den großen Herren fiele auch auf euch! Hört auf, ihnen schöne Töne in die Ohren zu blasen!«

»Du hast klug reden«, scheinen die Männlein zu antworten. Du bist hier oben gefangen, und wir können ebenfalls nicht weg.

»Seid doch nicht so kleinmütig«, gibt Jockel zurück. »Ich jedenfalls will nicht ewig hier oben sitzen ... Du, Ausrufer, könntest etwas Besseres hinausschreien! Weshalb hat man die Brüder Beham in Ketten und Eisen gelegt und ins Lochgefängnis geworfen? Ungerecht und hartherzig sind die Losunger, die das verantworten! Nicht besser als der Fugger!«

Noch immer umrunden die Kurfürsten den Kaiser. Jeder verneigt sich unterwürfig, und der Herrscher neigt sein Zepter. Jockel lacht über die ruckartigen Bewegungen der Männlein. Das sollten die da unten einmal sehen, wie wenig prächtig und Ehrfurcht gebietend ein solcher Mechanismus von der anderen Seite aussieht!

Woche um Woche vergeht. Nur die Eltern Wolgemut wissen, dass sich auf dem Giebel der Nürnberger Frauenkirche nicht nur die Männlein aufhalten. Frau Wolgemut kocht für ihren Sohn ein so kräftiges und gehaltvolles Essen; dass sich keine Krankheit an ihn wagt. Der kleine

Ofen in der Werkstattkammer lässt sein Feuer Tag und Nacht nicht erlöschen. Dennoch ist es bitter kalt dort oben.

Jockel kennt inzwischen jedes Geräusch im Giebel, jedes Ächzen und Räuspern der Kunstuhr, jedes Rucken und Knarren im Männleinwerk. Allmählich verliert er die Geduld, möchte endlich sein Versteck verlassen. Doch der Vater beschwichtigt ihn immer wieder und überredet ihn zum Bleiben. Gegen die Maler wird im Rathaus ein Prozess geführt, dessen Verlauf nicht geheim bleibt. Es gibt niemanden in Nürnberg, der nicht irgendwie daran Anteil nähme. Jedermann hat von den Malern gehört, man weiß, dass sie ernst zu nehmende Leute sind, keine unbedachten Heißsporne.

Aufrührerische Reden haben sie geführt, heißt es. Den Rat haben sie verhöhnt. Sie erkennen die Obrigkeit nicht mehr an. Endlich müsse der gemeine Mann die Gewalt an sich bringen. Gottlose sind es, sagt der Vogt der Frauenkirche; der sich übrigens persönlich davon überzeugt hat, dass Jockel nicht zu Hause ist und sich also immer noch auf seiner zweiten Wanderschaft befindet.

Jede neue Nachricht wandert sogleich auch in Jockels Versteck hinauf. Meister Wolgemut erzählt zwar vorsichtig und zurückhaltend, ist auch zuerst empört über die Maler, die Ruhe und Ordnung gestört haben, doch je weiter der Prozess fortschreitet, umso mehr steht er auf ihrer Seite.

»Siehst du, Vater!" sagt Jockel. »Die Behams wissen, was sie wollen. Sie fürchten sich nicht, sie verschaffen sich nicht um jeden Preis ein gutes Ansehen bei der Obrigkeit. Und ich? Soll ich mich weiter so beschämen lassen? Mich noch immer versteckt halten? Wie lange denn noch?«

Eines Tages kommt Vater Wolgemut nicht allein die Wendeltreppe hinauf. Jockel unterscheidet Schritte von zwei Personen und ist eher neugierig als ängstlich.

»Gut Freund«, sagt der Vater und tritt mit einem Fremden in die Werkstattkammer, »der Mann hier ist der Buchdrucker Hans Hergot. Er möchte mit dir. sprechen.«

Jockel schüttelt Meister Hergot die Hand: »Ausgerechnet ein Buchdrucker! Willkommen in meinem Reich! Hier oben bin ich zurzeit das höchste Männlein. Woher wisst Ihr von mir?«

Hans Hergot schnauft noch vom Treppensteigen und setzt sich auf einen Schemel.

»Ich saß mit den Behams zusammen im Turm. Nun ist der Prozess zu Ende, ich kam mit einer Geldbuße davon, die Brüder Beham aber und auch der Magister Denck wurden aus Nürnberg ausgewiesen ... Eine Schande für die Stadt! Barthel hat von Euch gesprochen und bat mich, ich möge mich doch um Euch kümmern. Euer Vater hat mich hierher geführt. Ihr braucht Euch nicht länger zu verstecken, es ist ja alles vorüber.«

»Wirklich?« ruft Jockel. »Ich kann wieder nach Hause?«

»Nicht nur das«, fährt Hans Hergot fort. »Was; wollt Ihr nun tun, Jockel?«

»Ich weiß es nicht, Meister Hergot. Nur das ist mir klar: Lebkuchen möchte ich nicht mehr backen.«

»So kommt zu mir in meine Druckoffizin und seid mir bei der Herstellung neuer Druckschriften behilflich. Ihr müsst wissen, dass mich einige meiner Gesellen verlassen haben, weil ihnen der Boden unter den Füßen zu heiß wurde. Ich brauche Drucker, die ohne Furcht sind.«

»Aber ich habe keine Ahnung vom Druckgeschäft«, wendet Jakob ein, »gerade genug, dass ich lesen und schreiben kann.«

»Alles andere, was noch dazugehört, werdet Ihr lernen. In meiner Offizin wirkt ein hilfsbereiter Meister, von dem Ihr alles abgucken könnt.«

Jockel sieht seinem Vater ins Gesicht, der scheint mit sich zu kämpfen und schweigt. Nach einer Weile sagt Jockel: »Ich werde zu Meister Hergot gehen, Vater. Ich freue mich darauf...!«

»Tu, was du für richtig hältst«, sagt Melchior Wolgemut, doch seine Worte klingen leise und beklommen.

»Gehen wir also«, ruft Meister Hergot, »wir haben keine Zeit zu verlieren! Die Behambrüder mussten zwar fort, aber ich werde ihre Bilder weiterdrucken.«

Jockel wirft sein Bündel über die Schulter, springt die Treppen hinunter und singt: »Tanz mir nicht mit meiner Jungfer Käthen sonst tanz ich

mit deiner Jungfer Greten! Und mit der Jungfer Käthen tanz jetzt ich, tanz jetzt ich, tanz jetzt ich ...!»

Der Vater schüttelt lachend den Kopf.

»Lasst ihn nur, Meister Wolgemut«, sagt Hans Hergot. »Der ist richtig. Ein guter Lehrling für mich!«

Jockel kann sich nicht daran erinnern, sich schon einmal so leicht und frei gefühlt zu haben. Jetzt erst ist er wieder ganz und gar daheim in Nürnberg. Er lässt sich das Haar schneiden und geht durch die Stadt, und jedermann schaut und weiß, dies ist Jockel Wolgemut, der Sohn des Uhrmachermeisters Melchior Wolgemut, der über unser Männleinlaufen zu wachen hat. Buchdrucker will er nun werden? Warum nicht? Damit lässt sich auch ein schweres Stück Geld verdienen. Und bei Hans Hergot beginnt er nun seine Lehre? Er muss wissen, was er tut. Die Offizin ist nicht die größte in Nürnberg und schon gar nicht die reichste, eher steht sie in dem Ruf, aufsässige Reden und gefährliche Schriften zu drucken. Aber Hans Hergot ist glimpflich davongekommen bei dem großen Prozess ...

Eines Tages kommt wieder ein Fuggerzug nach Nürnberg, angeführt von Ulrich Lauringer, dem Hausmeister der Fugger in Augsburg.

Eigentlich wollte Lauringer nicht mehr auf größere Reisen gehen, denn er ist schließlich nicht der Jüngste. Doch seine Tochter hatte ihm so zugesetzt, als ihm die Reise angetragen wurde, dass er schließlich einwilligte. Der neue Hausherr im Fuggerpalast weiß, dass er sich nach einem neuen Hausmeister würde umsehen müssen, nach einem jüngeren. Doch diese Fahrt sollte Lauringer noch antreten, um einige nicht eben bedeutende Geschäfte mit Nürnberger Kaufleuten abzuwickeln.

Dazu aber, dass Käthe unbedingt mit nach Nürnberg fahren wollte, konnte Herr Anton Fugger seine Einwilligung lange Zeit nicht geben. So verzögerte sich die Reise. Es war ganz und gar ungewöhnlich, dass Frauen solche Reisen unternehmen. Was würden die Nürnberger dazu sagen, wenn das Haus Fugger nun schon eine Frau schickte? Das würde allem möglichen Gerede Tür und Tor öffnen.

Doch Käthe Lauringer besteht auf ihrem Plan und ihrem Wunsch und setzt ihn durch. Es berührt sie nicht, dass man sie unterwegs anstaunt wie früher den Mohren Soliman. Sie möchte wissen, was aus Jockel geworden ist, und sie wird ihn ausfindig machen.

Die Reise verläuft ohne Zwischenfälle. Für die unbekanntenen Städte und Landschaften hat Käthe kaum Augen, denn sie denkt unentwegt an Jockel.

In Nürnberg angekommen, fragt sie, nach dem Uhrmachermeister Melchior Wolgemut, wird in sein Haus gewiesen, ja, hier lebt auch Jockel Wolgemut, er ist gesund und munter, befindet sich aber gerade nicht daheim, sondern in der Druckwerkstatt des Meisters Hans Hergot.

Ist er denn kein Lebkuchenbäcker mehr? Käthe ist außer sich vor Verwunderung. Er hat das Lebkuchenbacken aufgegeben, um ein Druckerlehrling zu werden, es macht ihm nichts aus, noch einmal ganz von vorn anzufangen.

Das ist also Käthe, Jockels Braut, denkt Mutter Wolgemut, und sie kommt eigens von Augsburg ...

Käthe fragt sich zur Werkstatt des Hans Hergot durch und lässt sich von einem Fuggerknecht begleiten, während Ulrich Lauringer Zimmer im Gasthaus am Tiergärtnerter bestell.

Der Buchdrucker Hans Hergot ist überrascht, als ein Fuggerknecht mit einem vornehmen Fräulein sein Haus, betritt.

»Wo ist Jockel Wolgemut? Ich möchte ihn sehen!«

»Hinten in der Offizin. Was wollt Ihr von ihm?«

Doch Käthe ist schon an Hergot vorbei in die Werkstatt geschlüpft. Jockel sieht anders aus, als Käthe ihn in Erinnerung hat, ernster, nachdenklicher. Er ist allein. Nun blickt er zur Tür, etwas unwillig. Kommen schon wieder Kunden, um zu mahnen und zu drängen? Er ist noch nicht fertig mit seiner Arbeit! Doch nun springt er auf. Wie sehr hat er sich nach diesem Augenblick gesehnt! Wie oft wollte er seinen Meister um die Erlaubnis bitten, nach Augsburg zu wandern, hatte es jedoch nicht gewagt, denn er war. ja Lehrling und dürfte solche Ansprüche noch nicht stellen. Und er kann Käthe ja auch noch nichts bieten,;

»Käthe!«

Am liebsten hätte er sie in seine Arme geschlossen, doch seine Hände sind schwarz von Druckfarbe, und Käthe ist so schön angezogen. So wagt, er nicht einmal ihr die Hand zu geben.

»Guten Tag; Jockei, sei begrüßt, ich musste wissen, wie es dir geht!«

»Gut geht es mir, gut, dass du gekommen bist! Du siehst, ich werde Buchdrucker, und ich habe dazu keinen Hofbrugger nötig! Und du – willst du etwa eine Frau Buchdruckerin werden?«

Käthe kann zwar nichts sagen, aber Jockel hört doch eine Antwort.

Sach- und Personenerklärung

Ackerbürger Stadtbewohner, der seinen Lebensunterhalt auch aus der Landwirtschaft bezieht '

Ältermann Vorsteher einer Zunft

Armbrust Fernwaffe, die aus einer Weiterentwicklung des einfachen Pfeilbogens hervorging.

Die Geschosse waren Bolzen verschiedener Form oder Pfeile, auch hart gebrannte Lehm- und Tonkugeln sowie Marmor- und Bleikugeln.

Ballade Gedicht aus vielzeiligen Strophen mit Refrain, ursprünglich zur Begleitung eines Tanzes gesungen

Barett Flache Mütze mit breiter Krempe aus weichem Stoff; vielfach verziert, von kostbarem Federbusch überragt

Barren Die an Gewicht und Größe sehr verschiedenen Stangen von Gold und Silber, in die diese Metalle vor ihrer, Verarbeitung geformt wurden

Bastion Bollwerk, vorspringende Teile des Hauptwalles einer Befestigung

Cranach, Lucas d. Ä. Bedeutender deutscher Maler und Grafiker, geb. 1472 in Kronach (Oberfranken), gest. 1553 in Weimar. Seine Werke zeigen ihn als heftigen Verfechter des protestantischen Glaubens.

Denck, Hans Bedeutende Persönlichkeit innerhalb der Auseinandersetzungen der frühbürgerlichen Revolution, wurde 1523 Rektor der St.-Sebaldus-Schule in Nürnberg. Wegen revolutionärer

Betätigung 1525 vom Nürnberger Rat verbannt. 1527 in Basel an der Pest gestorben

Disputation Streitgespräch, besonders eine in der Öffentlichkeit geführte wissenschaftliche Auseinandersetzung

Domkapitel Beratergremium eines Bischofs. Die Mitglieder (Domkapitulare, Domherren) waren meist Adlige.

Dürer, Albrecht Bedeutender deutscher Maler und Grafiker, geb. 1471 in Nürnberg, gest. 1528 in' Nürnberg. Kennzeichnend für seine Kunst sind Entdeckerdrang, Bemühen um ständige Vervollkommnung, bedeutende Gestaltung der Wirklichkeit und der menschlichen Charaktere. Schuf zahlreiche Gemälde, Kupferstiche, Holzschnitte-, Handzeichnungen und kunsttheoretische Schriften

Fachwerk Baukonstruktion aus Holzgerüsten; deren Zwischenräume (Fächer genannt) mit Mauerwerk ausgefüllt werden

Fahrender Schüler Reisender Gelehrter (oder Student) ohne festes Amt und Einkommen. Vielfach Verbreiter revolutionärer Ideen

Faktorei Auswärtige Handelsniederlassung von Kaufleuten

Fastnacht Die früher der religiösen Fastenzeit vorausgehende ausgelassene Feier, besonders der Tag vor dem Aschermittwoch (40 Tage vor Ostern)

Frauenkirche Volkstümliche Bezeichnung einer der »Unserer Lieben Frau« Maria (der biblischen Legende nach Mutter von Jesus Christus) geweihten Kirche

Fronvogt Herrschaftlicher Beamter, der die Steuerzahlungen der Bauern eintrieb

Fähnlein Einheit des militärischen Fußvolkes, etwa 300 bis 400 Mann

Gewerk Handwerk, Zunft

Hakenbüchse Handfeuerwaffe des 15. und 16. Jh. Der Name kommt von einem an den Lauf geschweißten Haken, der zur Aufnahme des Rückstoßes beim Schuss diente.

Harnisch Der zum Schutz des Oberkörpers bestimmte Teil der Rüstung, meist aus Stahl

Herold Fachmann für das Adelswesen. Die Herolde leiteten alle öffentlichen Feierlichkeiten und waren Boten des Krieges und des Friedens

Horoskop Stellung der Gestirne 'zu einem bestimmten Zeitpunkt, z. B. bei der' Geburt eines Kindes. Aus dieser Stellung wurden von Astrologen Charakter und Schicksal des Menschen gedeutet, häufig auch in betrügerischer Absicht.

Kirchenvogt Kirchengemeindeführer

Kunstschreiner Kunsthandwerker, der wertvolle, reich verzierte Möbel herstellte

Latwerge Teig- oder breiartige Arzneizubereitung aus festen oder flüssigen Stoffen, die für den inneren Gebrauch bestimmt ist

Legat Pöpstlicher Vertreter mit diplomatischem Auftrag

Losungen Bezeichnung für die Nürnberger Bürgermeister

Luther, Martin Vertreter des bürgerlich-gemäßigten Lagers der frühbürgerlichen Revolution, Begründer des deutschen Protestantismus. Geb. 1483 in Eisleben, gest. 1546. Professor der Philosophie und der Theologie in Wittenberg, Verfasser zahlreicher Bücher und Schriften

Magister Gelehrtentitel, wissenschaftlicher Lehrer, der Schüler um sich versammelte. Dem Dokortitel vergleichbar

Majolika Meist künstlerisch reich verzierte Keramikerzeugnisse, vor allem aus Italien

Muskete Gewehr mit Luntenschloss

Namensfest Tag, der nach dem kirchlichen Kalender jenem Heiligen geweiht ist, dessen Namen geführt wird. Früher oft an Stelle des Geburtstages gefeiert

Offizin Werkstatt, vor allem für Apotheken und Buchdruckereien gebräuchlich

Pelzschabe Obergewand, vorn mit senkrechtem Schlitz und breit ausgelegtem Kragen

Pirckheimer, Willibald Deutscher Schriftsteller und Gelehrter. Geb. 1470 in Eichstätt, gest. 1530 in Nürnberg. Freund Dürers

Profoss Militärischer Vorgesetzter mit polizeilicher Vollmacht

Reichsstift Eine mit Einkünften und Rechten ausgestattete Einrichtung mit dazugehörigen Personen, Gebäuden und Besitzungen. Besaß Stimmrecht auf dem Reichstag

Sachs, Hans Dichter von Fastnachtsspielen, ursprünglich Schuhmacher. Geb. 1494 in Nürnberg, gest. 1576 in Nürnberg. Er zeigte sich kritisch gegen das Patriziat und die katholische Kirche

Sankt, abgekürzt St. Heilig

Scherensessel Stuhlform des 15.-17. Jh. Zwischen das kreuzförmig verbundene scherenartige Gestell wurde eine Sitzfläche gespannt.

Soll und Haben Kaufmännisch-buchhalterischer Begriff. Das Soll bezeichnet die Schuldposten, das Haben das Guthaben

Spenglermeister Süddeutsche Bezeichnung für Klempnermeister

Souverän Staatsoberhaupt

Stand, Stände Gesellschaftliche Klassen und Schichten

Studiosus Student

Trossbub Landsknecht zur Beförderung der Verpflegung und des Kriegsmaterials '

Veneter Bewohner der Republik Venedig

Weibel Dienstgrad bei den Landsknechten, der für militärische Ordnung und Ausbildung zu sorgen hatte

Welschland Italien (oder Frankreich)

Welt der Alten Geschichte und Kultur der Griechen und Römer, die sog. Antike

Zunft Handwerksvereinigung zur Festlegung von Löhnen, Preisen und Märkten und zur Kontrolle der Qualität. Nur wer Mitglied einer Zunft war, durfte ein Handwerk ausüben